

HOFFNUNG IM WANDEL

# HOFFNUNG IM WANDEL

---

BEGEGNUNGEN MIT DER MORALISCHEN  
AUFRÜSTUNG

*Herausgegeben von Gabriel Marcel*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT  
STUTTGART



Die französische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Un changement d'espérance. A la rencontre du Réarmement moral*  
Copyright 1958 by Librairie Plon Paris  
Ins Deutsche übertragen von Theophil Spoerri

Alle deutschen Rechte bei der Deutschen Verlags-Anstalt GmbH,  
Stuttgart. Umschlag- und Einbandentwurf: Hans Hug. Gesetzt aus  
der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck: Georg Appl, Buchdruckerei,  
Wending/Schwaben. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach,  
Württemberg. Printed in Germany

*Nichts Größeres geschieht je in der Geschichte  
als ein Wandel der Hoffnung.*

HENRI GOUHIER

## VORWORT

Das Buch „Hoffnung im Wandel“ will eine Antwort auf die Frage geben, welche Ziele sich die Bewegung der Moralischen Aufrüstung gestellt hat.

In persönlichen Zeugnissen schildern Menschen unserer Zeit, die der Idee Frank Buchmans begegnet sind, wie sie durch Selbstbesinnung den Haß überwunden haben. Sie sind zu der Erkenntnis gekommen, daß es zunächst an ihnen selbst liegt, diese verwirrte, verängstigte und von unheimlichen Gefahren bedrohte Welt zu einer besseren und menschlicheren Heimstätte für alle zu machen. Nur wenn sich das persönlich-moralische Verhalten des Einzelnen und sein politisches Handeln nach den gleichen Grundsätzen ausrichten, wird auch ein Wandel in den Beziehungen zwischen Völkern und Staaten eingeleitet werden können.

Kein Geringerer als der bedeutende christliche Philosoph Frankreichs Gabriel Marcel hat diesem Buch seine Feder geliehen. Möge es viele nachdenklich machen, möge es ihnen vor allem die Erkenntnis vermitteln, daß nur in einem Wandel der eigenen Gesinnung echte Hoffnung auf ein friedlicheres Zusammenleben der Völker liegen kann.



Bundeskanzler

## BRIEF AN DREI BEUNRUHIGTE FREUNDE

Mein lieber Roger, mein lieber Paul, mein lieber Thierry,  
Ihr habt mich in Euren Briefen Euer betrübtes Erstaunen über die Nachricht wissen lassen, daß ich mich nach meinem Aufenthalt vom letzten September in Caux der Moralischen Aufrüstung angeschlossen habe. Gewiß, Eure Begründungen sind verschieden. Du, Roger, bist vor allem ein Philosoph. Es widerstrebt Dir, Dich als gläubig zu bekennen, trotz der Ehrfurcht vor der Religion, die Du immer wieder zum Ausdruck gebracht hast. Du, Paul, bist ein Protestant und ein Schüler Karl Barths. Du, mein lieber Thierry, bereitest Dich vor, Deine erste Messe zu zelebrieren in der Dorfkirche, wo du einst Deine erste Kommunion gefeiert hast. Doch wenn Ihr auch, aus Angst, mir weh zu tun, es nicht deutlich heraus sagt, so spüre ich wohl, wie Ihr Euch alle drei ärgert und wohl auch ein wenig bestürzt seid. „Er wird alt, er nimmt ab“: das ist der unausgesprochene Gedanke, den ich hinter all Euren Worten spüre. Ich muß darum allen drei zusammen antworten.

Ich möchte zuerst die Geschichte meiner Begegnung mit dieser Bewegung erzählen.

Es war, wenn ich nicht irre, 1933, als ich mit meiner Frau zum ersten Mal bei meinem Freund dem Maler André Davids das kennenlernte, was man damals Oxford-Gruppe nannte. Anwesend waren Robert und Diane de Watteville, Pfarrer Grosjean, Lucie Desoille, die dann die beste Freundin meiner Frau wurde. Sie starben beide kurz nacheinander nach dem Krieg.

Ihr könnt Euch denken, daß es nicht die von der Gruppe verkündete Ideologie als solche, nämlich die Lehre von den vier moralischen Maßstäben, war, die mich hätten fesseln können. Absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute



Liebe. Für sich allein betrachtet konnte diese Lehre mir nicht anders als etwas zu einfach vorkommen.

Um so mehr überraschte mich ein ganz merkwürdiges Zusammenreffen. Ich hatte das Jahr vorher eine Abhandlung unter dem Titel „*Position et approches concrètes du mystère ontologique*“ (Ort und konkrete Annäherungswege des ontologischen Geheimnisses) geschrieben, die zuerst als Anhang zum „*Monde cassé*“ (das Schauspiel „Die zerbrochene Welt“) erschienen war. In diesem Versuch, den Pater Lubac und Etienne Gilson mit Recht als eine meiner wichtigsten Schriften betrachten, hatte ich den Nachdruck auf die zentrale Bedeutung der inneren Sammlung gelegt, insofern sie ein Akt der geistigen Selbsterfassung ist. „Es ist im Grunde“, sagte ich, „der Akt, durch den ich mich als Einheit erfasse: das Wort ‚Sammlung‘ deutet es an, aber dieses Zu-sich-selber-Kommen, diese Wiedererfassung meiner selbst, erfolgt in der Form einer Entspannung, einer Hingabe, einer *Hingabe an – und Entspannung in Gegenwart von –*, ohne daß es mir irgendwie möglich wäre, diese Präpositionen mit einem Substantiv, auf das sie sich beziehen, zu verstehen. Der Weg geht nur bis zur Schwelle . . .

Mitten im Zu-mir-selber-Kommen nehme ich Stellung zu meinem Leben. Ich ziehe mich daraus zurück . . . *In diesem Rückzug nehme ich mit, was ich bin und was vielleicht mein Leben nicht ist . . .* Die Sammlung ist vielleicht das am wenigsten in die Augen Stechende der Seele, es bedeutet nicht, daß man auf etwas schaut, es ist ein Sich-wieder-Fassen, eine innere Wiederherstellung.“

„Wir stehen hier vor dem Paradox, das das Geheimnis ist, kraft dessen das Ich, in das ich heimkehre, aufhört, sich selber zu gehören“ (Ed. Nauwelaerts-Vrin: S. 63–64).

Bitte entschuldigt diese Zitate, meine lieben Freunde. Sie beleuchten, was von Anfang an der Berührungspunkt zwischen den Gruppen und mir war. Ich war in der Tat ganz bereit, das anzunehmen, was für sie das Wesentliche geblieben ist: daß wir in der inneren Sammlung eine Stimme hören, die nicht mehr diejenige des Ichs ist.

Das ist aber nicht alles; noch auf einem anderen Punkt befand ich

mich vor einer Erfahrung, die mit meinen eigenen Nachforschungen und Überzeugungen zusammentraf. Worauf ich hinziele, ist *Begegnung*, und zwar visiere ich genau den Akt, durch den ein Bewußtsein – das Wort befriedigt mich nicht – sich in Gegenwart eines anderen Bewußtseins zu öffnen vermag, und das unter Bedingungen, über welche die unzähligen Erfahrungsberichte, die meine Freunde in diesem Werk beigebracht haben, die größte Klarheit verschaffen.

Aber Ihr, die Ihr mit meinen Schriften vertraut seid, Ihr werdet sicher anerkennen, daß dieses Offensein zum Andern schon dieses „Zwischenmenschliche“ (Intersubjectivité) ist (ich glaube, diesen Ausdruck damals noch nicht verwendet zu haben), das in meinen späteren Schriften eine zentrale Stelle einnehmen sollte.

Unter diesen Umständen werdet Ihr es nicht überraschend finden, daß meine Frau und ich uns entschlossen, im Winter 1933–34 an kleinen Zusammenkünften der Gruppen teilzunehmen. Das geschah in unserer Wohnung, Rue de Tournon, die wir eben eingerichtet hatten. Die Zusammenkünfte häuften sich und hinterließen in meiner Erinnerung einen eher zwiespältigen Eindruck. Erstens kamen zu viele Leute bloß aus Neugierde, was den Charakter dieser Zusammenkünfte verfälschte. Sodann muß ich zugeben, daß ich auf künstliche Weise Zeugnisse hervorzurufen mich bemühte – ja, daß ich leider sogar darauf ausging, Gelegenheiten zu schaffen, in denen ich mich als schuldig bekennen mußte. Im allgemeinen spielte das persönliche Element eine zu große Rolle. Es kommt hinzu, daß man damals, sicher zu Unrecht, der Meinung war, daß alles, was gesagt wurde, einen positiven Charakter, wie man es nannte, haben mußte, so daß schon die Reflexion als solche negativ beurteilt, ja verdächtig wurde.

Im Laufe des folgenden Sommers veranlaßten gewisse Erlebnisse, auf die einzugehen mir völlig unnütz erscheint, meine Frau und mich, die Tätigkeit, von der ich sprach, zu unterbrechen; doch gelegentlich bekamen wir Nachricht von der weiteren Entwicklung der Oxford-Gruppe und von der Umwandlung, aus der die Moralische Aufrüstung entstand. So blieb ich in der Folge immer auf



dem Laufenden über die zugleich weitreichenden und unerwarteten Entwicklungen, die den Charakter der Bewegung tief verändern sollten.

Im Laufe der letzten Jahre empfing ich oft den Besuch dieser oder jener Persönlichkeit, die, mit der Tätigkeit der Moralischen Aufrüstung direkt verbunden, mir berichtete, was in den verschiedenen Ländern geschah.

Aber ich glaube sagen zu können, daß die entscheidende Begegnung für mich diejenige war, die ich im November des vorletzten Jahres in Tokio mit amerikanischen und japanischen Persönlichkeiten hatte, die in den Ereignissen, über die der dritte Teil dieses Buches berichtet, eine hervorragende Rolle spielten. Die Berichte, die ich in Tokio hörte, lieferten mir den unwiderleglichen Beweis für eine bedeutsame Tatsache: daß nämlich die Bewegung einen direkten Einfluß auf das politische Leben einiger Länder des Fernen Ostens ausübte, da Staatsmänner wie der philippinische Präsident, der japanische Premierminister und andere direkt unter dem Einfluß der Bewegung standen.

Wiederholt war ich nach Caux eingeladen worden, aber immer hatte ich das an mich gestellte Ansinnen abgelehnt. Da ich meine Reaktionen kenne, fürchtete ich, durch gewisse oberflächliche Aspekte des dortigen Geschehens irritiert, ja gar abgeschreckt zu werden, wodurch ich mich dann weniger frei gefühlt hätte, meiner tiefen Anteilnahme an der Arbeit der Moralischen Aufrüstung Ausdruck zu geben.

Aber ich muß zugeben, daß diese Haltung etwas Unehrlisches und Ungerechtfertigtes hatte. So werdet Ihr nicht erstaunt sein, daß ich letzten August in London, als ich erneut eine Einladung meines Freundes Lawson Wood erhielt, mich entschloß, mit diesem unentschiedenen Verhalten Schluß zu machen, und erkannte, daß es meine Pflicht war, die Einladung anzunehmen. Mit der Großmut, die einer der prächtigen Züge dieser Mannschaft ist, schlug man mir vor – da man wußte, wie unbeholfen ich mich bewege –, mich im Corrèze abzuholen. Und nie werde ich mich ohne Rührung an die wunderbare Reise erinnern, die wir zusammen machten, indem

wir an einem Tage durch die Auvergne und den Verlay vom Rande des Quercy bis zu den Gestaden des Genfer Sees gelangten. Aber das ist anekdotisch und gehört nicht zu unserem Gegenstand.

Es ist jetzt an der Zeit, auf Eure Fragen einzugehen und vor allem auf den zentralen Einwand, der in leicht veränderter Form in allen drei Briefen auftaucht: Was in aller Welt hatte ich bei einer solchen Bewegung zu suchen? Oder noch genauer: Wie konnte ein so heikler und gewissenhafter Denker wie ich sich so leicht mit all dem kindischen Wesen abfinden, das hier allem anhaften soll?

Zunächst werde ich darauf antworten, daß man sehr behutsam unterscheiden muß – auch wenn diese Unterscheidung schwierig zu vollziehen ist – zwischen kindisch und einfach. Einfachheit ist in meinen Augen ein positiver Wert – ein Wert, fast allgemein verkannt in einer Welt wie der unsrigen, die sich in ihrer eigenen Kompliziertheit zu verlieren droht. Es wäre die Mühe wert, festzustellen, welches die Gebiete sind, wo Kompliziertheit unvermeidlich ist, wo sie zu einem wirklichen Fortschritt gehört, und welches diejenigen, wo sie sich selber buchstäblich zu Tode reitet. Wo die Technik allbeherrschend ist, und ich denke vor allem an diejenige, die dem Menschen die Beherrschung der Natur sichert, kann Kompliziertheit kaum vermieden werden. Es scheint, daß sie zu einer immer genaueren Erfassung des Naturgeschehens gehört. Diese Kompliziertheit bezieht sich gleichzeitig auf die Kalkulation und auf die Apparaturen, deren Möglichkeit und Wirksamkeit auf dieser Kalkulation beruht. Aber das Erstaunliche ist – und wenige sind sich dessen bewußt –, daß im Augenblick, da wir uns dem Menschlichen zuwenden, alles anders wird. Es ist wahr, daß das Wort „das Menschliche“ von gefährlicher Zweideutigkeit ist: Wenn ich den Menschen als eine Maschine oder eine Summe von Mechanismen ansehe, so muß ich allerdings die äußerste Kompliziertheit seines Triebwerkes feststellen. Doch geben wir uns Rechenschaft: damit haben wir dann aufgehört, den Menschen als Menschen zu betrachten. Ich kann ihn nur in dieser Weise betrachten, wenn ich das Wesentliche vergessen habe: daß der Mensch nämlich fähig



ist, Werte und Ziele zwar nicht zu schaffen, jedoch zu erfassen und ihnen gemäß oder zuwider zu handeln.

Aber das bedeutet gerade, daß man aufhört, den Menschen als Maschine zu sehen. Wie außerordentlich wichtig das ist, werdet Ihr erst ermessen, wenn Ihr daran denkt, daß die Grunderfahrung meiner Freunde die einer Änderung ist, einer Wandlung, die nicht nur innerlich ist, sondern den ganzen Menschen von Grund auf erfaßt. Hier könnte ich Hunderte von Beispielen anführen, was Ihr aus den Berichten des ersten Teils dieses Buchs selber ersehen werdet. Nehmen wir das Beispiel von R. D. Mathur, einem jungen Inder, der das Äußerste im Kampf um die Unabhängigkeit seines Landes eingesetzt hatte. Aber im Augenblick, wo sein Land frei wurde, stellte er einerseits fest, wie Ihr selber sehen werdet, daß die Freiheitskämpfer die gleichen Vorwürfe verdienen, die sie vorher den Engländern gemacht hatten, daß sie nämlich gerade so wenig Ehrlichkeit und Gerechtigkeit an den Tag legten, in deren Namen Mathur und seine Freunde ihre Gegner so bitter bekämpft hatten. Andererseits wurde ihm bewußt, daß er selber ein gewöhnlicher Ehrgeizling gewesen war und die Ziele, die er sich als die besten gesteckt hatte, zu seinem *eigenen Vorteil* und nicht um ihrer selbst und des allgemeinen Wohles willen verfolgte. Von diesem Augenblick an wurde Mathur tatsächlich ein neuer Mensch.

Ich sehe hier zwei Einwände voraus: den einen vom Philosophen, den anderen von den Gläubigen. Ich werde gleich darauf eingehen. Aber zuerst muß ich Euch bitten, auf die Umstände zu achten, in denen diese Entdeckung stattfand. Sie wurde nicht im Alleinsein eines Menschen gemacht, der wie wir in der Abgeschlossenheit des Studierzimmers über diese Dinge nachgedacht hätte.

Diese Entdeckung geschah *in der Begegnung* mit anderen Menschen, und alles läßt darauf schließen, daß sie gerade kraft dieser Begegnung nicht nur nicht als flüchtiger Gedanke verschwand, sondern im Gegenteil das Leben dessen, der sie gemacht hatte, entscheidend beeinflusste und so zu dem wurde, was ich ein Ur-Ereignis, ein Quell-Ereignis nennen möchte – Ursprung einer Reihe von Handlungen, die ohne dieses Ereignis undenkbar wären.

Wenn Du, lieber Roger, mir also sagst: „Es ist gar nichts Neues in alledem, nichts, für das wir selber in unserem Leben des Nachdenkens nicht unzählige Beispiele fänden“, so bitte ich Dich, Deine Aufmerksamkeit auf meine letzte Bemerkung zu richten. Uns, als Menschen des Nachdenkens, gehen allerlei Ideen durch den Kopf. Es ist uns nicht schwer, uns selber in diesen oder anderen Umständen zu sehen und zu beurteilen, aber meistens ohne daß diese Einsicht (Insight) oder dieses Urteil eine Folge hätte. Sehr oft ist es ein Urteil, das überhaupt nichts ändert, und vor allem – und darauf kommt es wesentlich an – *trägt es nichts dazu bei, uns für die anderen erhellend – ich möchte lieber sagen: radioaktiv – zu machen*; denn derjenige, der sich selbst in der beschriebenen Weise sieht und beurteilt, ist noch nicht radioaktiv, bloß weil er sich nun einmal das Nachdenken zur Gewohnheit gemacht hat. Das ist es gerade, was mir an den Männern und Frauen, denen ich in Caux begegnet bin, auffällt: daß sie nicht nur umgewandelt wurden, sondern daß sie ein geheimnisvolles Vermögen bekamen, ohne daß ihr Wille dabei im Spiel gewesen wäre. Ich brauche das Wort „Vermögen“ nur ungern, weil es zu so vielen Mißdeutungen Anlaß gibt. Besser wäre es, von einer „aktiven Gegenwart“ zu reden, und Ihr wißt, welchen Platz dieses Wort Gegenwart in meinen Schriften einnimmt. Eine Gegenwart, die eine Gabe, ein Licht ist und wirksam wird, ohne daß derjenige, dem sie verliehen ist, sich dessen bewußt wäre.

Nun zum anderen Einwand, dem Deinigen, Paul: Der Ausdruck „ein neuer Mensch“, den ich brauche, hat Dich sicher geärgert. Denn der neue Mensch – ist er nicht für den Gläubigen der Mensch, der im Glauben erfaßt, daß er durch die Gnade ein neues Geschöpf geworden ist? Ist nicht der schwerwiegendste Deiner Einwände, die Du gegen die Moralische Aufrüstung vorbringst, der Vorwurf des Naturalismus? Richtet sich nicht Deine Kritik dagegen, daß hier sterbliche Kreaturen über die Kraft zu verfügen beanspruchen, über die nur Gott allein verfügt?

Es scheint mir, daß man Dir folgendes antworten kann: Vor allem geht es hier nicht um eine Theologie – wäre es auch bloß in An-



sätzen – oder noch viel weniger um eine Philosophie, sondern um eine Erfahrung, und man muß gleich hinzufügen, daß sowohl bei den Mohammedanern wie bei den Christen eine grundlegende Demut gewahrt bleibt, was mit andern Worten heißt, daß diese Erfahrung immer auf Gott und Gott allein bezogen wird. Du kannst sicher sein, daß an dem Tage, an dem R. D. Mathur erfahren hat, daß er für andere – etwa für ein Glied seiner Familie – erhellend geworden ist, er Gott auf den Knien dankte, daß Er ihn als unwürdiges Instrument erwählt hatte. Ich kann sogar versichern, daß Selbstgefälligkeit, Anmaßung und Eigendünkel, sobald sie sich in einer Äußerung bemerkbar machen, sofort von allen erkannt und abgelehnt werden. Eines Morgens hörten wir einen afrikanischen Politiker, der offenbar nichts verstanden hatte und die Bewegung zugunsten seiner zukünftigen Wiederwahl benutzen wollte; jeder verstand augenblicklich, daß er noch das ABC zu erlernen hätte. Was noch besonders betont werden muß, ist, daß die außerordentliche Freude, die vor allem aus der in Caux versammelten Jugend strahlt, sich nach meinem Gefühl nicht durch Selbstentsagung erklären läßt, denn das Wort „Entsagung“ hat andere Obertöne, sondern daß diese Menschen ein für allemal völlig von sich selber frei geworden sind. Ich kenne keinen Ort, wo man die einzige Freiheit, die etwas wert ist, die Freiheit der Kinder Gottes, so mit Händen greifen kann.

Doch sehe ich Dich, Thierry, an dieser Stelle die Offensive ergreifen. Gott: aber welcher Gott? Handelt es sich da nicht, wirst Du mich fragen, um einen ziemlich aufgeweichten Protestantismus? Ich kann mit aller Bestimmtheit antworten: *sicher nicht*. Ein junger Kameruner aus dem Norden, dessen klares und schönes Gesicht mir auffiel, sagte uns eines Tages: „Ich habe lange gezögert, nach Caux zu gehen. Ich bin Mohammedaner, und meine Brüder sagten mir: ‚Nimm Dich in acht – dort wird man Dich zum Christentum bekehren wollen!‘ Ich bin gleichwohl gekommen, und schon nach einigen Stunden in Caux habe ich verstanden, daß niemand darauf ausgeht, Proselyten zu machen, und ich war beruhigt.“

In der Tat, es fehlt hier völlig an Bekehrungsabsichten, und zwar

aus dem einfachen Grunde, weil es sich hier weder um eine Religion noch um eine Sekte handelt. Doch werdet Ihr einwenden, hier sei der strikte Bereich der Moral überschritten, da alle in der stillen Einkehr zwar nicht das Wort Gottes zu hören behaupten, aber doch eine Mahnung oder einen ausdrücklichen Befehl göttlichen Ursprungs.

Hier scheinen mir einige Bemerkungen am Platze zu sein. Vor allem ist es eine Tatsache, daß fast alle, die Frank Buchman oder einem seiner Anhänger begegnet sind und die Notwendigkeit spürten, auf einer neuen Ebene zu leben, wenn sie auch zuerst diese Erfahrung mit rein moralischen Begriffen gedeutet haben, doch in der Folge notwendigermaßen zur Erkenntnis kamen, daß es für sie nicht möglich war, an dieser Stelle Halt zu machen, sondern daß sie sich gegenüber einer höheren Instanz, die sie Gott nannten, als abhängig erklären mußten; diejenigen, die in ihrer Jugend eine religiöse Erziehung genossen hatten, sind fast ausnahmslos in ihre Kirche zurückgekehrt, die andern haben wohl die Kirche gewählt, deren Geist ihrer neuen Lebensrichtung am besten entsprach. So oder so ist ihnen diese religiöse Bindung als Folge, oder vielleicht sollte man sagen als Krönung ihrer inneren Umwandlung erschienen. Es scheint mir unerläßlich, auf diesen Punkt allen Nachdruck zu legen und ein für allemal den Irrtum auszurotten, daß wir es hier mit einer neuen Religion oder Sekte zu tun hätten.

Ich sehe sehr wohl die Zwickmühle, in welche Roger mich einzusperren versuchen wird. Entweder, wird er mir sagen, verweilen wir diesseits einer eigentlich religiösen Aussage – und dann ist es nicht erlaubt, von einer göttlichen Führung zu sprechen; oder man beharrt auf dem Anspruch, daß der Mensch in seiner Umwandlung einem übermenschlichen Antrieb gefolgt ist, und dann befinden wir uns, was Du auch immer sagen magst, auf dem Boden der Religion; aber welcher Religion? Mir scheint, dieses Dilemma beruhe auf einem Entweder-Oder, das abgelehnt werden muß. Die in Frage stehende Erfahrung, von der Ihr weiter unten sehr bewegende Berichte finden werdet, kann offenbar nur auf dem Boden einer natürlichen Religion verstanden werden, welche als gemeinsamer



Nenner dienen kann für Christen, Mohammedaner, Buddhisten usw. – die japanischen Shintoisten nicht zu vergessen –, eine natürliche Religion, die ihren Ort diesseits nicht nur der geoffenbarten, sondern auch der konstituierten Religionen hat. Wenn Ihr mich nun drängt, meine persönliche Stellungnahme zu dieser so ernstesten Frage zu äußern, so kann ich Euch antworten, daß es meiner Meinung nach – und das verpflichtet nur mich allein – nicht absolut nötig ist, den Gedanken buchstäblich zu nehmen, daß es Gott selber ist, der zu uns in der Stille der Einkehr spricht. Ich kann hier eine meiner Lieblingspersonen anführen, Arnaud in den „*Gierigen Herzen*“ (Coeurs avides). Er spricht zu Evelyne, der zweiten Frau seines Vaters, über den Pakt, den er mit einem Größeren als er abgeschlossen hat, und durch den er sich verpflichtet hat, daß er das Geheimnis, das über dem Tod seiner Mutter schwebt, nicht zu erforschen versuchen wird. Mit wem dieser Pakt? fragt Evelyne. Ich empfinde kein Bedürfnis, antwortet er, meinem Partner einen Namen zu geben. Ich weiß nur, daß er gegenwärtig ist – nicht ein menschlich Gegenwärtiger, jemand, über den ich nicht reden kann, aber für den ich ein Du bin. Er ist da. Er wacht (Seite 149). Ich bin überzeugt, daß diese Zurückhaltung, diese „wissende Unwissenheit“ hier geboten ist. Wenn in meiner stillen Einkehr mir zu verstehen gegeben wurde – wenn auch in der verschwiegensten Art –, daß ich auf *diese* Weise handeln solle und auf keine andere, dann ist es *ein Größerer als ich*, der mich erleuchtet hat. Aber die Frage: Wer ist das? hat sie hier einen Sinn? Was mich anbelangt, so kann ich nur sagen, daß das Wort „Gott“ hier vor allem eine ausklammernde Bedeutung hat, daß es ein Zeichen ist, das im Grunde die Weigerung andeutet, diese Frage zu stellen, oder vielmehr umreißt schon diese Weigerung an sich den Schatten, ich möchte sagen eines *Nichtwissens*, einer Feststellung, die nicht ausgesprochen werden kann, ohne verfälscht zu werden. Es wird meines Erachtens nicht nötig sein, die Jaspers'sche Idee der „Chiffre“ anzuführen, um verständlich zu machen, daß das hier Gemeinte jenseits der Kategorien der Rede oder einer Welt des „Wer“, einer Welt des „Dieser oder Jener“ liegt; und wenn das

Wort „Transzendenz“, das man seit Jahren so schmähslich mißbraucht, hier seinen Ort hat, so gerade, weil es auf diesen Übergang hinweist.

Das Gebot der elementarsten Aufrichtigkeit veranlaßt mich übrigens festzustellen, daß wahrscheinlich weder Frank Buchman noch seine Anhänger die Vorbehalte, die ich oben erwähnte, teilen würden. Wenn ich mich verpflichtet fühlte, sie auszusprechen, so war es, um meine ganz persönliche Stellung zu kennzeichnen; aber ich glaube nicht, daß man diese Verschiedenheit der Gesichtspunkte zu wichtig nehmen soll, da sie auf der Tatsache beruht, daß ich ein Philosoph bin, und da die intellektuelle Strenge, um die ich mich bemühe, nicht grundsätzlich auch für die im höchsten Grad authentischen Zeugen gilt, auf die ich mich hier ständig beziehe.

Es muß auch besonders bemerkt werden, daß der absolute Charakter der vier Maßstäbe die genaue Funktion des Wertes dieses Überschreitens oder dieser Transzendenz ist, um die es hier geht. Ebenfalls möchte ich Euch zu bedenken geben, daß wir hier in anderer Form den Zug zur Einfachheit wiederfinden, von dem ich eingangs sprach: gewiß ist der nur denen zugänglich, die den Geist der Kindschaft wiedergefunden haben, dessen Eigenart ein Péguy in unseren Tagen so wunderbar dargestellt hat.

Ist es Euch nicht überdies aufgefallen, daß in dieser historischen Stunde, zu der wir jetzt gelangt sind, die Weltprobleme auf der einen Seite sich bis ins Unendliche komplizieren, auf der anderen aber, in einem viel tieferen Sinn, sich aufs Äußerste vereinfachen? Es ist mehr und mehr offensichtlich, daß wir vor eine letzte Wahl gestellt werden, nicht nur in Bezug auf den einzelnen, sondern in Bezug auf die ganze Menschheit; es geht um Leben oder Sterben. Denn zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ist der Selbstmord in planetarischem Maßstab möglich geworden. Diesen Selbstmord ablehnen bedeutet ipso facto sich verpflichten, einen fundamentalen Pakt zu respektieren, dessen Bedingungen durch die Struktur des Menschen selbst gegeben sind, diese Struktur aber – seien wir uns dessen bewußt – offenbart sich nur den Ethikern und nicht irgendwelchen Gelehrten. Der Fortschritt der entmensch-



lichenden Techniken, die in der heutigen Welt am Werk sind, macht uns blind gerade für diese Struktur. Das ausserordentliche Verdienst Frank Buchmans ist es, daß er alles getan hat, um diese menschlichen Strukturen wieder manifest zu machen. Ihr habt mich gefragt, was ich von ihm denke. Ich bin ihm nur zwei- oder dreimal begegnet und habe nie ein längeres Gespräch mit ihm geführt. Aber alles, was ich über ihn gehört habe, alles, was ich bei denjenigen gesehen habe – sie sind ohne Zahl –, die mehr oder weniger direkt von der Begegnung mit ihm gezeichnet wurden, hat mich mit der höchsten Ehrfurcht vor seiner Person erfüllt. Die zugleich diskrete und doch unauslöschliche Wirkung, die er auf ungezählte Schicksale ausgeübt hat, ist das Siegel seiner Berufung. Er ist vor allem und im höchsten Sinn ein „Mensch guten Willens“ und ein Führer für alle, die sein Beispiel verstanden und sich zu eigen gemacht haben.

Ich muß Euch bitten, noch folgendes zu bedenken. Dank der in diesem geistigen Klima neu entdeckten Einfachheit sehen wir, wie für eine Anzahl führender Männer in den neuen Staaten von Asien und Afrika die Einheit von Moral und Politik wieder neu ersteht, eine Einheit, die in unserer alternden und verkalkten Welt meistens als ungeheuerlich erscheint, wenn sie nicht in einer entarteten Form als marxistische oder nationalsozialistische Ideologie wieder auftaucht, wo der Zweck die Mittel heiligt und verklärt.

Wohl können wir behaupten, daß diese Staatsmänner in den neuen Staaten sehr bald wieder Politiker sein werden. Das ist möglich, sogar wahrscheinlich. Aber ich möchte von mir aus behaupten, daß uns gebührt, diesen schönen Augenblick zu *begrüßen*, diesen einmaligen Augenblick, in welchem die Einfachheit noch nicht herabgewürdigt wurde durch berechnende Interessen, Enttäuschungen und Bitterkeiten. Gerade hier, wie nirgends sonst, ist uns die Pflicht des Nicht-Vorwegnehmens auferlegt, auf die ich so oft Nachdruck legte, mehr in meinen Theaterstücken als in meinen philosophischen Schriften. Vielleicht habe ich das getan, weil ich selber in mir wie eine ätzende Säure die Neigung verspüre, alles vorauszusehen,

vorwegzunehmen – auch das Schlimmste. Überdies: ist es nicht das Ziel eines Buches wie des vorliegenden – wenn auch in bescheidenstem Maße –, einer Fehlentwicklung vorzubeugen, die wir nicht als zwangsläufig betrachten dürfen?

Wenn Ihr den dritten Teil dieses Buches lest, wird Euch auffallen, wie viele Regierungschefs, angefangen mit Bundeskanzler Adenauer, heute dazukommen, sich die zentralen Aussagen Buchmans zu eigen zu machen.

Doch es gibt noch andere Fragen, die wenigstens von zweien unter Euch in Euren Briefen aufgeworfen werden und auf die ich antworten möchte. Paul und Thierry protestieren gegen das, was sie das „Klima des Palace-Hotels“ nennen. Doch möchte ich ihnen zu bedeuten geben, daß dieses große Hotel von Caux, das in einer der schlimmsten Architekturperioden gebaut wurde, keineswegs dem Geschmack und Geist derjenigen, von denen wir reden, entspricht. Es erschien vorteilhaft, es in einem Augenblick zu erwerben, wo es sich nicht mehr rentierte und auf Abbruch verkauft werden sollte. Was vor allem ins Gewicht fiel, war die wunderbare Lage und die Nähe zu den großen internationalen Zentren, auch die weiten Dimensionen der Räumlichkeiten und die Anzahl der Zimmer. Die viel einfacheren Gebäulichkeiten auf der Insel Mackinac im Michigan-See, die für die Bedürfnisse der Moralischen Aufrüstung gebaut wurden, entsprechen, wie man mir berichtet, viel mehr dem Geist dieser Bewegung.

Der schlimmste Irrtum – ich sage es umso nachdrücklicher, als ich ihm selbst beinahe verfiel – wäre zu glauben, daß diese Bewegung von einer Anzahl Millionäre in Amerika oder Skandinavien oder anderswo finanziert werde. Die sehr beträchtlichen Summen, die für die Arbeit der Moralischen Aufrüstung aufgewendet werden müssen, kommen fast ausschließlich von bescheidenen Leuten, die, nachdem sie dieses neue Leben gefunden haben, sich innerlich getrieben fühlten, nicht nur von ihrem Überfluß, sondern oft vom Lebensnotwendigen zu geben. Das zeigt, daß wir es hier (genau wie in Turin, wo bekanntlich die großen humanitären Institutionen auf der gleichen Grundlage stehen) mit einem Organismus



zu tun haben, der gänzlich aus dem Glauben lebt. Meine Freunde erzählten mir, daß sie an gewissen Tagen nicht wissen, ob sie am nächsten Tage zu essen haben werden, und sie geben zu, die Angst zu kennen, die mit dieser Ungewißheit verbunden ist: aber unerwartet kommt die Gabe, die sie von der Sorge befreit.

Wiederum kann ich mir Eure Einwände vorstellen. Du, Roger, wirst mir sagen, solches Gebaren sei nicht seriös und schlage den elementarsten Regeln ins Gesicht, die jedem Unternehmen zu Grunde liegen sollen; nicht nur das, Du wirst es äußerst anstößig finden, daß eine solche Zahl von Menschen, nur um Tag für Tag bestehen zu können, mit der nicht immer vorauszusehenden Freigebigkeit anderer rechnen muß. Verweilen wir hier einen Augenblick, wenn es Dir recht ist: diese Frage der Abhängigkeit oder Nichtabhängigkeit scheint mir grundlegend zu sein. Gewiß habe ich immer, wie viele andere oder mehr als irgend jemand, ein tiefes Bedürfnis nach Sicherheit empfunden, und darum reagiere ich spontan ebenso wie Du. Von Natur aus neige ich auch sehr zur Meinung, daß jeder so viel wie möglich für sich selber sorgen und sich durch seine Arbeit alles, was er zu seinem Unterhalt bedarf, verschaffen soll. Muß man aber nicht zugeben, daß diese Vorstellung des Sich-Selbst-Genügens, der Selbst-Versorgung, im engsten Sinne des Wortes bürgerlich ist? Das schockiert Dich: Du erwidertest, daß sogar die kommunistische Moral verlangt, daß jeder für die Dienste, die er der Gesellschaft leistet, angemessen entschädigt werde. Darauf kann ich Dir nur sagen, daß wir es in einer kapitalistischen wie auch in einer kommunistischen Gesellschaftsordnung mit einer Welt ohne Gott zu tun haben. Die Religion ist nur als Überbau hinzugefügt und wird darum auch von den Marxisten mit Mißtrauen und Verachtung beurteilt. Meine Freunde sind darin völlig anders. Der Ausgangspunkt ihrer Aktion ist die radikale Forderung: Gott zuerst zu dienen. In einer solchen Perspektive verliert der Gedanke der Autonomie des Individuums oder des Sich-Selbst-Genügens erheblich an Bedeutung. Er wird sogar in Frage gestellt. Meine Freunde sind überzeugt, daß Gott einen Plan hat, den wir in der stillen Einkehr finden können. Vom

Augenblick an, wo wir ihn verstanden haben, können wir nicht anders, als uns in Bewegung setzen – in der Gewißheit, daß die Mittel uns nicht karg zugemessen sein werden, denn etwas anderes wäre ein innerer Widerspruch. Hier tritt an die Stelle des weltlichen Begriffes der Autonomie die neutestamentliche Vorstellung von der Freiheit der Kinder Gottes. Man kommt hier offensichtlich in den Bereich anderer Erfahrungen der gleichen Art wie z. B. diejenige der Kleinen Brüder und Schwestern des Père de Foucauld. Auch hier wird aus providentiellm Antrieb jeder dazu geführt, seinen Weg, d. h. seine Berufung zu finden, und zwar im ursprünglichen Sinn dieses Wortes.

Deine Reaktion, Thierry, ist, wie ich wohl spüre, völlig verschieden von derjenigen Rogers. Du wirst mir nicht ohne Schärfe zu bedenken geben, daß mit der Idee eines nach dem Glauben ausgerichteten Gemeinschaftslebens – wie beispielsweise dasjenige der Bettelorden – alle Widersprüche wieder auftauchen; noch einmal wirst Du fragen: Um was für einen Glauben handelt es sich denn? Wahrscheinlich muß man da antworten, daß die Männer und Frauen der Moralischen Aufrüstung, abgesehen von dem religiösen Bekenntnis, zu dem sie gehören, sich kaum genötigt fühlen werden, auf diese Frage zu antworten, da sie auf dem Wege zu einer völlig neuen Erfahrung sind, einem Abenteuer, das kein Bedürfnis hat, sich eine Doktrin zu geben. Ich würde meinerseits hinzufügen, daß diese Erfahrung sich in der Richtung eines gelebten Ökumenismus bewegt, und das ist wohl wert, daß wir sie mit Dankbarkeit begrüßen. Ich denke wieder an meinen jungen kamerunischen Mohammedaner: Es wurde ihm gegeben, daß er in den paar Tagen, die er in Caux verbrachte, mit Christen *fraternisieren* konnte. Ich halte an diesem Wort *fraternisieren* fest, das wie viele andere im Gebrauch seine Farbe und die ursprüngliche Kraft verloren hat. Es handelt sich hier um eine echte Teilnahme an der Erfahrung brüderlichen Zusammenlebens. Wir gelangen hier weit hinaus über das, was man gewöhnlich Toleranz nennt. Ich habe vor einiger Zeit die Gelegenheit gehabt, all das Zweideutige und Verdächtige, das diesem Wort anhaftet, ins Licht zu stellen. Es handelt sich hier



ganz einfach um Liebe. Mein junger Mohammedaner hat sich hier nicht nur als geduldet, sondern als *anerkannt* empfunden, sogar in seiner Eigenschaft als Gläubiger.

Darüber hinaus möchte ich bemerken: Die Menschheit geht jetzt durch die dunkelste Krise, die sie im Laufe der uns bekannten Geschichte je durchschritten hat. Die gewiegtesten Fachleute erweisen sich als unfähig, nicht nur das Grundproblem zu lösen, nämlich einen dieses Namens würdigen Frieden herzustellen, sondern sie sind nicht einmal im Stande, den unvorstellbaren Ernst der Lage zu ermessen. Ein englischer Diplomat, der von Genf nach Caux kam, sagte mir, daß die Konferenz für die friedliche Verwendung der Atomkraft durch kriegerische Hintergedanken wie vergiftet war. Aber so wie man in der Medizin das Recht und sogar die Pflicht hat, da, wo die Wissenschaft versagt, zu den Heilkundigen zu gehen, so glaube ich, daß wir es hier mit einer Art Nothilfe zu tun haben, deren Wert um keinen Preis unterschätzt werden darf. Wie die zuverlässigsten Heilkundigen die Heilkräfte, die ihnen auf geheimnisvolle Weise verliehen wurden, einer höheren Macht zuschreiben, so legen unsere Freunde ohne Ausnahme eine Demut an den Tag, deren Geheimnis unsere Welt auf ihrem verhängnisvollen Weg zur Technokratie verloren hat. Das ist, wohlverstanden, kein Zufall. In einer der Technik und dem Alleswissen verfallenen Welt hat das Wort Demut allen Wert verloren. Sicher gibt es noch Chirurgen, die vor einer besonders heiklen und gefährlichen Operation ein Gebet sprechen. Aber gerade dadurch hören sie auf, bloße Techniker zu sein, und bezeugen, daß Technik allein nicht ausreicht.

Aber Ihr werdet sagen, daß die Moralische Aufrüstung selber die Technik beanspruchen muß. Diese Filme, diese Theaterstücke zum Beispiel, die von Kontinent zu Kontinent gehen, sind sie etwas anderes als Techniken und deshalb für uns Franzosen von zweifelhafter Wirkung?

Das ist eine Frage, die ich gerne klären möchte. Ich habe während meines Aufenthaltes in Caux vier Schauspiele gesehen. Sie waren ungleichen Wertes, und keines hat mich völlig befriedigt. Aber

worauf es ankommt, ist keineswegs das Urteil, das ich oder ein anderer Theaterkritiker vom Fach über diese Werke ausspreche. Sie können nur unter einem völlig anderen Gesichtswinkel beurteilt werden. Ich denke, daß Frank Buchman und seine Mitarbeiter eine wirkliche Entdeckung gemacht haben, als sie verstanden, daß in der heutigen Welt mit einer dargestellten Handlung im Gewissen der Zuschauer ein Widerhall ausgelöst wird, den man von einer Predigt kaum mehr erwarten kann. Die Wirkung war ihnen die stärkste Bestätigung: Man stelle sich zum Beispiel vor, daß ein japanisches Stück in den Philippinen vor Tausenden von Zuschauern aufgeführt wird, die den tragischsten Anlaß hatten, ihre mächtigen Nachbarn für die Grausamkeiten, deren sie sich im Krieg ihren Kindern gegenüber schuldig gemacht hatten, zu hassen. Es ist, soviel ich weiß, unbestrittene Tatsache, daß diese Aufführungen dazu beitrugen, diese allzu verständliche Bitterkeit zu heilen und den Weg zur Versöhnung freizulegen. Gar manche Beispiele könnten noch angeführt werden, um die außergewöhnliche moralische Wirkung dieser Stücke und des Filmes *Freiheit* zu bezeugen. Wenn wir Franzosen nun kommen und erklären, das alles sei absurd und uns würden solche Kindereien niemals bekehren, so ist es wohl möglich, daß wir damit uns selber das Urteil gesprochen haben, denn was sich dabei uns zeigt, ist in Tat und Wahrheit menschliche Überheblichkeit, die, wie wir es nur zu gut wissen, schon viele edle Regungen im Keime erstickt hat. Ganz persönlich möchte ich folgendes hinzufügen: die meisten Stücke, die ich gesehen habe, richten sich an eine Mentalität, die nicht die unsere ist. Das bedeutet keineswegs, daß man sich nicht auch Stücke vorstellen könnte, die von Franzosen, Italienern, vielleicht auch Portugiesen geschrieben sind und uns weniger einfältig, weniger lehrhaft vorkämen, aber doch imstande wären, den lateinischen Menschen zu einem höheren Leben aus dem Gewissen zu erwecken. Denn man kann es nie genug wiederholen: Was not tut, ist dies höhere Leben aus dem Gewissen. Viele der mir erzählten Geschehnisse, die mit Menschen anfangen, welche ursprünglich durch den Kontakt mit der Bewegung umgewandelt worden waren, könnten in den Händen



eines begabten Künstlers zu Werken von hoher Dramatik gestaltet werden. Leider stehen bei uns die talentiertesten Theaterdichter – ich denke nicht nur an Anouilh, sondern auch an den Sartre der ersten Stücke, die seine besten sind – im Dienste von Mächten, die auf eine Desintegration des Menschen hintreiben. Ein anderer Fall ist Montherlant, doch ist er schon zu lange vom Geist der Kindheit verlassen, als daß man von ihm ein Werk des Glaubens erwarten könnte. Was wir nötig hätten, wäre ein *junger* Dramatiker, der den reinen Blick eines Péguy mit dem Universalismus eines Claudel verbinden könnte. Das ist leider eine sehr unwahrscheinliche Verbindung.

Zum Schluß möchte ich auf das hinweisen, was mich – wie ich schon öffentlich in Caux erklärte – am stärksten ergriff: *eine überraschende Einheit des Weltweiten und des Persönlichen*, die man dort verwirklicht sieht. Grundsätzlich ist das Beiwort „Welt“ immer ein wenig verdächtig, zum Beispiel wenn man von einer Weltidee oder von einem Welterfolg spricht. Das ist ein Beiwort, das eher in die fettgedruckten Schlagzeilen der Boulevard-Blätter gehört. Man hat mehr oder weniger den Verdacht, daß es der Sensationsmache dient. Aber hier geht es um etwas ganz anderes, und ein Umstand, den ich für einen Einzelfall hielt, der nun aber offenbar weit davon entfernt ist, eine Ausnahme zu sein, hat auf ergreifende Weise veranschaulicht, was mir schon vorher als das Wahrzeichen von Caux erschien. Im großen Versammlungssaal sollte eine Vermählung gefeiert werden; die zwei zukünftigen Eheleute, ein Norweger und eine Amerikanerin, hatten auf einem ungeheuren Vormarsch durch Asien Seite an Seite gekämpft. Die junge Frau, die, wie ich hörte, eine wunderbare Stimme besitzt, hatte sie in den Dienst nicht der Mannschaft oder der Bewegung, sondern der im Elend lebenden Massen Indiens, Kaschmirs, Burmas gestellt, denen eine Hoffnung, ein Licht gebracht werden mußte. Ich werde diese Feier nicht im einzelnen beschreiben, auch nicht die darauf folgende Festlichkeit. Man konnte Menschen sehen, die von überall her kamen, Menschen aller Rassen und Hautfarben, wie sie ihre Lieder und Tänze als Pfand ihrer Dank-

barkeit diesem von Gott zusammengefügtten Ehepaar darbrachten. Eine solche Hochzeit hätte als Reportage in *Match* oder *Jours de France* erscheinen können, aber in Wirklichkeit war es eine intime Feier, die von tief innen erleuchtet wurde durch die Überzeugung und Einigkeit der jungen Eheleute. Man spürte, wie sie eingeschüchtert waren von dem Überfluß an Zuneigung, die ihnen von allen Seiten entgegenströmte. Ich kann bezeugen, daß wir alle das Gefühl hatten, zu einer höheren Dimension den Zugang gefunden zu haben, zur Dimension des Herzens oder vielmehr zu der Stelle, wo Herz und Geist zusammenkommen: *unter unseren Augen war die Welt, die weite Welt, eine einzige Familie geworden.*

Mit diesem Bild möchte ich meinen allzu langen Brief schließen. Ich gebe mich nicht der Hoffnung hin, Euch überzeugt zu haben; aber ich möchte wenigstens durch das, was ich sagte, so viel erreicht haben, daß Ihr bereit seid, aufmerksam die folgenden Erfahrungsberichte zu lesen. Es wäre schon viel, wenn die nur schlecht verhehlte Verachtung, die ich in Euren Briefen fand, mit einer Spur von Unsicherheit vermischt, dazu käme, anzuerkennen, daß das alles merkwürdig ist und zum mindesten verdient, näher betrachtet zu werden.

*Gabriel Marcel*  
*de l'Institut*

*Neben denjenigen, deren Erfahrungsberichte folgen, haben eine ganze Reihe Persönlichkeiten, die sich in der Moralischen Aufrüstung einsetzen, dieses Buch verfassen helfen. Man kann ihre Namen hier nicht alle anführen. Sie gehören sehr verschiedenen Ländern an: Frankreich, der Schweiz, Indien, Deutschland, England, Kanada, den Vereinigten Staaten. Das Buch bildet aber nichtsdestoweniger ein Ganzes und spricht so für den geistigen Zusammenhalt dieser Mannschaft.*

G. M.



ENTSCHEIDENDE BEGEGNUNGEN

Dieses Buch will dem Regenbogen der politischen Parteien keine neue Farbe hinzufügen. Es will weder Prinzipien darlegen noch eine Doktrin vertreten. Es ist ganz Erfahrung.

Was es bringt, sind Tatsachen. Wir hätten versuchen können, die Philosophie hinter diesen Tatsachen herauszuschälen. Aber wir überlassen das dem Leser. Was uns an ihnen interessiert, ist nicht so sehr ihre Bedeutung im Einzelnen als vielmehr die außerordentliche Einstimmigkeit, die aus ihnen spricht.

Ein neues Weltgewissen ist im Werden. Ohne Tumult, ohne daß ein Schuß fällt, geht eine Revolution unter den Völkern vor sich, welche das Denken der Einzelnen verwandelt und die Trümmer einer zerfallenden Welt wegräumt. Eine neue Hoffnung erwacht. Eine Renaissance bricht an.

Diese Wiedergeburt beginnt in den Herzen. Wir werden die Lebensfährt dieser Menschen verschiedenster Milieus, Nationalitäten, Rassen, Religionen und politischer Richtungen Schritt für Schritt verfolgen. Auf dem Gebiet der Physik ermöglicht die Wiederholung eines gleichen Experimentes unter verschiedenen Bedingungen die Feststellung eines Gesetzes. Das ist der Grund, warum wir uns zu Beginn dieser Schrift in so viel einzelne Beispiele vertiefen.

Alle diese Geschichten sind gekennzeichnet durch eine Begegnung, die unversehens allem eine neue Richtung gibt. Strebten sie zuerst nach verschiedensten Zielen, so ereignet sich etwas, das sie zusammengefaßt der Zukunft entgegenführt.

Wir haben eine ganze Reihe Personen gebeten, uns hier ihre Erfahrung darzulegen, und wir überlassen ihnen selbst das Wort.



### *Eine Sozialistin findet eine neue Dimension*

Das Wort „Sozialismus“ bedeutete für die Welt eine ungeheure Hoffnung – die Hoffnung nämlich, daß eines Tages auf der ganzen Erde Gleichheit und Friede herrschen würden. Ihm habe ich mich deshalb als junges Mädchen und auch als Mutter zugewandt. Ich glaube, ich wurde beinahe als Sozialistin geboren. Instinktiv habe ich immer die Leiden der andern mitgeföhlt und daran teilgenommen. Die Lebensbedingungen der Frauen, ihr Unvermögen, sich selbst und ihre Kinder zu schützen, gaben mir die Leidenschaft, sie zu verteidigen. Mit vierzehn Jahren opferte ich mein Taschengeld und meine Freizeit für ein Werk zugunsten lediger Mütter, die ihre Kinder allein aufziehen mußten. Die Ungleichheit der Löhne und die Arbeitsbedingungen vieler Frauen empörten mich, und ich kam zu der Überzeugung, daß der Sozialismus die Plagen der Menschheit, die ich am erbittertsten bekämpfte – Alkoholismus, Prostitution und Krieg –, ausrotten würde. Der wirklich gelebte Sozialismus müßte die Menschen von all dem befreien, und darum glaubte ich an ihn.

Die Mütter der Arbeiterfamilien meiner Generation waren bereit, alle Entbehrungen auf sich zu nehmen, Arbeitslosigkeit zu erdulden oder selber arbeiten zu gehen, damit ihre Kinder nicht hungern mußten. Ja, wir waren zu allem bereit, um dem Sozialismus zum Sieg zu verhelfen.

Der Triumph der Volksfront im Jahre 1936 bedeutete für viele Frauen eine Hoffnung ohnegleichen. Bezahlter Urlaub, Verkürzung der Arbeitszeit, das waren die Errungenschaften, die sie mit sich brachte. Wir wohnten damals, mein Mann, meine fünf Kinder und ich, in einem kleinen Haus auf dem Lande, in Camoins in Südfrankreich. Das Haus hatte vier Zimmer, war sehr alt, aber voller Sonne. Elektrizität gab es nicht; Petroleumlampen spendeten das notwendige Licht. Neben dem Haus wuchs ein dicker Feigenbaum, dessen Wurzeln unsern Küchenboden bucklig machten. Eines Tages mußten wir den Maurer holen, damit er die Wurzeln beseitigte und einen Zementboden legte.

Auf den verschiedenen Bauerngütern der Umgebung gab es Tausende von Kirschbäumen; in Zeiten der Arbeitslosigkeit arbeiteten wir als Kirschenpflücker. Als Lohn erhielten wir jeweils gerade so viel, daß es zu einem Nachtisch für die Kinder reichte und zum Einmachen von hundert Kilo Marmelade fürs Jahr. Das gleiche geschah auch zur Zeit der Erbsen- und Bohnenernte.

Mein Mann arbeitete in der Handelsmarine. Aber die Wirtschaft befand sich damals in einem solchen Durcheinander, daß er oft monatelang arbeitslos war. Als junger Mann war er Schüler von Marcel Cachin gewesen, jenem Mann, der eine Generation nach der andern zum Marxismus herangebildet hatte. Zu einer Zeit, da die gewerkschaftliche Tätigkeit mehr Gefahren als Vorteile mit sich brachte, wurde dann mein Mann Mitbegründer der Seeleutegewerkschaft.

Ich selber arbeitete als Nachtschwester. Die Nachtwachen dauerten zwölf Stunden; zwei Stunden auf der Straßenbahn hinzugerechnet, ergaben vierzehn Stunden. Ich verdiente zwölf Francs für die Nacht. Zu Hause mußte ich dann für die Kinder sorgen. Lange Zeit schlief ich nie mehr als vier von vierundzwanzig Stunden. Aber das war mein Leben. Das war der Kampf, und es schien ganz natürlich. Um keinen Preis hätte ich mit den Frauen tauschen wollen, die es immer leicht hatten. Da weder mein Mann noch ich es je über uns brachten, an heimat- oder elternlosen Kindern einfach vorbeizugehen, nahmen wir zu unseren eigenen noch neun andere auf, die wir zu verschiedenen Zeiten miterzogen.

Trotz der sozialen Errungenschaften von 1936 und trotz aller Hoffnungen brach erneut Krieg aus. Es war ein Krieg, in dem die Zivilbevölkerung den Gefahren genau so ausgesetzt war wie das Militär. Jeder Franzose weiß so gut wie ich, was dann kam: Besetzung, Hunger, Untergrundbewegung, Kampf.

Südfrankreich hungerte. Eines Tages ordnete der Präfekt als Vergeltungsmaßnahme an, daß im ganzen Departement keine Brotrationen mehr ausgegeben werden sollten. Aber die Bevölkerung war bereits so geschwächt, daß die Herausgabe dieser Rationen um jeden Preis erreicht werden mußte. Ich rief die Frauen zusammen.



Viertausend nahmen an einer Demonstration teil und marschierten zur Präfektur. Die Losung war ausgegeben worden, daß niemand ein Wort sagen sollte, und die Prozession bewegte sich in absolutem Schweigen. So erreichten wir das Portal der Präfektur. Mir gelang es, bis zum Präfekten vorgelassen zu werden. Ich forderte Brot. „Haben Sie keine Angst?“ fragte der Präfekt. „Sie wissen, daß ich Macht habe, Sie zu verhaften.“ Ich fühlte mich nicht besonders sicher, aber ich antwortete ihm: „Ich hätte Angst, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Präfekt! Wenn Sie nicht nachgeben, garantiere ich nicht für Ihre Haut!“ Er gab nach.

Der Tag der Landung der Alliierten kam und damit die letzten Kämpfe. Damals wohnten wir in Aubagne. Vier Tage lang zogen die französischen Truppen auf der großen Straße vorüber und wurden ständig angegriffen von den auf den Höhenzügen verschanzten Deutschen. In einem Pferdestall hatten wir einen Hilfsposten eingerichtet; im Lichte einer Karbidlampe pflegten wir dort bei Tag und Nacht all die Verwundeten: Soldaten, Zivilisten, Franzosen, Deutsche. Wir benutzten die Verbandstoffreserven der Untergrundbewegung, und alles half mit, sogar die Kinder. Nie werde ich den großen deutschen Burschen vergessen, der mit einem Bauchschuß zu uns gebracht wurde. Ihm konnte nicht mehr geholfen werden. Meine Tochter – sie war damals fünfzehn Jahre alt – sah ihn an. Dann richtete sie den Blick plötzlich auf mich und sagte: „Ich denke an seine Mutter.“ Er starb.

Mit wieviel Leiden haben wir die Befreiung bezahlt! Wir waren frei von den Deutschen, aber wie stand es um die Freiheit der Franzosen? Haß, Verbitterung, Rachsucht vergällten den Sieg, und der so ersehnte Friede war eine Lüge, denn es gab keinen Frieden in den Herzen.

Zu jenem Zeitpunkt bildeten sich wieder politische Parteien. Ich hatte der sozialistischen Partei angehört und bin ihr natürlich treu geblieben. Die Wahllisten wurden aufgestellt, und zum ersten Mal kandidierten auch Frauen. Auch ich wurde als Mutter und Widerstandskämpferin gebeten, mich zur Verfügung zu stellen. Ich willigte gerne ein, denn ich wollte alles tun, um dem Sozialis-

mus zum Sieg zu verhelfen; so erschien mein Name an dritter Stelle auf der Wahlliste des ersten Bezirks im Departement Bouches-du-Rhône.

Am Abend des Wahltages gingen wir müde vom Wahlkampf früh zu Bett. Am nächsten Morgen läutete jemand um sechs Uhr früh. Ich öffnete – es war der ehemalige sozialistische Bürgermeister von Aubagne, ein guter Freund. „Ich wollte der erste Gratulant sein“, sagte er. Ich hatte mit keinem Gedanken daran geglaubt, daß es eine solche Sturmflut von Stimmen zu unsern Gunsten geben werde, und wußte im ersten Moment nicht einmal, wozu er mir gratulierte. Mein Mann mußte mir zu Hilfe kommen: „Du könntest den Herrn Bürgermeister immerhin hereinbitten“, schlug er vor.

In der Gesetzgebenden Versammlung hatten wir – hauptsächlich wir Frauen – kurze Zeit gehofft, daß wir uns alle für ein gemeinsames Ziel zusammenschließen könnten. Aber bald versteiften sich die Parteien wieder auf ihre Positionen, und die Enttäuschung wuchs. Ich setzte meine ganze Kraft ein; aber im Innersten mußte ich mir eingestehen, daß trotz unseren Errungenschaften Krieg, Alkoholismus und Prostitution noch immer das Land verseuchten.

Eines Tages traten im Parlament zwei Herren in mein Büro. Wie ich später erfuhr, unternahmen sie diesen Schritt auf dringendes Anraten einer meiner Parlamentskolleginnen, die einer andern Partei angehörte. Sie wußten nicht, wie ich sie empfangen würde, rückten aber sofort mit ihrem Anliegen heraus. Es handelte sich um die Moralische Aufrüstung, und sie luden mich nach Caux ein, einem der großen Zentren für ideologische Schulung. Ich hatte schon davon gehört durch mehr oder weniger wohlwollende Gerüchte, die in Südfrankreich im Umlauf waren; so sagte ich ihnen offen heraus, daß ich bereits genug Ideen in meinem Kopf habe, ohne mich noch mit dieser neuen zu befassen. Da die beiden aber auf ihrer Sache bestanden und nichts zu verstehen schienen, erhob ich mich, öffnete die Türe und sagte: „Meine Herren, ich habe



keine Zeit mit ihnen zu verlieren. Wollen Sie bitte gehen!“ Es blieb ihnen nichts anderes übrig.

Ich sollte in der Folge noch herausfinden, daß zu den charakteristischen Eigenschaften dieser Männer eine Ausdauer gehörte, die aus der tiefen Überzeugung kam, daß gerade diese oder jene bestimmte Person etwas für das Land tun könnte.

So telephonierten sie mit viel Geduld immer wieder, baten mich um eine Unterredung oder sprachen bei mir im Büro vor. Schließlich hatte ich ihr Drängen satt und beauftragte meine Sekretärin, ihnen jeweils zu sagen, ich sei nicht da. Wir taufte sie „die Lästigen“. Riefen sie telephonisch an, so gab mir meine Sekretärin einen Wink . . . und ich war abwesend.

Einmal suchte mich ein junges Mädchen in meinem Büro auf. Wir waren mitten in den Vorbereitungen für die Abreise der sozialistischen Ferienkolonien nach dem Schwarzwald. Es handelte sich um Hunderte von Kindern und bedeutete eine ungeheure organisatorische Arbeit, und in dem Augenblick kam man mir wieder mit der Moralischen Aufrüstung! Ich dachte: „Diese Leute leben in den Wolken! Die haben keine Ahnung davon, was ein Land wirklich braucht, das gerade die Leiden des Krieges hinter sich hat. Wir dagegen, wir stehen mit beiden Füßen auf dem Boden.“

Einige Zeit darauf rief mich eine unbekannte Dame an und lud mich zu einem Mittagessen mit Leuten der englischen Arbeiterbewegung ein, die auf der Durchreise in Paris waren. Ich nahm diese Einladung gerne an; es war nach dem Kriege der erste Kontakt mit englischen Sozialisten. Unter ihnen befanden sich der Neffe von Chamberlain, Parlamentsmitglieder usw. Sie waren unterwegs nach Caux und luden auch mich erneut dorthin ein. Ich brachte neue Ausreden vor: Ich hätte viel zu viel zu tun, ich müßte nach meinen Kindern sehen, die durch die jahrelangen Entbehrungen im Entwicklungsalter sehr geschwächt waren. „Nehmen Sie doch Ihre Kinder mit!“, wurde mir geantwortet. Nach langem Diskutieren nahm ich schließlich an.

Es war im September 1947. Mein erster Eindruck von Caux war

ungünstig. Erstens brachte mich der imposante Rahmen auf den Gedanken, daß es sich da um ein Unternehmen der Kapitalisten handeln müsse, um die Arbeiter im Schach zu halten. Als Sozialistin wollte ich um keinen Preis bei einer Sache mitmachen, die der Arbeiterschaft der Welt schaden könnte. Zweitens befanden sich Deutsche in Caux. Ihre Gegenwart war mir unerträglich, und wenn einer von ihnen das Wort ergriff, verließ ich auf der Stelle den Saal. Und schließlich sprach man dauernd von Gott, und ich war der Ansicht, daß Gott Sache persönlicher Überzeugung sei und nichts mit den Problemen der Welt zu tun habe.

Alle möglichen Fragen tauchten in mir auf: Wo kam das Geld her? Waren die Ziele, von denen man öffentlich sprach, auch die wirklichen Ziele? Sollte ich bleiben? Die Zweifel schienen die Oberhand zu gewinnen; ich packte die Koffer.

Es heißt, die Nacht bringe Rat. In jener Nacht konnte ich einfach nicht schlafen. Ich beschloß, mir Klarheit zu verschaffen und in Caux zu bleiben, bis ich herausgefunden hätte, was sich hinter den Kulissen abspielte. Dann erst würde ich diese Leute wirksam bekämpfen können, wo immer sie mir in Zukunft begegneten. Das dauerte drei Wochen, und niemand hätte mißtrauischer sein können als ich. Ich suchte die „Läuse im Pelz“, aber nirgends konnte ich eine kapitalistische Macht am Werke finden. Das Geld kam ganz einfach von Menschen, die überzeugt waren, daß die in Caux vertretenen Ideen etwas Neues in die Welt bringen könnten. Ich erinnere mich besonders an einen jungen Mann, der monatelang jeden Pfennig gespart hatte, um sich ein Fahrrad kaufen zu können. Endlich war sein Traum in Erfüllung gegangen; nun aber beschloß er, sein Rad wieder zu verkaufen und die Summe Caux zu geben. Zwei Mädchen, deren Onkel während der Deportation ums Leben gekommen war, gaben das ganze von ihm zurückgelassene Erbe, damit der Geist von Caux nach Deutschland hineingetragen werden könne. Ein anderes Mal kamen Stühle für den Speisesaal aus Finnland an. Es waren sehr viele! Finnland, das nach dem Krieg am Boden lag, wollte doch auch Anteil haben. Ich war Zeuge von tausend ähnlichen Begebenheiten, und trotz



meinen Nachforschungen fand ich in drei Wochen nichts, was mein Mißtrauen bestätigt hätte. Im Gegenteil. Hätten wir alle jene Lebensqualität und Opferbereitschaft, dann würden sich die Hoffnungen verwirklichen, die der Sozialismus der Menschheit in seinen Anfängen gab. Ich hatte als Sozialistin immer an die Änderung der Verhältnisse geglaubt. Jetzt sah ich zum ersten Mal, daß die Änderung der Menschen, durch die Egoismus und Stolz überwunden werden, unweigerlich zur Änderung der Verhältnisse führen müßte.

Einer der ersten Männer, die ich in Caux traf, war ein Vertreter der Arbeitgeber von Nordfrankreich. Nach einer gemeinsamen Mahlzeit gingen wir zusammen auf die Terrasse. Er sagte mir, was er über die Sozialisten dachte. Und dann sagte ich ihm meine Meinung über seine Kollegen. Sie war nicht gerade sehr freundlich und ließ sich etwa so zusammenfassen: die Textilindustriellen von Nordfrankreich sind samt und sonders Gauner! An keinem andern Ort der Welt hätten wir uns diese Dinge sagen können, ohne in die schärfste Diskussion zu geraten. Dort, im Gegenteil, hatten wir nur eine gemeinsame Sorge: die soziale Lage Frankreichs. Ein Wort zeigte uns dabei einen Ausweg, eines der besten, das mir in meinem ganzen Leben begegnet ist: Sucht nicht, wer recht hat, sondern was recht ist. Wir haben uns damals beide entschlossen, alles einzusetzen, damit dieser Geist in unserem Lande Wirklichkeit werde. Und wir haben Wort gehalten.

Während meines Aufenthaltes in Caux hatte ich Gelegenheit, zum ersten Mal Frank Buchman zu treffen, den Mann, auf den die Moralische Aufrüstung zurückgeht. Was einem bei ihm am meisten auffällt, ist die Ruhe seines Blickes. Er ist nie in Eile. Man spürt, daß man an der Umgestaltung der Welt einen Anteil haben kann, wenn man die Änderung annimmt. Wir sprachen von der Einigkeit Europas. Er stellte mir die einfache Frage: „Was für eine Einigkeit wollen Sie für Europa?“

Ich hegte einen derartigen Haß gegen Deutschland, daß ich mir oft die totale Zerstörung dieses Landes gewünscht hatte. Während des

Krieges hatte ich mich immer gefreut, die Bombengeschwader in Richtung auf deutsche Städte vorüberfliegen zu hören. Nie hatte ich den Tag vergessen, an dem ich bei der Öffnung eines Massengrabes die von Foltern grausam verunstalteten Leichen meiner ehemaligen Kameraden des Widerstandskampfes gesehen hatte. Seit dem Anblick jener Greuel wußte ich nicht mehr, was Weinen heißt.

„Was für eine Einigkeit wollen Sie für Europa?“ Zum ersten Mal ermaß ich, daß Haß zerstört und nie aufbaut und daß mein eigener Haß eine negative Kraft war.

An dieser Stelle des Berichtes von Irène Laure lohnt es sich, das Wort Peter Petersen, einem jungen Deutschen zu geben, der sich gleichzeitig mit ihr in Caux befand. Im Alter von sieben Jahren war er der Hitlerjugend beigetreten und später vier Jahre in einer „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ geschult worden. Er wurde verwundet, als er in einer Elite-Division der deutschen Armee kämpfte, und nach dem Krieg von den Engländern um seiner unbeugsamen nationalsozialistischen Überzeugung willen gefangen gesetzt:

Im Jahre 1947 hungerte Deutschland in zerstörten Städten, und im ganzen Land versuchten Millionen von Deutschen, auf jede mögliche Art und Weise darzulegen, daß sie nie etwas vom Nationalsozialismus gehört hätten.

Die ganze Welt war der Ansicht, daß Deutschland Beweise seiner neuen Haltung erbringen müsse, bevor es wieder in den Kreis der Völker aufgenommen werden könne. In jenem Augenblick erwirkte Frank Buchman von den alliierten Behörden eine Sondererlaubnis, hundertfünfzig Deutsche nach Caux einzuladen. Ich war einer von ihnen.

Ich hatte immer nur die Uniform getragen und kam in einem Anzug meines Großvaters in Caux an, der mir zu kurz und zu weit war. Ein französischer Chor hieß uns mit einem deutschen Lied willkommen, das von der wahren Bestimmung Deutschlands sprach. Wir hatten uns meisterlich in der Kunst des Gegenangriffes



gegen alles, was man uns vorwarf, ausgebildet. Aber hier standen uns alle Türen weit offen . . . und wir fühlten uns vollständig hilflos. Drei Tage nach meiner Ankunft erfuhr ich, daß Frau Irène Laure, die Sekretärin der sozialistischen Frauen Frankreichs, in Caux war. Ich hörte auch, daß sie wieder abreisen wollte, als sie Deutscher ansichtig geworden war; denn die SS hatten ihren Sohn vor ihren Augen gefoltert, um sie zu zwingen, Namen und Anschriften von Mitgliedern der Widerstandsbewegung anzugeben. Unter uns Deutschen erhob sich eine heftige Diskussion; wir konnten uns nicht mehr vor der Frage flüchten, die unser Land zerrissen hatte: Wer ist schuld? Wir gaben alle zu, daß diese Französin das Recht hatte, uns zu hassen; aber wir waren auch entschlossen, mit Berichten über die französische Besetzung im Schwarzwald zu antworten, falls sie ihrem Haß Ausdruck geben würde.

Eine Woche später bat Madame Laure in der Vollversammlung um das Wort. Wir saßen wie auf Nadeln zu hinterst im Saal und fragten uns, ob wir nicht besser hinausgehen sollten. Madame Laure sagte drei Sätze, die für uns als einzelne und als Deutsche zu Marksteinen unseres Lebens werden sollten: „Ich habe Deutschland so gehaßt, daß ich es von der Karte Europas ausgelöscht sehen wollte. Hier erkannte ich, daß mein Haß ein Fehler war, und ich möchte alle anwesenden Deutschen bitten, uns zu vergeben.“ Sie setzte sich wieder. Ich war erschüttert. Mehrere Nächte war es mir unmöglich zu schlafen. Meine ganze Vergangenheit revoltierte gegen den Mut dieser Frau. Aber wir wußten, meine Freunde und ich, daß sie uns den einzig möglichen Weg für Deutschland gewiesen hatte, wenn es eine Rolle im Aufbau Europas spielen wollte. Die Grundlage eines solchen Europas mußte, wie Madame Laure uns zeigte, die Vergebung sein. Später sprachen wir ihr unser tiefes Bedauern aus und unsere Scham über das, was sie selber und ihr Volk durch uns erlitten hatte. Wir versprachen ihr, unser Leben dafür einzusetzen, daß sich diese Dinge nie mehr, nirgends in der Welt, ereignen sollten.

Das war das erste Mal, fährt Irène Laure fort, daß wir nicht auf einem auf Sentimentalität beruhenden Vergessen, sondern auf dem

Felsen einer gemeinsamen Ideologie aufbauen konnten. Wenn alle Friedensverträge lediglich Papierfetzen geworden waren, so deshalb, weil die Menschen immer dieselben blieben. Diesmal aber bot sich uns eine Gelegenheit, auf solider Grundlage aufzubauen.

Ein Jahr später fuhren wir nach Deutschland, mein Mann, mein Sohn und ich. Zwei Monate lang durchreisten wir die westlichen Zonen. Wir trafen Vertreter der verschiedenen politischen Parteien in elf von zwölf Landesregierungen; es gab damals noch keine Bundesregierung. Dazu kamen offizielle und private Besprechungen, Pressekongresse, Radiosendungen, im ganzen zweihundert Zusammenkünfte in elf Wochen.

Als wir eines Tages mit dem Auto durch eine Stadt fuhren, erblickte ich am Straßenrand die Anschrift: Lager von Ravensbrück. Ein Pfeil gab die Richtung an. Ich spürte einen Schock. Ravensbrück, das Frauenlager, in dem so viele Kameradinnen der Widerstandsbewegung gestorben und aus dem andere als Krüppel zurückgekommen waren. Beklemmende Angst kam über mich, und ich fragte mich: Bist du im Begriff, deine Freunde aus dem Widerstand zu verraten? Wir hatten die Stadt hinter uns gelassen, und der Wagen glitt sehr schnell dahin. Da kam ein großer innerer Friede über mich. Mir war, als hörte ich sie sagen: „Nein, wir sind nicht gestorben, um den Haß fortzupflanzen. Unsere Leichen schreien nicht nach Rache. Wir sind als Märtyrer gestorben, damit die Welt ihre Einigkeit finde.“ Ich bin damals mit Frieden im Herzen an unserem Bestimmungsort angekommen, denn ich wußte, daß die Welt ihre Einigkeit finden muß.

Diese Überzeugung prägte sich schließlich durch *einen* Anblick unauslöschlich in mir ein. Es war an einem Abend in Berlin. Wir sahen, wie die Frauen mit der Tagesarbeit aufhörten. Seit der Morgendämmerung hatten sie, ohne Werkzeug, Schutt weggeräumt. Ihre Hände und Füße waren blutig, ihre Gesichter hatten jeden Ausdruck verloren. Sie waren wie menschliches Vieh geworden. An jenem Tage habe ich begriffen, bis zu welchem Grade von Bestialität der Haß die Menschheit erniedrigen kann.



Während meines Caux-Aufenthaltes erkannte ich, daß der Schlüssel zum Verständnis von allem, was ich sah, und zur Verwirklichung der vor mir liegenden Aufgabe in der Zeit der Stille lag, die jeder fand. In dieser Stille kommt uns vieles zum Bewußtsein; wir sehen uns so, wie wir sind, mit allen uns treibenden Kräften, aber auch so, wie wir werden können, wenn wir bereit sind, uns zu ändern. Man hält viel von sich selber und entdeckt, daß man gar nichts ist. Man mißt sich an absoluten Werten, schwarz auf weiß. Darin liegt die Kraft. Ohne das, ohne auf den Grund unserer selbst gegangen zu sein und die Wirklichkeit ins Auge gefaßt zu haben, bleibt uns von einer mehr oder weniger vagen Besinnung lediglich ein Gefühl persönlicher Erbauung. Dieser Augenblick der Stille und das Horchen auf das, was mein Innerstes mich tun hieß, haben mich seither dazu gebracht, Dinge zu verrichten, die mir menschlich unmöglich gewesen wären.

Diese Erfahrung machte ich, als ich von meinem ersten Aufenthalt in Caux nach Hause zurückkehrte. Voller Hoffnung und Begeisterung für diese Ideen fing ich natürlich an, allen um mich herum davon zu erzählen. Zu meiner großen Verwunderung hörte niemand zu. Victor, mein Mann, ging aus dem Zimmer; die Kinder verschwanden mit spöttischer Miene. Was sollte ich sagen? Ich sprach vor leeren Wänden.

In einer dieser stillen Zeiten am Morgen wurde mir jedoch klar, daß es nicht so sehr darauf ankam, was die andern für ihr Leben entschieden, als darauf, ob ich diesen Grundsätzen treu blieb. Und diese Treue hat den andern schließlich zu denken gegeben.

Oft zeigte es sich in den einfachsten Dingen. Meine älteste Tochter türmte ihr Haar, der damaligen Mode entsprechend, in vielen Locken über der Stirn auf. Es war nicht nach meinem Geschmack; jeden Morgen machte ich eine abschätzige Bemerkung über diese Frisur, was jedes Mal eine etwas gereizte Stimmung in der Familie schuf. Eines Tages kam mir in der stillen Zeit der Gedanke: Laß sie doch in Ruhe mit ihren Haaren! Sie soll sich kämmen, wie es ihr paßt! Einige Tage gingen vorbei, ich sagte nichts mehr darüber. Am dritten Tag kam sie mit einer Frisur, wie ich sie gerne sehe,

aus ihrem Zimmer. „Weißt du, Mutter“, sagte sie, „ich war gar nicht so scharf auf diese Locken, aber ich wollte dich ein wenig ärgern.“

Oft wollen wir Eltern unsern Kindern unsern Geschmack, unsere Ansichten, unsere Lebensweise, ja die Studien, die wir für sie bestimmten, aufzwingen; und aus Reaktion tun die Kinder schließlich oft das Gegenteil von dem, was sie selber gerne möchten.

Wenn wir nur bereit wären, von unserem Podium herunterzukommen, uns zu entschuldigen, wenn wir im Unrecht sind, unsern Kindern zu sagen, wie wir mit sechszehn oder achtzehn Jahren waren. Wie manches Familiendrama ließe sich vermeiden. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Zwar kenne ich viele Kinder, die ihre Eltern zum Weinen bringen; aber ich weiß auch, daß viele Eltern am Herzeleid ihrer Kinder schuld sind.

Auch im Büro mußte ich mit den einfachsten Dingen anfangen. Zum Beispiel: Wie oft lehren wir unsere Sekretärinnen am Telefon zu lügen oder Dinge zu schreiben, die nicht ganz stimmen. Wenn sie ihre Stellung behalten wollen, müssen sie gehorchen. Ich mußte mich dafür bei ihnen entschuldigen.

Und so kam es, daß die Leute um mich herum, die zuerst skeptisch waren, aufhorchten und schließlich neugierig wurden. Mein Mann erklärte sich bereit, mich nach Caux und später zu einer Zusammenkunft in Le Touquet zu begleiten; dorthin kam auch der Vertreter der Arbeitgeber von Nordfrankreich, den ich in der Schweiz kennengelernt hatte, mit Hunderten von Arbeitern, Betriebsräten und Industriellen aus der Umgebung. Die Zusammenkünfte fanden im Festsaal des Casinos statt, der vom Kriege her so beschädigt war, daß auf einer Seite als Ersatzmauer eine Planke gezogen worden war. Es war im Spätherbst bei stürmischem Wetter.

Wir wanderten am Strand entlang, *fährt Victor fort*. Ruinen überall, zerfallene Häuser, zerstörte Hotels. Mich packte dieser Anblick, der den Wahnsinn sich gegenseitig zerreißender Menschen zum Ausdruck brachte. Um ihre Vorrangstellung und ihre Macht über andere Menschen beizubehalten, sind sie nicht bereit, auch



nur eine Handbreit nachzugeben; und dann, wenn der Krieg ausbricht, müssen alle seine Folgen erdulden. Ein jeder geht seinen Plänen nach, seiner Gier, klammert sich an das Gerüst seiner eigenen Ansichten und will nicht auf das hören, was die andern sagen. Die Menschen sehen sich gegenseitig nicht mehr als Menschen, sie haben ein durch starre Meinungen entstelltes Bild voneinander.

Ja, diese Ruinen waren die Folge gegenseitigen Nicht-Verstehens. Ich wußte, daß eine höhere Macht sich einschalten mußte, wenn etwas Neues aus diesen Ruinen hervorgehen sollte.

Ich habe mich dann entschlossen, diese Absoluten, von denen man sprach, klar ins Auge zu fassen: absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Im Blick auf die Welt, die dank der Moralischen Aufrüstung neu vor mir erstand, war ich bereit, sie anzuwenden. Aber ich fühlte mich zu schwach dazu. Da ich keinen Glauben hatte, fehlte mir auch jeder Halt. Da bin ich, fast ohne es zu wollen, auf die Knie gegangen und habe Gott gebeten, daß Er mir helfen möge, diese Lebenshaltung anzunehmen und darin festzubleiben. Ich war selber erstaunt, daß ich diese Bitte zum Himmel gesandt hatte. Aber ich fühlte mich nun stärker angesichts dieser vier Maßstäbe, die vollkommen neu für mich waren. Wenn man die Welt ändern will, fängt man am besten mit der eigenen Änderung an. Ich ging in diesen Kampf ohne Plan und hatte keine Ahnung, was auf mich wartete; aber ich war bereit, alles zu tun, was dieser Glaube von mir fordern würde. So begann es für mich.

Diese ersten Schritte sollten mich, nach fünfundvierzig Jahren Marxismus, zum katholischen Glauben meiner Väter zurückführen. Dabei erkannte ich die Notwendigkeit, mich auch nach den organischen Gesetzen der Kirche zu richten. Meine Frau und ich hatten uns seinerzeit, treu der marxistischen Lehre, nur zivil trauen lassen. Im dreißigsten Jahr unserer Ehe kam in mir der Wunsch und der Wille auf, unsere Ehe von der Kirche segnen zu lassen. Ein Priester aus der Pariser Gegend, früher Feldprediger in der Fremdenlegion, gab uns diesen Segen. „Es passiert nicht alle Tage“, sagte

unser Sohn, „daß ein Bursche von fünfundzwanzig Jahren bei der Trauung seiner Eltern anwesend ist!“

Ich bin auf dem guten Weg und bleibe darauf.

Auch unser Sohn Louis, *nimmt Irène das Wort wieder auf*, beschloß, uns nach Deutschland zu begleiten. Nach allen Qualen des Krieges hatte er sich vorgenommen, das Leben zu genießen und sich kein Vergnügen entgehen zu lassen. Er ließ sich von keinem Menschen mehr sagen, was er tun sollte. In Paris hatte er ein gutgehendes Import- und Exportgeschäft aufgezogen, das ihm so viel Geld, wie er wollte, einbrachte, Erfolg, Vergnügen, Auto; es fehlte ihm an nichts.

Während unseres Aufenthaltes im Ruhrgebiet fand in Moers eine Versammlung statt. Ich stand auf der Rednerbühne Seite an Seite mit verschiedenen Deutschen; mit mir waren zwei Franzosen, von denen der eine zweiundzwanzig und der andere fünfzehn Familienmitglieder in den Gaskammern verloren hatte. Louis hörte, wie ich mich für meinen Haß entschuldigte und mich verpflichtete, für eine neue Zukunft zu kämpfen. Ich sah seinen Blick; ich werde ihn nie vergessen. Fassungsloses Staunen, Bestürzung, und ich glaube auch Entsetzen waren darin zu lesen. Er verließ den Saal und fuhr am gleichen Abend nach Frankreich zurück.

Bald darauf kam er wieder und reiste mit uns über die Luftbrücke nach Berlin. Er hatte eingesehen, daß hier eine Kraft am Werke war, die den Lauf der Geschichte verändern konnte; daß die Kräfte der Vergnügungs- und Genußsucht nie etwas Neues zu schaffen vermögen und daß Frankreich verloren wäre, wenn die gesamte französische Jugend so gewissenlos leben würde wie er.

Nach mehreren schlaflosen Nächten kam er eines Morgens um fünf Uhr an unsere Tür und weckte uns. Er hatte die Entscheidung getroffen, einen Versuch zu wagen – einen Versuch, der ihn später vollkommen überzeugen sollte –, um herauszufinden, ob es sich tatsächlich lohne, sich zu ändern.

Zuerst bat er mich um Verzeihung für all seine Dummheiten und die Sorgen, die er mir damit bereitet hatte. Tatsächlich hatte ich



mich in schlaflosen Nächten oft mit Bangen gefragt, was das alles für ein Ende nehmen würde. Es fiel mir nicht schwer, ihm zu vergeben, denn Mutterherzen sind nun einmal so, daß sie gerade ihre schlimmen Söhne besonders liebhaben. Dann teilte er mir seinen Entschluß mit, alle seine Steuern nachzuzahlen – er hatte nämlich die Steuerbehörde hintergangen. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Summe, von der Möglichkeit einer Strafe ganz zu schweigen. Ich wußte, was dieser Schritt für ihn bedeutete. Schließlich war er fest entschlossen, sein Privatleben in Ordnung zu bringen.

Er hat jede dieser Entscheidungen bis zu Ende durchgeführt und ist ein anderer Mann geworden. Alle, selbst seine Eltern, haben ihn kaum wiedererkannt.

Eines Tages ließ ihn Frank Buchman mit drei andern jungen Männern zu sich kommen, einem Franzosen, einem Schweizer und einem Amerikaner. Er betraute sie mit der Aufgabe, diesen Geist ganz Brasilien zu bringen, beinahe einem ganzen Kontinent.

Und so fuhren denn unsere vier Musketiere – keiner von ihnen sprach auch nur ein Wort Portugiesisch – nach Südamerika. Zweieinhalb Monate später brachten sie in einem Sonderflugzeug die erste brasilianische Delegation zur Konferenz der Moralischen Aufrüstung: fünfundvierzig Personen, Vertreter aller Sektoren des öffentlichen Lebens, Militärs, Gewerkschaftler, Industrielle und Politiker. Von einem Mann zum andern, von einer Industrie zur andern, vom Hafen von Santos zum Hafen von Rio sprang der Funke, wie es in der Geschichte von Damasio Cardoso zu lesen ist.

So kam es, daß ich zusammen mit einer Weltmannschaft einer Revolution verpflichtet wurde, deren Dimensionen viel weiter reichen als alles, was ich mir je hatte träumen lassen. Sie hat mich seither in dreißig verschiedene Länder geführt. Überall traf ich mit führenden Sozialisten und Gewerkschaftlern zusammen: in Kalkutta zum Beispiel kam ich in Häuser, die nie vorher von einem Europäer betreten worden waren; dann Amerika; Finnland bei dreißig und vierzig Grad unter Null. Ich bin nach wie vor vom

sozialistischen Ideal überzeugt; aber ich weiß auch, daß die Zukunft davon abhängt, ob die Sozialisten Frankreichs und der Welt intelligent genug sind, den Geist und die Lebenshaltung anzunehmen, die die Welt von ihnen erwartet und die Einigkeit bringen können. Ich habe gesehen, wie in Asien und dem Mittleren Osten die Arbeiterführer einen Kampf gegen Not und Elend aufgenommen haben, der weit über ihre menschlichen Kräfte geht. Wo in Europa oder Amerika ist der Sozialist, der sich auf realistische Art dafür einsetzt, den Sozialismus in seiner weltweiten Auffassung zur Anwendung zu bringen, und sich nicht damit zufrieden gibt, seinen Wirkungskreis auf den eigenen Sektor oder das eigene Land zu beschränken?

Ich frage mich folgendes: Wer wird der Menschheit das Heilmittel geben, das sie von den auf ihr lastenden Plagen befreit? Woran sollen wir uns halten? Woran, wenn nicht an diesem Etwas, das radikal anders ist, das wir zwar alle kennen, aber nie gelebt haben? Vor zehn Jahren dachte ich, daß wir auf diese Weise zu langsam vorwärts gehen und immer zu spät kommen würden. Aber ich habe von einem Jahr zum andern eine wahre Lawine wachsen sehen, die in allen Ländern an Geschwindigkeit zunahm.

Ich weiß, daß die Kraft, die meinen Mann und meinen Sohn und eine Politikerin wie mich ändern konnte, das Übel dort angreift, wo seine Wurzeln verankert sind: in der menschlichen Natur. Diese Kraft kann die Welt neu gestalten. *Irène Laure, Frankreich*

### *Umwälzung bei den Hafearbeitern von Rio*

An diesem Morgen war ich zu allem entschlossen, und nichts würde mich aufhalten. Es war höchste Zeit, daß die Hafenleitung durch die Kraftprobe, vor die sie die Gewerkschaft stellte, endlich einmal einsehe, mit was für Leuten sie es zu tun hatte. Damit es dazu käme, war es wahrscheinlich nötig, die gleichen Maßnahmen zu ergreifen wie im Jahr vorher. Vierundfünfzig Tage lang war der



Hafen durch einen Streik blockiert worden; ein blödsinniger Konflikt übrigens, denn es hätte sich alles mit Leichtigkeit lösen lassen. Aber am Anfang des Streikes war ich für dreißig Tage abgesetzt worden. Die Kameraden in der Gewerkschaft, deren Vizepräsident ich war, hatten beschlossen, die Arbeit erst wieder aufzunehmen, wenn ich wieder eingesetzt war; man mußte ihnen Satisfaktion geben. Durch diesen Sieg ermutigt und von anderer Seite unbewußt geschoben, hatten sie beschlossen, einen Schritt weiter zu gehen: der Hafendirektor hatte uns durch die ungerechtfertigte Absetzung beleidigt; die Männer würden nur die Arbeit wieder aufnehmen, wenn er entlassen und durch einen andern ersetzt würde.

Es war eine totale Sackgasse. Die Autorität der Regierung, von welcher der Hafen abhing, war in Frage gestellt; das Ehrgefühl von Tausenden von Hafenarbeitern war ebenfalls mit im Spiel. Und deshalb war mehr als fünfzig Tage lang der Hafen paralytisch. Die Schiffe bildeten immer längere Schlangen in der ungeheuren Bucht von Guanabara, die als groß genug gilt, um die größten Handelsflotten der Welt aufnehmen zu können, und die sie in der Tat alle zu beherbergen schien. Unterdessen aber verfaulten in den Schiffen und auf den Kais Gemüse und Früchte, die zur Versorgung der Hauptstadt bestimmt waren. Sie mußten ins Meer geworfen werden. Nach sieben Kampfwochen hatte die Regierung endlich nachgegeben, und der Direktor des Hafens mußte gehen.

Das gibt ein Bild der Atmosphäre, in der wir lebten.

Alle im ganzen Hafen nennen mich Damasio. Ich wurde im Amazonas, jener sagenhaften Gegend im Norden Brasiliens geboren. Indianisches Blut fließt in meinen Adern. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeite ich im Hafen von Rio de Janeiro. Ohne je Kommunist oder Faschist oder irgend etwas anderes gewesen zu sein, habe ich mich immer gegen Ungerechtigkeit aufgelehnt. Darum habe ich immer unbedenklich für meine Kameraden gekämpft, vor allem, wenn ihre Rechte oder ihre Menschenwürde durch irgend jemand in Frage gestellt wurde, und wäre es der Hafendirektor, ein Minister oder gar der Präsident der Republik gewesen!

An jenem Morgen war ich ganz besonders kriegerisch gesinnt. Ein-

mal mehr hatten wir einen Streikbefehl erlassen. Mein Zorn richtete sich nicht nur gegen den Hafendirektor, sondern gegen den Chef der Gepäckablage, Nelson Marcellino de Carvalho. Die Anklageakten, die ich gegen ihn gesammelt hatte, waren erdrückend: vor allem war er ein „Chef“, und das genügte schon, um ihn zu meinem Feinde zu machen. Darüber hinaus war er einer der Führer der *Uniao dos Portuarios do Brasil*. Diese Gewerkschaft, die alle Hafendarbeiter zu vertreten behauptete, hatte in Wirklichkeit ihren ganzen Einfluß verloren. Niemand hatte Vertrauen zu ihrer Leitung, die in unsern Augen nur aus Bürokraten und höheren Beamten bestand. Die Mehrzahl der Arbeiter betrachtete sie als ein Instrument der Arbeitgeberschaft. Darum hatten meine Kameraden und ich, ohne Rücksicht aufs Gesetz, eine neue Gewerkschaft gegründet, der es gelungen war, ihre Autorität dem gesamten Hafen aufzuzwingen. Nun aber hatte die *Uniao dos Portuarios do Brasil*, anstatt eines sanften Todes zu sterben, den Widerstand eröffnet, und Nelson hatte angekündigt, daß er den Streikanordnungen zum Trotz seine Gepäckablage öffnen werde, damit alle zu ihrer Bedienung nötigen Männer eintreten könnten. Zwei Schiffe sollten an diesem Tage von auswärts kommen. Sie hatten fremde Diplomaten an Bord, und der gute Ruf Brasiliens hing offenbar davon ab, daß sie mit all ihrem Gepäck an Land kommen konnten. Ich ließ mich von solchen Erwägungen wenig beeindrucken: „Wenn die Diplomaten ihr Schiff verlassen wollen, hatte ich gesagt, so sollen sie es mit eigenen Mitteln machen. Meine Männer werden ihnen keineswegs behilflich sein.“

Ich hatte Nelson warnen lassen, wenn er versuchen würde zu arbeiten, würde er seine Haut aufs Spiel setzen. Blutige Auseinandersetzungen waren bei uns an der Tagesordnung. Ich war für die Begegnung wohl ausgerüstet: zum Revolver, der mich nie verließ, fügte ich einen zweiten und dazu noch ein Messer, und an der Spitze wohlbewaffneter Kameraden begab ich mich zum Depot. Dort angekommen, ging ich direkt auf Nelson los: bei der geringsten Bewegung seinerseits war ich bereit zu schießen.

Ich erwartete eine heftige Reaktion. Zu meiner größten Überras-



schung sprach er ungewohnt ruhig. Er sagte mir, wie sehr er bedauerte, daß wir Feinde seien, da wir doch beide den gleichen Kampf für unsere Arbeitskollegen führten. Aber wir hätten noch nicht den richtigen Weg gefunden. Er sprach von einer neuen Aufgabe, die allen Hafendarbeitern bevorstand und zu deren Ausführung wir eine neue Einheit finden sollten; zu meiner Verblüffung ging er so weit, anzuerkennen, daß er selber Fehler begangen hatte, und daß die *Uniao dos Portuarios do Brasil* nicht unfehlbar sei. Er hätte begriffen, daß man nicht immer darauf warten könne, daß der andere sich ändere, damit etwas Neues werde, sondern daß man bei sich selber anfangen solle, und er sei daran, sein ganzes Leben in dieser Hinsicht neu durchzudenken.

Irgendetwas passierte in mir in diesem Augenblick. Ich bin sicher, daß es ein Wunder in meinem Leben war: Beweis dafür war, daß ich nicht zum Angriff überging, sondern bis zum Ende auf das hörte, was Nelson mir zu sagen hatte. Ich traute meinen Ohren nicht und fragte mich, was dahinter stecke: Feigheit? ein schlaues Manöver? In meinen Augen war Nelson bisher ein Streber gewesen, und seine angebliche Gewerkschaftstätigkeit in der *Uniao dos Portuarios do Brasil* war offensichtlich nur zur Verteidigung seiner persönlichen Interessen und derjenigen von Funktionären der gleichen Art wie er gewesen. Aber jetzt hatte er eine ganz neue Sprache gesprochen. Wenn er ehrlich war, lohnte es sich vielleicht, seine Vorschläge genauer zu studieren. So konnte jedenfalls Blutvergießen vermieden werden. Ich versprach ihm, am folgenden Tag zurückzukommen. Wenn ich nachträglich daran denke, so kann ich nicht daran zweifeln, daß ohne das neue Element, das Nelson in unsere Beziehung brachte, die eine von unsern Frauen heute eine Witwe und die andere voll Bitterkeit wäre, weil ihr Mann sich im Gefängnis befände.

Am andern Tag sagte er mir die Gründe seiner überraschenden Haltung. Eine Woche vorher hatte er einer Versammlung beige-wohnt, in welcher Industrielle und Arbeiter erzählt hatten, wie sie ihre Konflikte lösen konnten, indem sie auf ihre eigenen Interessen und persönliche Ambitionen verzichteten. Am Morgen unserer Be-

gegnung war Nelson mit der Absicht zum Hafen gekommen, sein Leben teuer zu verkaufen. Aber als er mich sah, habe er sich an das erinnert, was er in dieser Versammlung gehört hatte. „Ich fühlte dann eine sehr große Ruhe und sogar Frieden in meinem Herzen“, sagte er mir. „Ich hatte in mir weder Angst noch Haß, weder Überheblichkeit noch Antipathie; ich hatte nur einen einzigen Wunsch: deine Freundschaft und dein Vertrauen zu gewinnen, damit wir zusammen die Hafendarbeiter einigen könnten.“ Er schlug mir vor, einige kämpferische Vertreter der beiden Gewerkschaften zusammenzubringen, damit sie einander näher kennen lernen könnten. Die Arbeiter einer Textilfabrik von São Paulo organisierten gerade eine größere Kundgebung, um die Erfolge in der Anwendung der neuen Ideen zu zeigen: das war eine ausgezeichnete Gelegenheit.

Am folgenden Samstag waren vierzig der unsrigen unterwegs nach São Paulo. Es war schon allerhand, daß wir bereit waren, miteinander zu reisen; einige wollten zuerst nichts davon hören, mit ihren ärgsten Gegnern in den gleichen Autobus zu steigen. Während der 450 Kilometer der Fahrt beobachteten wir uns gegenseitig verstohlen. Die einen hatten ihre Frauen mitgenommen, die andern ihre Revolver.

Wir wurden von Männern verschiedener Klassen, Rassen und Nationen im Haus eines Industriellen empfangen, dessen Beispiel eine entscheidende Rolle in meiner Änderung spielen sollte. Gemäß seiner Verpflichtung, über seine persönlichen Interessen hinauszugehen, hatte er aufgehört, gewissen Beamten, von denen der Abschluß seiner Verträge abhing, Schmiergelder zu bezahlen. Ich glaubte damals nicht, daß ein Industrieller irgend etwas im Interesse seiner Arbeiter tun könne. Aber dieser Mann war ein Beispiel für das Gegenteil. An dieser Versammlung nahmen die Arbeiterführer des großen Hafens von Santos, deren heroische Kämpfe wir kannten, ebenfalls teil. Auch war da ein junger Franzose, der voll Feuer und Humor war. Er war der Sohn von Irène Laure, der früheren Sekretärin der sozialistischen Frauen Frankreichs. Sein Vater war einer der Pioniere der Gewerkschaftsbewegung gewesen.



Seit einigen Monaten arbeitete Louis, ohne sich zu schonen, in Santos, um mit den Hafendarbeitern zusammen die Ideen ins Leben umzusetzen, von denen heute die Rede war. Neunundzwanzig der siebenunddreißig Gewerkschaftspräsidenten von Santos hatten ein Manifest für den Gouverneur ihres Staates unterschrieben, in welchem sie ihn ihrer vollen Unterstützung versicherten, um eine Atmosphäre zu schaffen, die den Spaltungen zwischen den Klassen und Nationen ein Ende machen könnte, ohne zu Zwangsmitteln zu greifen.

Sie alle schlugen uns ein Ziel vor, für das es wert war, uns zu einigen. Nach zwei Tagen, die wir in dieser brüderlichen Atmosphäre verlebt hatten, begannen die Schranken zwischen unsern beiden Gruppen zu fallen. Auf dem Heimweg waren wir Freunde mit einem gemeinsamen Ziel.

Das war der erste Schritt. Einige Monate später fuhren Nelson und ich zu einer Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung in Caux mit vierzig andern Brasilianern. Da spürten wir eine Ideologie, die in den verschiedenen Kontinenten am Werk war.

Im Hafen wurden die neuen Ideen heftig diskutiert. „So wie ich bin, so ist meine Nation.“ Dieser Gedanke regte manche notwendige Änderung an. Würde er nicht nur an festgefahrene Gewohnheiten rühren, sondern auch an alles, was Jahre von Bitterkeit, Haß, Unehrlichkeit, Ausschweifung und auch von Verzweiflung in Tausenden von Herzen angehäuft hatten? Würde es nicht übelgesinnten Menschen ein Leichtes sein, alle diese Kräfte zu mobilisieren, um so unbequemen Ideen den Weg zu versperren? Ich war einer der ersten, den es traf, und zwar sehr unangenehm. Im Hafen wußten alle, daß ich mit Nelson nach Caux gegangen war; die Presse hatte alles veröffentlicht, was wir vor zahlreichen Persönlichkeiten Europas und der ganzen Welt gesagt hatten; wir hatten uns verpflichtet, Seite an Seite zu kämpfen, um diese Ideen zu einer einigenden Kraft im Hafen und in unserm Land werden zu lassen. Frank Buchman hatte uns gesagt: „Die Bestimmung Brasiliens ist, nicht nur guten Kaffee zu exportieren, sondern auch gute Ideen.“ Bei meiner Rückkehr fand ich den Hafen von Rio in einer explo-

siven Stimmung. Die nichtoffizielle Gewerkschaft, deren Vizepräsident ich immer noch war, bereitete einen Streik vor. Dahinter steckte eine politische Bewegung, die nichts mit den Interessen der Arbeiterklasse zu tun hatte und der es nur darum ging, Spaltung im Hafen zu schaffen.

Da ich überzeugt war, daß diese Agitation ungerechtfertigt war, entschloß ich mich, mit einem Traktor im ganzen Hafen herumzufahren. Wir führten eine brasilianische Fahne und ein Spruchband mit, das die aggressive Losung trug: „Boykottiert den Streik“. Von Stapelplatz zu Stapelplatz legten wir unsern Kameraden die Lage auseinander. Als wir zum Schuppen 7 kamen, wurden wir von einer Gruppe aufgeregter Hafearbeiter umringt, die mich dort erwartet hatten. Ein wüster Krawall brach los. Man riß mich vom Wagen und hielt mich fest, während einer von ihnen mich mit einer Flasche niederschlug. Ich kam erst im Spital mit elf Nähten in der Kopfhaut zum Bewußtsein. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß ich mit dem Leben davongekommen war. Als er mich fallen sah, war einer meiner Freunde aufgesprungen und hatte mit der Pistole in der Hand geschrien: „Den ersten, der Damasio anrührt, schieße ich über den Haufen.“

Unglücklicherweise war jemand in meine Wohnung geeilt und hatte meiner Frau Nair gesagt, ich sei ermordet worden. Nair, die ein Kind erwartete, war zusammengebrochen, und die Erschütterung verursachte eine Frühgeburt. Unser sechstes Kind bekam, weil es unter diesen Umständen zwei Monate zu früh zur Welt kam, verküppelte Beine. Die folgenden Tage waren die schwersten meines Lebens. Der Gedanke an mein Kind machte mich rasend vor Wut. Es schien mir nur noch eines übrig zu bleiben: diesem Groll und Haß, der in mir aufstieg, freien Lauf zu lassen, die ganze Moralische Aufrüstung zum Kuckuck zu jagen und blutige Rache zu nehmen. Aber Gott, der nicht gewollt hatte, daß ich stürbe, wollte auch nicht, daß ich tötete. Er hatte einen Plan für mich. Eines Tages, als ich in der Stille die Antwort auf meine Verzweiflung suchte, kam mir ein sehr klarer Gedanke: „In ihrem Leben haben die Menschen zwischen zwei Wegen zu wählen – demjenigen der Aufleh-



nung und demjenigen des Gehorsams gegen Gott. Durch ihren Gehorsam können sie die Welt wieder aufbauen. Durch ihre Auflehnung werden sie diese ganz sicher zerstören. Jetzt mußt du wählen, morgen ist es zu spät.“ Da entschloß ich mich, statt mich an meinem Angreifer zu rächen, aus ihm einen Freund zu machen. Ich brauchte mehrere Monate, um es auszuführen. Als ich wieder hergestellt war, wußte der ganze Hafen, daß ich meinen Mann suchte. Aber jedes Mal, wenn dieser mich erblickte, machte er sich davon: Er zweifelte sehr an der Reinheit meiner Absicht! Schließlich traf ich ihn doch, und wir versöhnten uns.

Nach all dem wurde ich von der Gewerkschaft ausgeschlossen, deren Vizepräsident ich war und der ich alle meine Kräfte geopfert hatte. Dieser Beschluß war so willkürlich, daß er viele vor den Kopf stieß, sogar solche, die dem Präsidenten völlig ergeben waren. Aber dieser duldet keine Abweichung von der Linie, die er gezogen hatte; er fühlte sich darin ermutigt durch diejenigen, welche die Gewerkschaft gebrauchten, um ihre politischen Ambitionen zu befriedigen oder um die langfristigen Pläne zu fördern, die den ganzen Kontinent im Auge hatten.

Die Situation war sehr ernst. Mein früherer Präsident hatte in Wirklichkeit die Oberhand über den ganzen Hafen. Bewaffnete Banden übten in allen Docks ihren Terror aus. Gewisse Schiffahrtsgesellschaften bezahlten heimlich die geforderten Beträge, um keine Schwierigkeiten zu haben. Korruption und Diebstahl nahmen einen solchen Umfang an, daß die Versicherungsgesellschaften immer höhere Tarife für die nach Rio verschifften Waren ansetzten und überhaupt mit der Kündigung ihrer Verträge drohten. Zahlreiche Importeure zogen es vor, ihre Ware nach Santos, 400 km südlicher, zu schicken, und sie mit Lastwagen nach Rio zu bringen. Im Augenblick aber, da die zerstörenden Kräfte den Sieg davonzutragen schienen, trat eine andere Kraft in Aktion – diejenige, die auf meinem Spitalbett einen freien Mann aus mir gemacht hatte. Man fing an, sich über das, was mit mir geschehen war, Gedanken zu machen, und vieler Augen fingen an, sich zu öffnen. Wenn es gefährlich war, ein ehrliches Leben in den Docks zu führen, war es

nicht ein Beweis, daß gewisse Leute ein Interesse daran hatten, die bisherigen Zustände beizubehalten? Mein Kampf und derjenige Nelsons, um eine Einheit zu schaffen, die aus dem Hafen eine aufbauende Kraft für die Nation machen würde statt wie bisher die Quelle immer neuer Schwierigkeiten, war eigentlich der Wunsch einer überwältigenden Mehrheit von Hafearbeitern.

Meine und Nelsons Kameraden kamen immer häufiger zusammen, um mehr über diese Ideologie zu lernen und zu entdecken, wie man sie in die Praxis umsetzen könne.

Wir hatten einen langen Weg vor uns. Wir hatten zum Beispiel die Gewohnheit, nie ohne Waffen auszugehen – man mußte auf alles gefaßt sein. Ich erinnere mich, daß wir eines Tages ein Mittagessen in dem vornehmen *Club suisse* von Rio organisiert hatten, um mit einigen neuen Freunden über unsere Erfahrungen zu sprechen. Der Erstangekommene dachte, daß er bei einer Veranstaltung der Moralischen Aufrüstung sicher nicht bewaffnet zu sein brauchte, und ließ seinen Revolver in der Garderobe. Einige Minuten später lagen mehr als ein Dutzend Waffen dort in einer Reihe, und der Portier stürzte sich auf einen der Veranstalter mit der Frage: „Um was für eine Art Aufrüstung handelt es sich hier eigentlich?“

Je mehr uns klar wurde, daß wir unsere Gegner ändern konnten, statt sie zu liquidieren, desto weniger fühlten wir das Bedürfnis, bewaffnet zu sein. Es brauchte immerhin einen gewissen Mut, ohne Waffen auszugehen, was uns im Falle eines Angriffs ohne Verteidigung lassen würde. Ich brauchte eine gewisse Zeit, um dafür bereit zu sein. Ich sagte mir: „Verkauf deine zwei Revolver, das Messer genügt.“ Ein Zwischenfall, der hätte tragisch enden können, veranlaßte mich, auch das Messer aufzugeben. Eines Tages traten einige Kameraden an mich heran und begannen, einige beleidigende Bemerkungen zu machen. Am Anfang konnte ich mich beherrschen, aber schließlich beschimpfte mich einer von ihnen dermaßen, daß ich all meine guten Vorsätze vergaß, mein Messer zog und ihm in die Schulter stieß. Am gleichen Tag war eine Versammlung der Moralischen Aufrüstung, und ich ging hin wie zum Jüngsten Gericht. Als man mich fragte, warum ich ein so langes Gesicht mache,



antwortete ich, ich hätte „es ein wenig an Selbstlosigkeit fehlen lassen.“ In Wirklichkeit wäre ich am liebsten im Erdboden versunken. Glücklicherweise erholte sich mein Opfer nach ein paar Tagen Spitalpflege, aber ich war so unglücklich über das Ganze, daß ich beschloß, nie mehr eine Waffe zu tragen.

Wir waren alle einig in der Verurteilung der unehrlichen Politiker, die ihre Stellung benutzten, um sich zu bereichern. Aber als wir der Sache ein wenig auf den Grund gingen, mußten wir bald zur Einsicht kommen, daß es mit uns nicht viel besser bestellt war. Es war im Hafen eine weitverbreitete Gewohnheit, eine gewisse Menge von Waren zu „requirieren“ – hauptsächlich Lebensmittel. Wir entschuldigten uns mit den Bedürfnissen unserer Familie, aber bei gewissen Hafendarbeitern gingen diese „Requisitionen“ so weit, daß sie einen Lastwagen dazu benutzten. Offensichtlich konnten wir nicht von der Regierung Ehrlichkeit verlangen, wenn wir nicht in unserem eigenen Leben das Beispiel gaben. Einer meiner guten Freunde – ein großartiger Kämpfer, der sich während des Befreiungskrieges in Italien in einem brasilianischen Expeditionskorps ausgezeichnet hatte – kam in dieser Sache zu einer klaren Einsicht. Sein erster Gedanke war, zuerst die requirierten Mengen zu „normalisieren“, um sie auf ein „vernünftiges“ Maß herabzusetzen. Sehr schnell sah er ein, daß ein Maßstab nur Gültigkeit hat, wenn er absolut ist, und er gab seine zweifelhaften Machenschaften völlig auf. Es schlug sofort ein: auf seinem Stapelplatz folgten alle seine Arbeitskollegen seinem Beispiel.

Einige von uns hatten aufgehört zu trinken. Das gab uns einen klaren Kopf, um besser zu verstehen, was in unserem Hafen und Land vor sich ging.

Nelson ging seinerseits durch eine radikale Umwandlung. Sein Vater war einer der Pioniere der Gewerkschaftsbewegung in Brasilien gewesen. Aber Nelsons Ambition war bisher gewesen, in einer Wohnung in Copacabana, dem vornehmen Viertel von Rio, zu wohnen, einen Wagen zu haben und seiner Tochter eine gute Ausbildung zu geben. Jetzt aber war seine vornehmste Sorge, den Geist, der sich im Hafen bemerkbar machte, ins ganze Land zu bringen.

Früher waren die Pferderennen seine Hauptleidenschaft gewesen. Ein beträchtlicher Teil seines Lohnes wurde beim Wetten eingesetzt. Als das eines Tages plötzlich aufhörte, wußten wir, daß Nelson ein anderer Mensch geworden war.

In seiner Gepäckablage fehlte es nicht an Versuchungen. Eines Tages trat ein Fremder an ihn heran und bot ihm eine Million Cruzeiros an, wenn er beim Schmuggel einer Kiste ein Auge zudrücken würde. Nelson fragte sich zu dieser Zeit, wie er die nötigen Summen finden könnte, um eine Anleihe zurückzuzahlen, die er der Bank schuldete, und diese Million wäre ein unerhörter Glücksfall für ihn gewesen. Aber er dachte sofort an all die Männer, für die er sich verantwortlich fühlte: seine Kameraden im Hafen, die Mitglieder des brasilianischen Parlaments, die Staatsmänner von Latein-Amerika und der ganzen Welt. Was hätte er ihnen noch zu sagen gehabt, wenn er jetzt nachgab? Er schickte seinen gefährlichen Besucher zum Teufel!

Unsere Familien unterstützten uns in diesem Kampf. Zum ersten Mal waren unsere Frauen bei uns nicht nur geduldet, sondern willkommen. In all unseren Beschäftigungen war bisher für sie kein Platz gewesen. Das einzige, was wir von ihnen wollten, war ein gutes Essen zur rechten Zeit, gut gebügelte Hemden und alle Zuverlässigkeit, die wir meinten beanspruchen zu dürfen. Um ganz offen zu sein, ich lebte seit mehr als zwanzig Jahren mit meiner Gefährtin Nair, die mir sieben Kinder geschenkt hatte, aber mein Verantwortungsgefühl ihr gegenüber war nie so weit gegangen, sie zu meiner Frau zu machen. Der Gedanke kam mir eines Tages in einer Zeit der Besinnung: „Ordne deine Verhältnisse vor Gott und den Menschen.“ Für mich war das ein revolutionärer Entschluß. Wir wohnten nahe beim Hafen in einem Arbeiterviertel, das „Vila Portuaria“ hieß. Hunderte von Dockerfamilien wohnten da mit einem Schwarm von Kindern. Ich wußte, daß mein Entschluß nicht unbemerkt bleiben würde. Meine Frau und ich wollten das Ereignis benutzen, um diesen Familien, von denen bisher viele wie wir lebten, einen neuen Weg zu zeigen. Die Hochzeit fand an einem Samstagmorgen statt. Bei der Ziviltrauung hat-



ten wir als Zeugen einen der großen Industriellen von São Paulo und seine Frau; ich hatte 1953 die Reise nach Caux mit ihnen gemacht, und ihre neue Haltung hatte mich vollständig gewonnen. Alle unsere Kinder nahmen an der religiösen Feier teil, weißgekleidet wie meine Frau. Der Priester, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, ließ uns verstehen, daß er nie eine solche Ehe eingesegnet hatte.

Nair und ich waren zum ersten Mal seit vielen Jahren zur Beichte gegangen. In Wirklichkeit war es, was mich anbelangt, das erste Mal in meinem Leben, und ich wußte nicht, wie ich es anstellen sollte. Der Priester hatte nur eine beschränkte Zeit vorgesehen, am Hochzeitsmorgen selbst. Aber wie konnte ich mit einer solchen Vergangenheit genug Zeit finden, um alles zu sagen? Plötzlich hatte ich eine gute Idee: Ich würde die Hauptpunkte angeben und die Absolution verlangen unter dem Versprechen, den Rest später nachzuholen.

Einige Monate vorher hatte ich in Buenos Aires die Ehre gehabt, einen ehrwürdigen Bischof, Monsignore de Andrea, kennen zu lernen. Ich hatte ihm meinen Entschluß zu heiraten mitgeteilt. Der tiefere Grund war, daß ich nicht an einem Kampf für persönliche Änderung teilnehmen konnte, wenn ich nicht zuerst mich selber änderte. Der Bischof gab mir im voraus seinen Segen. Seine Haltung hatte mir tiefen Eindruck gemacht und hat mir am meisten geholfen, das Nötige zu tun, um meiner Überzeugung zu folgen.

Durch all diese Ereignisse bin ich wieder zum Glauben gekommen, und so fanden meine Frau und ich den Weg zurück zur Kirche.

Wir hatten die Zeugen und Freunde zum Essen eingeladen; unsere Wohnung hat nur drei Zimmer, und wir waren schon neun in der Familie. Aber alles war für den großen Anlaß vorbereitet worden: neue Vorhänge an den Fenstern, frisch getünchte Wände. Freunde hatten uns das Geschirr geliehen, das uns fehlte. Eine alte Freundin der Familie hatte die Leitung über die Küche ergriffen und bereitete köstliche „Poulets à la mode de Bahia“, wie man sie nur in Brasilien bekommt. Die einzige Schwierigkeit bestand darin,

daß nicht genug Platz am Tisch für alle war. So mußten wir in Schichten essen. Aber glücklicherweise haben wir einen großen Balkon, und da wir im siebten Stock wohnen, bietet die Aussicht den märchenhaften Anblick der Bucht von Guanabara. So hat sich niemand beklagt.

Am Abend vereinigte ein großes Fest in der „Vila Portuaria“ mehrere hundert Hafentarbeiter und ihre Familien. Ich hatte die Gelegenheit, einige Worte über die Bedeutung dieses Ereignisses zu sagen. Dann ergriffen einige meiner heutigen Freunde das Wort: Nelson, der Todfeind von gestern, Carlos Pinto, der Generalsekretär der *Uniao dos Portuarios do Brasil*, der erzählte, wie er mich früher haßte, ohne mich zu kennen, einfach deshalb, weil er einer Konkurrenzgewerkschaft angehörte. Endlich sprach ein junger Industrieller, dessen revolutionärer Geist für mich eine ständige Herausforderung ist. Die Damen hatten einen herrlichen Kuchen und Limonaden bereitgestellt. Es war ein unvergeßlicher Abend.

Einige Tage nach unserer Hochzeit nahm mich die Sozialfürsorgein des Hafens zur Seite und sagte mir: „Sie geben mir aber zu tun! Seit ihr verheiratet seid, haben alle Lust bekommen, es euch nachzumachen.“

So gewann von Mann zu Mann, von Familie zu Familie ein neuer Geist den Hafen. Die Wirkungen machten sich auch auf gewerkschaftlichem Boden bald fühlbar.

Einer nach dem andern verließen die wichtigsten Anhänger meines ehemaligen Präsidenten ihren Chef, wie ich es getan hatte, und schlossen sich wieder der legalen Gewerkschaft, der *Uniao dos Portuarios do Brasil*, an. Sie waren jetzt überzeugt, daß die alten Methoden nur Spaltung und Korruption unter die Hafentarbeiter brachten. Sie hatten ein Ziel gefunden, das ihrem Kampf einen Sinn gab. Die *Uniao dos Portuarios do Brasil* ihrerseits gewann neues Leben durch den Zufluß frischen Blutes und neuer Kräfte. Ihre Führer machten selber durch Nelsons und anderer Hilfe eine tiefe Umwandlung durch, und die Gradheit ihrer Politik gewann das Vertrauen einer zunehmenden Zahl von Hafentarbeitern. Im Jahr 1953 – das Jahr meiner Reise nach Caux – hatte die *Uniao*



*dos Portuarios do Brasil* in den letzten Zügen gelegen. Vier Jahre später war die Autorität dieser Organisation im ganzen Hafen anerkannt, und die Konkurrenzgewerkschaft war verschwunden. Die Einheit der Arbeiterschaft war eine Tatsache geworden.

Das war ein Sieg – aber er bedeutete zugleich eine große Verantwortung. Man mußte die Gewerkschaft neu organisieren, um sie den neuen Verhältnissen anzupassen. Anfangs 1957 wurden den neuen Statuten gemäß die ersten wirklich demokratischen Gewerkschaftswahlen im Hafen von Rio vorbereitet. Bis jetzt waren die Wahlen eine Komödie gewesen. In meiner alten Gewerkschaft wählte man mit erhobener Hand, und wer nicht der Losung des Chefs folgte, erfuhr eine handgreifliche Zurechtweisung. Was die frühere *Uniao dos Portuarios do Brasil* anbelangt, so wurde der Vorstand aus den fünfzig Räten gewählt, die selber die Wahl ohne die Beteiligung der Mitglieder der Gewerkschaft vollzogen.

Dies Mal sollte die Wahl des neuen Vorstandes nach völlig demokratischen Grundsätzen erfolgen: das staatliche Verwaltungsgericht sollte die Oberaufsicht übernehmen, die Wahlen sollten in den Docks stattfinden, damit jeder sich daran beteiligen konnte, und selbstverständlich kam nichts anderes in Frage als geheime Abstimmung. Die Wahlkampagne war sehr bewegt. Der leitende Ausschuß der *Uniao dos Portuarios do Brasil* stellte sich den Wählern vor und forderte die Docker auf, seine Politik der „Ehrlichkeit und Arbeit“ zu ratifizieren. Er kündigte in seinem Programm an, er habe die Absicht, keine Versprechungen zu machen, die er nicht verwirklichen könne. „Das Verhalten bei der Wahl ist gerade so wichtig wie das Resultat“, sagte unser Präsident. „Wir wollen der Regierung den Beweis erbringen, daß es möglich ist, in der Politik ehrlich zu sein.“

Die Wahl war ein Triumph. Es gab nicht den geringsten Zwischenfall. Am Abend zählte man die Stimmen: der bisherige Vorstand war wiedergewählt. Einer meiner Freunde, Henrique, sah sich wieder als Präsident der *Uniao dos Portuarios do Brasil*.

Die Liste Joels, eines Sozialisten, der 1954 in Caux gewesen war, kam an zweiter Stelle. Bei der Verkündung der Resultate wurde

Henrique von der Menge der Anwesenden herausgerufen. Er sagte in einfachen Worten, wie bewegt er sei, und fügte hinzu, daß er entschlossen sei, dem Hafen und der Gesamtheit der Arbeiter zu dienen. Joel trat vor, um ihn herzlich zu umarmen, und erklärte: „Der Sieg Henriques ist mein und meiner Freunde Sieg. Die Mehrheit hat entschieden. Ich freue mich, unsere Stimmen Henrique zu bringen. Wir sind alle geeint in einem gemeinsamen Programm der absoluten Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe.“ Der ganze Saal spendete donnernden Beifall. Am anderen Tag verkündigten die Zeitungen die Nachricht und gaben der Bewunderung Ausdruck über den demokratischen Geist, den diese Wahlen gezeigt hatten. Die große Tageszeitung *Correio da Manhã* widmete dem Ereignis drei Spalten und sagte: „Zum ersten Mal in Brasilien hat eine Gruppe von Angestellten der öffentlichen Dienste Wahlen in vollem Respekt vor der Legalität abgehalten.“ Und im Parlament sagte ein Abgeordneter: „Diese Docker geben uns eine Lektion in Demokratie!“

Einige Tage später wurde der neue Vorstand offiziell in sein Amt eingesetzt. Es war ein großer Tag, und ich mußte an den Weg denken, der in den letzten Jahren zurückgelegt worden war. Der Tag begann mit einer Messe; um sieben Uhr morgens war die Kirche voll, und verschiedene unserer Kameraden hatten um drei Uhr aufstehen müssen, um zur Zeit da zu sein. Am gleichen Abend fand ein großes Fest statt, an dem Sieger und Besiegte teilnahmen. Es gab Blumen, Reden, Erfrischungen . . . aber keinen Alkohol, gemäß einer Verfügung des Vorstandes. Das verlieh unserem Fest einen fröhlichen und natürlichen Ton und gleichzeitig eine würdige Haltung, die allen Anwesenden einen großen Eindruck machte. Ein Vertreter der Regierung sagte uns am Schluß: „Ich habe von Amts wegen unzählige Gewerkschaftsfeste mitgemacht, aber noch keines wie dieses mit so viel Würde und Harmonie.“

So hat ein Gedanke einige Männer erfaßt und das Leben einer ganzen Gemeinschaft beeinflußt. Durch diese Idee haben wir unsere Einheit gefunden, und wir wissen, wieviel sie wert ist. Die Korruption ist im Rückgang, und der Vorstand der *Uniao dos*



*Portuarios do Brasil* hat beschlossen, die der Unehrllichkeit schuldigen Docker nicht mehr automatisch zu schützen.

Seit 1954 gab es im Hafen keinen einzigen Streik. Allerdings wurde 1955 die Arbeit für fünf Minuten unterbrochen. Der Anlaß war ein „Streik Gottes“, wie wir es nannten. Es war am Vorabend des Internationalen Eucharistischen Kongresses, der in jenem Jahr in Rio de Janeiro stattfand. Der leitende Bischof hatte eine Arbeitsunterbrechung im ganzen Land vorgeschlagen, damit jeder an die Bedeutung dieses Kongresses denken könne. Als er uns um unsere Mitarbeit bat, haben wir sofort zugesagt, und er ernannte Nelson zum Präsidenten des Exekutivkomitees, das diese Manifestation zu organisieren hatte. Am angesetzten Tag und zur bewußten Stunde war der Bischof unter uns im Hafen; es war das erste Mal, daß so etwas geschah! Im Augenblick der Arbeitsunterbrechung sprach er einige Worte und las ein wunderschönes Gebet, das er für diesen Anlaß verfaßt hatte. Ich stand neben ihm und mußte innerlich lachen, als mir bewußt wurde, daß der Bischof genau das gleiche Mikrophon benutzte, um durch die Lautsprecher im ganzen Hafen gehört zu werden, das ich einige Jahre vorher gebraucht hatte, um meinen Männern meine Streikinstruktionen weiterzugeben.

Im Jahre 1956 gingen unserer sechs, darunter der gegenwärtige Präsident der *Uniao dos Portuarios do Brasil*, nach Argentinien mit der Unterstützung des Transportministers und der Hafeneileitung; die letztere hatte einen Teil der Reisekosten auf sich genommen.

In der *Casa Rosada* in Buenos Aires empfing uns General Aramburu, der Präsident der provisorischen Regierung der argentinischen Republik. Er war lebhaft interessiert an allem, was wir ihm erzählten: „Was wir hier vor allem brauchen“, sagte er uns, „ist diese Überzeugung. Sie kann nur auf Grund des Glaubens bestehen. Ihr tut genau das, was getan werden muß.“

Kürzlich gingen Nelson, Carlos Pintos und ich nach Washington, wo wir mit führenden Amerikanern, Senatoren und hohen Beamten des Außenministeriums zusammenkamen. Nie hätten wir

früher gedacht, daß eines Tages einfache Docker wie wir das Gehör von Männern finden würden, deren Entscheidungen so viele Länder betreffen.

Das ist unsere Geschichte. Alles fing an dem Tage an, an dem ich mit einem Herzen voll Haß Nelson gegenüberstand. Diese Begegnung, die verhängnisvoll hätte sein können, führte im Gegenteil zu einer Verständigung, die uns heute erlaubt, die Menschen zu einigen. Heute kämpfen Nelson und ich Seite an Seite. Wir kennen die Antwort auf den Haß, den Ehrgeiz und die Selbstsucht. Wir wissen, daß Gott uns inspirieren und lenken kann. Es ist gewiß nicht leicht, nach den absoluten moralischen Maßstäben zu leben. Aber ich weiß, daß es der einzige Weg ist, um anderen zu helfen, dasselbe zu tun, und daß es nichts anderes gibt, das mein Land und die Welt ändern kann. Das ist es, was mich zur freudigen Hingabe an diese Revolution bewegt.

*Damasio Cardoso, Brasilien*

### *Bilanz eines französischen Industriellen*

Als ich eines schönen Tages im August 1952 mit meiner Frau nach Caux reiste, geschah dies einzig und allein, um nicht mehr länger den unablässigen Aufforderungen eines Freundes ausgesetzt zu sein, der mich drängte, die Moralische Aufrüstung kennenzulernen. Tatsächlich wußte ich davon nahezu gar nichts und hatte nicht die geringste Lust, mehr davon zu erfahren.

Wer war ich?

Präsident eines Unternehmens der Metallindustrie mit etwa 7000 Angestellten und Arbeitern. Ich bin verheiratet und habe eine Familie von acht Kindern.

Welche Probleme hatte ich?

Im Privatleben die Probleme eines Mannes, der als Witwer mit drei Kindern eine Witwe mit fünf Kindern geheiratet hat. Da standen wir vor dem Problem, zwei Familien zu verschmelzen, und litten unter allen Reibungen, die sich daraus ergaben.



Welches waren in meiner beruflichen Tätigkeit die großen Fragen, die mich bewegten?

Zunächst das Drama, dem sich die Mehrzahl der Unternehmer gegenüber sieht: die tiefgehenden Mißverständnisse zwischen ihnen und ihrem Personal. Aber in mir begann eine nicht weniger schwere Sorge zu bohren: die Auseinandersetzung mit dem ersten im Aufbau befindlichen Gemeinsamen Markt, dem von Kohle und Stahl; er mußte über kurz oder lang das Problem aufwerfen, welche Zukunft die Industrie des Loire-Departements hatte, wo sich meine Haupttätigkeit abspielte – ein Problem auf Leben und Tod.

Als ich nach Caux hinauffuhr, fragte ich mich nicht einmal, ob ich etwas finden würde, was in irgend einer Beziehung zu den Sorgen stände, die mich bedrängten. Dennoch habe ich dort zwar nicht die Antwort auf alle meine Fragen gefunden, wohl aber einen Schlüssel für die Lösung der meisten menschlichen Probleme.

Noch weniger ahnte ich, welche Gesprächspartner mir diese Antwort geben würden. Denn weder meine Gespräche mit Unternehmern in ähnlicher Funktion und mit ähnlichen Aufgaben wie ich noch die täglichen Versammlungen in Caux, von denen einige mich allerdings außerordentlich beeindruckt haben, versetzten mir den Schock, durch den mein Dasein seit sechs Jahren völlig verändert worden ist. Diesen Schock empfing ich bei sehr einfachen, beinahe kindlichen Gesprächen, die ich trotz sprachlicher Schwierigkeiten mit zwei deutschen Arbeitern führen konnte, alten kommunistischen Kämpfern aus dem Ruhrgebiet, die nun alles aufgegeben hatten, um mit der Moralischen Aufrüstung zu kämpfen. Weder sie noch ich haben dabei hohe Gipfel der Philosophie oder Volkswirtschaftslehre erklommen. Wir hatten dazu keine Neigung, und auch die Anwesenheit eines Dolmetschers, der trotz meiner Deutschkenntnisse notwendig gewesen wäre, hätte uns nicht dazu ermutigt.

Wie sollte man gegenüber einem so skeptischen und komplizierten Intellektuellen wie mir die Überzeugung in Worte fassen, die jene einfachen Männer hatten? In ihrem Innern brannte ein Feuer, und sie glaubten, daß es möglich ist, die menschlichen Beziehungen

durch die Rückkehr zu gewissen moralischen Grundsätzen zu ändern. Wie hätte ich meiner Verwirrung Ausdruck verleihen können, als man mir auf meine sogenannte tiefgründige Erfahrung in den sozialen Beziehungen und meine Überzeugung, es sei utopisch, die menschlichen Beziehungen durch den einfachen Kontakt von Herz zu Herz ändern zu wollen, nur erwiderte: „Haben Sie es versucht?“

Nein, ich hatte es nicht versucht. Oft hatte ich versucht, die anderen durch die Überlegenheit meiner intellektuellen Argumentation zu überzeugen, aber nur selten hatte ich versucht, zu erkennen, wo meine Fehler lagen und was recht war.

Ich wußte, daß ich es tun sollte. Aber es war mir zuwider und unangenehm.

Auf dem Rückweg von Caux setzten meine Frau und ich uns am Ufer eines kleinen Bachs nieder. Und wie wir so im Gras saßen, fragten wir uns: „Wo sollen wir anfangen? . . . indem ich zugab, wo ich im Unrecht war, indem ich den anderen sagte, daß ich es für möglich hielt, jenseits der amtlichen Normen und entpersönlichten Beziehungen ein Gespräch einzuleiten . . .“

Einige Tage danach packte ich den Stier bei den Hörnern, indem ich den Betriebsrat des wichtigsten Werkes meiner Gesellschaft zu einer Sondersitzung einberief. Der Betrieb hatte etwa 5000 Arbeiter. Ich werde nie diese Unterhaltung vergessen, in der ich darlegte, was ich in Caux erlebt hatte – meine Überzeugung von der Möglichkeit, ein neues Klima unter den Menschen zu schaffen, indem man nach dem trachtet, was recht ist –, und in der ich für die begangenen Fehler um Verzeihung bat. Ich werde wohl nie herausfinden, ob mich angesichts der vor Staunen starren Gesichter meiner Gesprächspartner mehr die Angst beunruhigte, mich lächerlich zu machen, oder das Gefühl, mein Schritt sei wirkungslos.

Bis dahin hatte ich nämlich ziemlich gespannte Beziehungen mit diesen Betriebsräten; mich trennten von ihnen alle Mißverständnisse, die aus der Abkapselung der Klassen mit starren und unveröhnlichen Standpunkten folgen . . . „Das habe ich in Caux gelernt“, sagte ich zum Schluß. „Ich fordere Sie nicht auf, mir zu glauben



oder die Überzeugung zu teilen, daß es möglich ist, auf Grund der persönlichen Änderung eine neue Lösung für die ganze Welt zu finden. Ich bitte Sie nur, mit mir nach Caux zu kommen und sich anzuhören, was dort gesagt wird.“

Ich habe erst später, sehr viel später, erfahren, was in jenem Augenblick im Herzen von einigen meiner Gesprächspartner vor sich ging. Diejenigen, die den Mut hatten, es mir zu sagen, gestanden mir, daß sie zutiefst erschüttert worden waren. Und dabei muß man wissen, was für hartgesottene Kerle das waren.

Die Sitzung wurde unterbrochen. Erschrocken über meine eigene Kühnheit erwartete ich die Entscheidung der Betriebsratsmitglieder. Nach einer viertelstündigen Beratung ließen sie mich wissen, daß sie einstimmig beschlossen hätten, mit mir nach Caux zu fahren.

Das war zweifellos zu schön . . . Am Abend nach dieser Zusammenkunft, die eines der bewegendsten Erlebnisse meines persönlichen Lebens und meiner beruflichen Laufbahn war, hatten gewerkschaftliche Interventionen von außerhalb ihre Wirkung getan, und die Direktiven unpersönlicher Instanzen hatten da ein Veto eingelegt, wo das Herz gesprochen hatte: die wichtigste Gewerkschaft verbot ihren Delegierten, mit mir zu fahren. Die anderen bestätigten ihre Zusage.

Es fällt mir schwer zu sagen, was sich in sechs Jahren aus diesen wenigen Augenblicken wahren Offenseins zwischen Männern und unserer gemeinsamen Reise entwickelt hat. Es hieße die Wahrheit und Tiefe menschlicher Gefühle verraten, wollte man sie in die Einfachheit eines Münchner Bilderbogens einfangen.

Man hat mich oft gebeten, die positiven Ergebnisse meines vorbehaltlosen Anschlusses an die Aktion der Moralischen Aufrüstung seit August 1952 zusammenzustellen. Ich kann in aller Aufrichtigkeit sagen, daß ich in der stillen Zeit am Morgen den rechten Weg, losgelöst von allem persönlichen Interesse, suchte und so die Lösung schwieriger industrieller Probleme fand.

Während dieser durch den Geist von Caux geprägten Meditationen keimten und wuchsen einige Entscheidungen, von denen ich nur die bemerkenswertesten anführen möchte.

Zunächst eine Ausschüttung von Gratisaktien an die Arbeitnehmer meines Unternehmens. Dann der Entschluß, die vier bedeutendsten Gesellschaften der Metallindustrie in unserem Gebiet zu fusionieren, um so mit insgesamt 15 000 Werkträgern eine der wichtigsten Operationen industrieller Konzentration und Rationalisierung durchzuführen; dabei lag für mich der Schlüssel zum Problem darin, den ersten Platz aufzugeben und auf den zweiten hinabzusteigen. Dann eine Verpflichtung, die meines Wissens noch kein Unternehmen auf sich genommen hat: während einer schwierigen Periode industrieller Konzentration, die sich über vier Jahre hin erstreckte, keine Arbeiter zu entlassen. Soll ich dann noch den Abschluß einer Betriebsvereinbarung mit der ungewöhnlichen Klausel erwähnen, daß das Personal bereitwillig Lohnerhöhungen der Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts der Gesellschaft unterordnete, oder die zu einem anderen Zeitpunkt eingegangene Verpflichtung des gleichen Personals, während eines bestimmten Zeitraumes nicht zu streiken?

Jede dieser Tatsachen ist vielleicht für sich allein nicht außergewöhnlich, wenn sie auch nicht häufig vorkommt. Ich schöpfe die Gewißheit über ihre tiefste Ursache vor allem aus ihrer Häufung und regelmäßigen Aufeinanderfolge seit meiner Rückkehr von Caux.

Dies alles geht auf die Herausforderung zurück, vor die mich eines Tages zwei Bergleute aus dem Ruhrgebiet stellten, und auf den außerordentlichen Eindruck, den mir die wenigen Minuten intensiven Lebens hinterlassen haben, in denen ich während einer Sitzung des Betriebsrates spürte, wie ein Schleier zwischen Menschen zerriß.

Ich weiß nicht, ob dies alles auf die Moralische Aufrüstung zurückzuführen ist. Aber ich bin sicher, daß ohne sie nichts geschehen wäre – ohne diese tiefgehende Änderung, die sich in jenen Augusttagen 1952 in meinem Herzen und zur selben Zeit in meiner Frau vollzog. An jenem Tag entstand aus einer gutbürgerlichen Ehe eine solide kämpferische Gemeinschaft.

Aus dieser Gemeinschaft erwuchs noch eine andere, jene Gruppe von



Männern und Frauen, die sich getreulich mit uns alle Monate seit fünf Jahren trifft, wenn wir aus Paris in die Stadt Mittelfrankreichs reisen, wo die Fabriken unserer Gesellschaft liegen. Dort treffen wir Arbeiter, Werkmeister und Ingenieure unserer Fabriken, die mit ihren Frauen im selben Vertrauen in die Moralische Aufrüstung geeint sind. Auch sie haben in ihrem Familien- und Berufsleben festgestellt, wie das Streben nach Ehrlichkeit und Liebe zu den anderen den Blick für die Realität der heutigen Welt und die Beziehungen der Menschen untereinander verändern kann. Sie kommen nicht nur jedes Jahr mit uns nach Caux, sondern sind auch mehrfach als Gruppe in andere Städte gegangen, um so als Mannschaft, die durch das gegenwärtige Vertrauen ihrer Glieder zusammengeschießt ist, anderen zu sagen, woran sie glauben.

*Ein Unternehmer aus der Metallindustrie*

### *Für sie ist nichts unmöglich*

Jeder kennt jene viel beschäftigten, selbstbewußten und herrschsüchtigen Frauen, die überall anzutreffen sind, auch in Holland. Nun, ich war eine von ihnen. Es war ganz klar, daß Gott mich zum Befehlen, Organisieren und Regieren bestimmt hatte. Ich organisierte und beherrschte denn auch Dutzende von Komitees und war Präsidentin von ich weiß nicht wie vielen Organisationen. Auch zu Hause übte ich meine Talente und wunderte mich, daß weder mein Mann noch meine Kinder davon begeistert zu sein schienen. Und noch mehr erstaunte es mich, daß trotz all meiner Energie und Arbeit nichts auf der Welt anders wurde.

Eines Tages traf ich eine Gruppe von Personen, die – ich spürte es sofort – das hatten, was ich selber suchte: Um sie herum wurden die Dinge tatsächlich anders.

So wandte ich mich denn an eine der anwesenden Damen und sagte: „Ich sehe in Ihnen etwas, das ich nicht habe, was ich aber suche. Was kann ich tun? Wie soll ich anfangen?“

„Das ist sehr einfach. Wir versuchen, nach vier absoluten moralischen Maßstäben zu leben, der absoluten Ehrlichkeit, der absoluten Reinheit, der absoluten Selbstlosigkeit und der absoluten Liebe.“

Worauf ich bemerkte:

„Oh, das wird nicht schwer sein! Das habe ich ja immer getan.“

„Da ist noch etwas: Wir versuchen, jeden Morgen auf Gott zu hören und die Gedanken, die er uns gibt, aufzuschreiben.“

„Das hingegen wird schwierig sein. Denn sehen Sie, ich bin sehr beschäftigt. Gleich nach dem Frühstück fängt das Telephon an zu klingeln. Leute wollen mich sehen; dann gehe ich in Komiteesitzungen. Ich fürchte, das kommt nicht in Frage.“

„Ja, aber es soll ja nicht nach dem Frühstück, sondern vorher getan werden.“

„Da kennen Sie mich nicht. Das ist ganz unmöglich. Tagsüber bin ich voller Energie, aber ich brauche viel Schlaf. So bin ich nun einmal; sobald ich zu früh aufstehe, werde ich krank.“

„Ich habe geglaubt, daß Sie dieses Etwas haben wollten.“

„Aber natürlich“, sagte ich noch einmal.

„Sie finden ja die nötige Zeit nicht. Dann ist es besser, nicht mehr daran zu denken.“

Sie hatte recht. Ich wollte, was diese Leute hatten. Aber ich war nicht bereit, eine Stunde meiner Zeit zu opfern, um es zu finden! Plötzlich entschied ich mich, ging aus und kaufte einen Wecker. Am nächsten Morgen ging er mit schrecklichem Gerassel genau eine Stunde früher, als wir üblicherweise aufstanden, los. Mein Mann sprang auf und rief:

„Was ist los? Was ist in dich gefahren?“

„Ich werde jetzt eine Stunde still sein.“

„Ah, ist das deine neueste Schrulle“, sagte er laut lachend.

Natürlich wollte er nichts von der Moralischen Aufrüstung wissen. Ich aber war leidenschaftlich interessiert, denn ich stellte fest, daß ich nun Gedanken hatte, die mir vorher nie gekommen waren; so fuhr ich einen ganzen Monat lang fort, eine Stunde früher aufzuwachen.



Nach einem Monat fragte mich mein Mann auf einmal:

„Veranstaltet deine Moralische Aufrüstung eigentlich keine Zusammenkünfte mehr?“

„Doch.“

„Kannst du mir eine Einladung verschaffen?“

„Ich dachte, du wolltest nichts davon wissen.“

„Das stimmt. Aber wenn das dich eine Stunde früher aus dem Bett treibt, dann muß es etwas Großartiges sein, und ich möchte es näher kennenlernen.“

Auch er machte sich diese Idee zu eigen.

Zu Beginn des Jahres 1940 kam mir an einem Morgen in meiner stillen Zeit ganz klar der Gedanke, daß ich nach den Vereinigten Staaten reisen und zu den amerikanischen Frauen über das sprechen sollte, was in Europa geschah.

Mein Land war mobilisiert. Frankreich stand im Krieg. Ich spürte, daß Europa einem Weltkrieg entgegenging; aber Amerika war weit weg von alldem.

Kurze Zeit darauf las ich einen Artikel über die Vorbereitungen für eine Konferenz, zu der sich in Washington viele Frauen treffen sollten. Das Thema war: der Krieg, seine Ursachen und die Abhilfe. Die bedeutendsten Persönlichkeiten der amerikanischen Frauenwelt sollten sich daran beteiligen. Auch die Teilnahme von Delegierten aus anderen Ländern war vorgesehen. Ich stürzte mich auf diese Gelegenheit.

Das einzige Schiff, das in Frage kam, verließ Genua am folgenden Freitag, und am Dienstag darauf sollte die Konferenz anfangen.

Sofort unternahm ich die nötigen Schritte, um den amerikanischen Generalkonsul zu sehen und ihn um ein Visum zu bitten. Er sagte: „Leider ist das ganz unmöglich. Wissen Sie übrigens, wie gefährlich eine solche Reise ist? Sie würden durch ein Minenfeld schwimmen.“

„Ich glaube, es ist Gott, der mich nach den Vereinigten Staaten fahren heißt, und ich will an dieser Frauenkonferenz teilnehmen.“

„Gut, ich gebe Ihnen das Visum“, sagte er nach langem Zögern.

„Sie sind eine mutige Frau.“

Dann kamen die Franzosen an die Reihe. Der französische Diplomat sagte mir:

„Das ist leider ganz unmöglich, ganz unmöglich. Ich brauche drei Wochen, um Ihnen ein Visum geben zu können.“

Ich sagte ihm, daß ich es noch am gleichen Tag haben mußte.

„Das ist unmöglich“, wiederholte er.

„Nun, was bei den Menschen nicht möglich ist, ist bei Gott möglich. Wenn Gott will, daß ich nach Amerika reise – und ich bin sicher, daß Er es will –, dann werde ich das Visum bekommen. Sie werden es erhalten, wenn Sie es anfordern.“

Schließlich war er dazu bereit und erhielt es auch.

Am folgenden Freitag fuhr ich nach Genua und schiffte mich nach Amerika ein.

Frank Buchman wußte von meinem Unternehmen und ließ mich Frau Roosevelt vorstellen, die mich dann bei der Konferenz einführte. Ich bat die Präsidentin um die Erlaubnis, das Wort ergreifen zu dürfen.

„Unmöglich“, antwortete sie. „Die Tagesordnung ist seit langem festgesetzt, und das Programm ist bis auf die letzte Minute ausgefüllt.“

Trotzdem bewilligte sie mir fünf Minuten, und ich sprach eine Stunde lang. Ich sprach zu all diesen Frauen über die Bedingungen, unter denen wir in Europa zu leben hatten, und über die Tatsachen, vor die ein Volk sich durch den Krieg gestellt sieht. Viele Frauen kamen nachher auf mich zu und luden mich ein, meine Rede in anderen Städten Amerikas zu wiederholen.

In San Francisco traf ich mit Frank Buchman zusammen; dort vernahm ich auch, daß Deutschland in Dänemark einmarschiert war. Wahrscheinlich würde bald Holland an die Reihe kommen. Obwohl meine Tournee noch nicht zu Ende war – ich hatte sehr deutlich gespürt, daß ich auch zu den Frauen von Kanada sprechen sollte –, wünschte ich jetzt, nach Europa zu meinem Mann und meinen Kindern zurückfahren zu können. Ich sprach mit Frank darüber.



„Laßt uns das in der Stille sehen“, antwortete er.

Und er half mir, meinen Überzeugungen bis zum Schluß zu folgen, sogar wenn dies heißen sollte, nie mehr nach Holland zurückzukehren.

Ich traf Frank in New York wieder.

„Nun, Frank“, sagte ich, „ich glaube, jetzt kann ich nach Hause zurückkehren und dort am 17. Mai unseren vierzigsten Hochzeitstag feiern. Ich glaube wirklich, jetzt sollte ich zurückgehen.“

„Laßt uns das in der Stille sehen“, antwortete Frank.

Da kam mir plötzlich der Gedanke, in Rom haltzumachen und eine Privataudienz beim Heiligen Vater zu verlangen, ihn zu fragen, was ich für die italienischen Frauen tun könnte.

„Laßt uns das in der Stille sehen“, wiederholte Frank. So besannen wir uns, und daraufhin sagte Frank:

„Nein, nicht diesmal. Gehen Sie direkt nach Hause.“

Ich fuhr mit einem italienischen Personendampfer zurück. In Neapel angekommen, sagte ich mir: „Ich bin ja nur eine halbe Tagreise von Rom entfernt. Warum sollte ich nicht hingehen?“ Aber dann spürte ich endgültig; nein, ich sollte direkt nach Hause fahren.

Am 9. Mai um sechs Uhr kam ich an. Am gleichen Abend, während der Nacht und bis zum frühen Morgen überschritten die Deutschen unsere Grenze. Wir standen im Krieg. Hätte Frank nicht jene so klare Führung bekommen, so wäre ich nicht rechtzeitig zurückgekehrt und hätte nichts von allem tun können, was ich dann während des Krieges tat.

Kaum angekommen, mußte ich deutsche Offiziere mein Haus besichtigen lassen. In den Zimmern, die ihnen gefielen, richteten sie sich ein. Dann organisierten die Nazis ganz in unserer Nähe ein riesiges Konzentrationslager. Tausende von Holländern, Männer, Frauen, Kinder, wurden als politische Gefangene dort eingesperrt. Alle, die das Unglück hatten, den Deutschen zu mißfallen, wurden in dieses Konzentrationslager geführt, das unter der Gewalt eines sehr grausamen Mannes stand. Er mißhandelte die Gefangenen, und wenn er bei schlechter Laune war, schoß er sie ganz einfach

über den Haufen. Seine neueste Erfindung war, sie verhungern zu lassen. Jedermann wußte es. Manchmal sahen wir die Gefangenen an der Straße arbeiten; es waren lebendige Skelette, und jeden Tag gab es Tote. Sie starben vor Hunger. Tag und Nacht mußte ich daran denken.

Eines Morgens sagte ich mir: „Was ich tun kann, ist, Gott um seine Führung zu bitten.“ Ich betete, und zwei Gedanken kamen mir: Erstens: ohne Angst ins Lager hineinzugehen und darum zu bitten, vom Kommandanten empfangen zu werden; zweitens: daß niemand durch und durch schlecht sei, und daß dieser Mann in seinem Herzen eine empfindsame Stelle hatte, die ich herausfinden konnte.

Mein Mann war entsetzt und weigerte sich, sein Einverständnis zu geben. Aber ich fühlte bestimmt, daß Gott mir diese Gedanken gegeben hatte, und machte mich auf den Weg zum Lager.

Der Kommandant war so erstaunt, daß eine Holländerin aus eigener Initiative ins Lager einzudringen wagte, daß er mich sofort in sein Büro führte. Dort setzte ich mich. Wir sprachen zwei Stunden lang. Schließlich fand ich heraus, daß seine empfindsame Stelle die Liebe zu seinem Sohn war, der zu jener Zeit an der russischen Front kämpfte. Ich sagte: „Ihr Sohn kann getötet werden, aber er kann auch in ein russisches Konzentrationslager gesperrt werden. Was würden Sie sagen, wenn jemand ihm helfen würde?“

„Natürlich wäre ich sehr froh darüber.“

„Nun, ich habe stark das Gefühl, daß, wenn Sie mir erlauben, meinen Landsleuten Nahrung zu bringen, dann auch jemand ihrem Sohn in Rußland helfen wird.“

„Oh, das hat gar keinen Sinn, ich lasse ausgezeichnete Verpflegung verabreichen. Dies Lager ist viel eher ein Erholungsheim als ein Konzentrationslager.“

Ich wußte, wieviele jeden Tag starben.

„Wenn Sie mir das sagen, so muß ich es wohl glauben. Aber ich kann mir denken, daß ihnen eine kleine Zugabe nicht schaden könnte.“



„Gut, einverstanden“, sagte er schließlich.

Triumphierend kam ich heim und sagte zu meinem Mann:

„Siehst du, niemand hat mir etwas zuleid getan, und ich habe die Erlaubnis, an unsere unglücklichen Gefangenen Nahrungsmittel auszuteilen.“

„Ja, aber wie willst du das anpacken? Alles ist rationiert, wir haben ihnen nicht viel zu geben.“

Ich dachte, daß wenn Gott mich geheißt hatte, ins Lager zu gehen, Er mir auch zeigen würde, wie ich Nahrungsmittel finden könnte. Vorerst einmal konnten wir selber weniger essen und jede kleinste Krume aufheben. Das taten wir. Gleich machten auch unsere Nachbarn mit, und nach zehn Tagen war unsere Geschichte in ganz Holland bekannt. Es war das einzige Lager, für das solch eine Erlaubnis gegeben wurde. Von überall her kamen die Leute mit dem wenigen, das sie sich von ihren mageren Rationen zusammengespart hatten. Mein Haus verwandelte sich in einen Marktplatz. Es sah sehr appetitanregend aus. Wir machten bis zu 1200 große Pakete am Tag und transportierten sie dann zum Lager.

Mir kam dann der Gedanke, daß wir nur noch belegte Brote machen sollten, um zu verhindern, daß unsere großen Stücke Käse, Brot, Butter und Fleisch nach Deutschland gesandt würden. Da die gestrichenen Brote schnell trocken und ranzig wurden, würden sie sie wohl oder übel den Gefangenen verteilen müssen.

Ein paar Monate lang ging alles gut. Dann wurde der Kommandant kaltgestellt und von einem anderen ersetzt, der schleunigst alle Pakete zurücksandte. Er wollte nichts davon wissen. Ich besuchte ihn und konnte ihn schließlich gewinnen. Dann wurde ein dritter eingesetzt; der wollte mich nicht empfangen aus Angst, ich könnte wiederum die Oberhand bekommen. Das dauerte mehrere Tage, die Vorräte häuften sich an, die Leute starben, und ich konnte nichts tun, weil er mich nicht sehen wollte. So versuchte ich, in der Stille Klarheit zu finden.

In dieser stillen Zeit kam mir jene Witwe in den Sinn, die ihre Geschichte dem Richter erzählen will, aber nicht von ihm angehört

wird. Sie kommt jeden Tag wieder, bis der Richter so genug hat von ihrem Drängen, daß er schließlich nachgibt. Ich sagte mir: „So muß man es machen.“ Nun bombardierte ich den neuen Kommandanten mit Briefen und Telephonanrufen; ich ließ bei ihm anfragen, warum er sich weigere, mich zu sehen, bis er eines Tages schließlich wütend antwortete: „Nun, dann werde ich zu ihr gehen!“ Er glaubte, daß ich das ablehnen würde. Denn viele Holländer würden sich sehr verwundern, wenn ich bereit war, einen solchen Mann bei mir zu empfangen.

Zuerst wußte ich nicht, was ich tun sollte. Dann besann ich mich in der Stille und sagte mir: „Ist dir das, was die Leute über dich denken, wichtiger als das Leben der Gefangenen?“ Wenn ja, dann würde ich seinen Vorschlag nicht annehmen. So sagte ich:

„Er soll kommen!“

Mein Mann ging weg und erklärte:

„Ich empfangen ihn nicht.“

Am festgesetzten Tag saß ich da und wartete. Er kam. Sechs Offiziere begleiteten ihn zur Unterstützung im Wettkampf, alle bewaffnet und mit wenig vertrauenerweckenden Mienen.

„Die werden mich wegführen“, dachte ich und fühlte, wie mich die Kraft verließ. Aber eine Stimme in mir sagte: „Habe keine Angst. Es geht nur um ihn. Die anderen zählen nicht.“ Ich bat die Leute liebenswürdig, Platz zu nehmen, und bot ihnen eine Tasse Kaffee oder Tee an. Der Kommandant lehnte ab. Dann fragte ich ihn gerade heraus, warum er meine Pakete nicht annahm. Er sagte nur:

„Nein, nein, ich will nichts davon wissen.“

Sehr höflich unterhielt ich mich eine Weile mit ihm über das und jenes und ging dann wieder zum Angriff über:

„Nun, um auf diese Pakete zurückzukommen . . .“

Es dauerte gut drei Stunden. Alles, was ich aus ihm herausbrachte, war nein, nein, nein. Ich wußte nicht mehr weiter. In meinem Herzen betete ich inbrünstig. Ich mußte siegen. Einer plötzlichen Eingebung folgend sagte ich:

„Unser Gespräch hat drei Stunden gedauert, und wir sind nicht



weiter gekommen als nein, nein, nein. Aber ich weiß, daß Sie ein gutes Herz haben und daß Sie mir im Grunde gerne die Erlaubnis geben möchten, um die ich Sie bitte.“

Ich sah, wie die Offiziere Gesichter schnitten, um nicht herauszulachen. Ein gutes Herz! Er wurde unruhig, rückte in seinem Sessel hin und her, schaute um sich, sah mich an und sagte dann lachend:

„Gut, gut, Sie haben gewonnen.“

Er hat sein Versprechen bis zum Schluß gehalten, d. h. bis zum Zeitpunkt, da die Alliierten nach Holland kamen und die Befreiung nahte. Die Gefangenen im Lager zitterten. Eines Tages erhielt ich einen Zettel, auf den einer von ihnen ein paar Zeilen gekritzelt hatte: „Wir leben in Angst und Schrecken. Wir haben gehört, daß fünfhundert von uns hingerichtet werden sollen. Die Geiseln, darunter auch Frauen und Kinder, sollen nach Deutschland geführt werden. Sie wissen ja, was das heißt. Sie sind die einzige Person, die uns retten kann. Wir flehen Sie an, sich unserer Sache anzunehmen. Sie müssen aber wissen, daß die Zugänge zum Lager von Wachen mit Maschinengewehren besetzt sind. Die Soldaten haben Befehl, auf jeden zu schießen, der sich ohne Erlaubnis dem Lager nähert.“

Das war ein schwerer Augenblick. Ich war mir der Gefahr bewußt. Wir suchten Führung, mein Mann und ich, und wieder hatte ich die vollkommene Gewißheit, daß ich nichts zu fürchten brauchte; es ging um mein Leben oder das der Gefangenen; Gott würde mich beschützen. Endlich ließ mein Mann mich ziehen. Ich ging durch den Wald und stieß auf eine Gruppe Soldaten, die mich zum Stillstehen aufforderten und die Gewehre auf mich richteten. Ich rief zurück, daß ich mit ihnen sprechen möchte, und ging weiter auf sie zu. Vor lauter Verwunderung ließen sie es geschehen. Dann erklärte ich ihnen mein Vorhaben. So drang ich weiter vor, von Gruppe zu Gruppe, bis zum letzten wachstehenden Soldaten, der einwilligte, für mich mit dem Kommandanten zu telefonieren. Ich konnte hören, wie jener ins Telefon schrie: „Die soll mich in Ruhe lassen! Ich habe keine Zeit. Ich will sie nicht sehen.“ Nun griff ich nach dem Hörer, um selber mit ihm zu sprechen. Ich sagte

ihm, daß ich gehört hätte, er wolle fünfhundert Gefangene hingerichten lassen, daß das barbarisch sei und daß ich inständig um Begnadigung für sie bitte. Er gab mir die Zusicherung, daß niemand hingerichtet würde.

„Und die Geiseln?“ fragte ich zurück, „sie haben nichts getan. Sie sind weder Kriegsgefangene noch politische Häftlinge. Es wäre Wahnsinn, sie in Konzentrationslager nach Deutschland zu schicken.“

„Nun, was wollen Sie denn von mir?“

„Ich werde sie abholen und nach Hause führen lassen.“

Nach einiger Überlegung sagte er:

„Einverstanden. Kommen Sie morgen, um sie zu holen.“

Am folgenden Tag rief ich alle Freunde zusammen, die im Besitz irgendwelcher Fahrzeuge waren; im Schutz einer kleinen Rotkreuzfahne begaben wir uns zum Lager. Zuerst durften die Frauen und Kinder herauskommen. Aus lauter Angst vor einem Gegenbefehl drängten wir sie hinaus. Dann gaben wir ihnen etwas Nahrung und ließen sie nach Hause gehen. Nun kamen die Männer an die Reihe. Alle Geiseln konnten auf diese Art befreit werden. Die anderen Gefangenen hingegen, 5000 an der Zahl, wurden nach Deutschland verschickt, in andere Konzentrationslager. Von dort kamen, leider, nur ganz wenige zurück.

Noch etwas Erstaunliches geschah nach dem Krieg. Ich erhielt vom Kommandanten (dem dritten) einen Brief, in dem er uns mitteilte, daß er in einem französischen Gefängnis saß und gerne wissen wollte, was aus uns geworden sei. Es sei ihm nicht unbekannt, schrieb er, daß unser Haus unter Kanonenbeschuß gestanden sei, während in der Stadt eine Schlacht vor sich ging, und daß wir alle fünfunddreißig Tage und Nächte in unseren Kellern verbracht hätten. Ob wir noch am Leben seien. Zum Schluß schrieb er: „Es wäre mir eine Freude, Nachricht von Ihnen zu bekommen, denn ich denke mit Hochachtung an das, was Sie getan haben.“ Als Gruß stand: „In Dankbarkeit“.

Warum verspürte dieser Mann wohl Dankbarkeit uns gegenüber? Wahrscheinlich sah er nun, da er selber in einem Konzentrations-



lager gefangen saß, was das an Leiden bedeutete, und war froh, daß er Gutes hatte geschehen lassen.

Einige Monate später erhielt ich ein Schreiben von einem französischen Rechtsanwalt mit der Frage, ob es mir möglich sei, seinem Klienten, dem ehemaligen Kommandanten des Konzentrationslagers, der der Kriegsverbrechen angeklagt sei, ein günstiges Zeugnis auszustellen. Ich schrieb sofort zurück, daß er meiner Meinung nach nur eine leichte Strafe verdiene; denn er hätte uns nicht nur die Erlaubnis gegeben, unseren Landsleuten Nahrung zu verabreichen, sondern er hätte auch den Mut gehabt, jene Entscheidung über die Freilassung der Geiseln entgegen den ihm erteilten Befehlen zu treffen.

Viel später sah ich in einer Zeitung die Photos von drei Kriegsverbrechern. Er war einer davon. Die zwei anderen wurden zum Tode verurteilt, er zu einigen Jahren Gefängnis. So ist auch sein Leben gerettet worden.

Aus all dem habe ich gelernt, daß wir den Eingebungen der Stille immer folgen müssen, selbst dann, wenn sie zum Bereich des Unmöglichen zu gehören scheinen.

Wer Gott gehorcht, dem hilft er auch.

*Lottie van Beuningen, Holland*

### *Ein junger Inder erlebt die Unabhängigkeit*

Am Fuße des Himalaya liegt einer der indischen Fürstenstaaten: im Nordwesten ziehen sich die mit ewigem Schnee bedeckten Berge hin, welche die Grenzen nach Tibet und China beherrschen; im Osten längs der Kette des Himalaya liegen Burma und Thailand, zwei Länder mit großer und sehr alter buddhistischer Kultur; weiter entfernt im Südosten Indochina. Im Norden die UdSSR; dann der Anfang des langen islamischen Gürtels, der sich von Pakistan bis Nigeria und Ghana erstreckt.

Mein Vater war der Erzieher des Maharadschas jenes Staates, und

der Fürst schlug ihm bei meiner Geburt vor, mir seinen Namen zu geben. Wir lebten ein einfaches Leben in einer friedlichen Stadt, wo uns jedermann wegen unserer Bekanntschaft mit der königlichen Familie mit größter Hochachtung behandelte.

Ich habe vier Brüder und vier Schwestern. Die ganze Familie wohnte unter demselben Dach. Meine Eltern sind beide orthodoxe Hindus. Sie haben ihr ganzes Leben lang eine strikte Disziplin beobachtet; nach der Hindusitte begann ihr Tag mit einer Stunde Gebet, die in dem Augenblick endete, da wir Kinder aus dem Bett stiegen.

Meine Mutter verbrachte ihre Zeit im Hause mit der Sorge um die neun Kinder. Wir waren eine sehr achtbare Familie, und doch war nicht alles vollkommen, wenn man genau hinsah. Ich erinnere mich an heftige Auseinandersetzungen zwischen meinem Vater und meiner Mutter der Kinder wegen, die oft mit Geschrei endeten; ich denke auch an den verächtlichen Ton, in dem wir mit unserer Dienerschaft sprachen, die uns mit Treue und Zuneigung diente. Mein Vater hat mich nie geschlagen, aber ich fürchtete ihn immer. In seiner Art, mit mir zu reden und mich anzusehen, gab es etwas, was mich schwerer traf als Schläge. So habe ich trotz der Aufmerksamkeit, die er meiner Erziehung und meiner Kleidung zuwandte, von seiner Seite niemals andere Beweise seiner Zuneigung erhalten. Andererseits stand ich meiner Mutter sehr nahe, die sich der schwierigen Aufgabe annahm, unsere Wünsche meinem Vater vorzutragen.

Ich wurde älter und begriff, was um mich herum vorging. Ich sehe noch die Straßen meiner Geburtsstadt und die Umgebung, wo nachts Männer und Frauen auf dem Bürgersteig zwischen den Kühen schliefen; ich sehe auch noch, wie Leute in den Müllkästen etwas Nahrung suchten, ehe sie sich auf den Steinen zum Schlafen ausstreckten. Ich war von diesem Anblick bestürzt. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages zu meiner Mutter rannte, um sie zu fragen: „Warum leben diese Menschen so? Warum haben sie nicht so wie wir gute Kissen und all die anderen schönen Dinge?“ Meine Mutter lenkte mich ab, indem sie sagte: „Du bist zu klein, um das zu verstehen. Geh und spiel!“



Ich verließ den Raum. Aber die Frage blieb stehen. Sie quälte mich bis zu meinem Studienbeginn.

An der Universität versammelten wir uns in unserer Freizeit in einem Café, um über die Ursachen der Armut, über die Ungerechtigkeit und die soziale Ungleichheit zu diskutieren. Von allen Seiten kam dasselbe Echo: Daran sind die Engländer schuld! Sie beuteten uns aus, sie hatten die Hand auf unsere Schätze gelegt, um ihren eigenen Lebensstandard zu heben. „Ihr habt noch nie einen Engländer gesehen, der auf dem Bürgersteig übernachtet hat, weder hier noch in England“, sagte mir ein Student. Diese Bemerkung löste etwas in mir aus, und ich sagte mir, wenn ich mein Land und seine Bevölkerung wirklich liebte, sei es meine Pflicht, gegen die soziale Ungerechtigkeit zu kämpfen. An diesem Tag faßte ich den Entschluß, mich, koste es, was es wolle, in den Kampf um die Unabhängigkeit meines Landes an der Seite der Revolutionäre zu stürzen, die ihn schon begonnen hatten.

Von da ab hatte ich ein Ziel, und ihm widmete ich meine ganze Zeit, von sechs Uhr morgens bis elf Uhr abends. Wir Jungen und Mädchen an der Universität diskutierten unaufhörlich. Wir stellten die Pläne der Revolution auf. Wir verfaßten voller Zorn anti-englische Flugschriften und verteilten sie dann auf den Straßen, während einer von uns aufpaßte, um das Auftauchen eines Inspektors oder Polizeibeamten anzukündigen.

Ich erinnere mich noch, daß ich eines Abends an einer dunklen Straßenecke stand und jedem Passanten unsere Flugschriften in die Tasche steckte. Andere Kameraden füllten Briefumschläge mit einem selbstentzündlichen chemischen Stoff, versiegelten sie und warfen sie in die Briefkästen, und zwar vorzugsweise in der Nähe der Regierungsgebäude; einige Stunden später fingen die Briefkästen an zu brennen!

Wir dachten nur an die Unabhängigkeit unseres Landes, die den Anbruch der sozialen Gerechtigkeit und besserer Lebensbedingungen für alle unsere Landsleute bedeuten sollte. Wir lebten leidenschaftlich für diese Idee und nahmen ihretwegen alle Gefahren auf uns.

Eines Tages demonstrierten 7000 Studenten in den Straßen von Neu-Delhi und schrien revolutionäre Schlagworte. Plötzlich stieß die Spitze des Zuges auf das Motorrad eines englischen Polizei-offiziers. Hinter ihm befanden sich vier Lastwagen voller Poli-zisten. Der Offizier befahl uns, die Kundgebung abzubrechen. Ich erwiderte: „Wir sind nur hier, um zu sagen, daß wir die Freiheit wollen.“ „Eure Geschichten interessieren mich nicht; ich gebe Euch zehn Minuten, Euren Zug aufzulösen. Andernfalls übernehme ich keine Verantwortung für die Folgen“, sagte er.

Die Organisatoren der Demonstration beratschlagten. Wir beschlos-sen, alles zu riskieren, denn es ging um unser Heimatland. Wir ließen also den Offizier wissen, daß wir entschlossen seien, die Demonstration fortzusetzen, und daß wir bereit seien, die Folgen unseres Entschlusses auf uns zu nehmen.

Die Polizei eröffnete das Feuer. Es gab Tote, darunter einige mei-ner besten Freunde. An jenem Tage lernte ich hassen. Ich hatte mich aus Liebe zu meiner Heimat und meinem Volke in den Kampf geworfen. An die Stelle dieser Liebe trat ein wilder Haß und Durst nach Rache.

Der Kampf dauerte an, Tag um Tag, Monat um Monat. Mein Haß wuchs ständig. Schließlich kam der Tag der Unabhängigkeit. Wir hatten gesiegt. Tausende von Indern jubelten vor Freude; zum erstenmal hatten wir das Recht, die Nationalflagge zu hissen.

In meinem Zimmer verfolgte ich zusammen mit meinen Eltern am Radio die Zeremonie der Machtübernahme. Um Mitternacht war es geschehen. Die Glocken läuteten in allen Tempeln, und ich dankte Gott aus tiefster Seele. Ich weinte vor Freude und dachte dann: „Jetzt können wir zusammen ein Indien aufbauen, wo nie-mand Hunger leidet und wo Gerechtigkeit herrscht. Die im Frei-heitskampf Gefallenen werden aus der Ewigkeit sehen, wie ihr Ziel Wirklichkeit wird.“ Ich dachte auch an Mahatma Gandhi und das Vorrecht, ihn als Führer zu haben.

Knapp sechs Monate später wurde er uns entrissen. Damals begann ich, meine Illusionen zu verlieren: Die Patrioten drängten sich in die Positionen und stritten sich um die Vorteile der Macht, auf die



sie Anspruch zu haben glaubten. Man dachte nicht mehr an den „Mann auf der Straße“.

Ich sparte nicht an Kritik gegenüber unseren Führern. Diese tadelten ihrerseits unser Verhalten. Wir waren wieder in einen Teufelskreis zurückgefallen.

So fand ich mich in einer Sackgasse, bis ich mir eines Tages sagte, man könne seinem Lande nicht dienen, solange man nicht die politische Macht habe. Ich entschloß mich damals, alles zu tun, um Minister zu werden und in die Regierung zu gelangen. Wenn ich einmal dort wäre, könnte ich für die Masse das tun, was niemand für sie tat. Ich machte mich daran, dieses Ziel ohne Rücksicht auf andere zu verfolgen; ich gebrauchte meine Ellenbogen, intrigierte und handelte schließlich genau so wie jene, die ich kritisiert hatte.

1950 gründete ich mit einigen Freunden und der Unterstützung verschiedener Persönlichkeiten die „Organisation der Studenten Indiens für die Vereinten Nationen“. Ich gab mir Rechenschaft über die Leere, in der die jungen Männer meines Schlags lebten, die seit der Erlangung der Unabhängigkeit kein Lebensziel mehr hatten und unter einem Gefühl der Ohnmacht litten. Eine solche Organisation sollte es uns ermöglichen, unsere Kräfte zu mobilisieren und sie dem Frieden und der Einheit der Welt zu widmen. Ich dachte außerdem, daß die politische Zwietracht gebot, daß wir uns in meinem Heimatland und in der übrigen Welt auf eine unpolitische Ebene stellten, und daß der Kulturaustausch uns helfen werde, unser Ziel zu erreichen.

Zu jener Zeit wurde in Indien alles getan, um Herz und Verstand der Jugend für die kommunistische Ideologie zu gewinnen. Ich hatte von dem Ausmaß dieser Bemühungen keine Ahnung.

Wir nahmen mit den verschiedenen westlichen Botschaften in Neu-Delhi Verbindung auf, um sie mit der indischen Kultur bekanntzumachen, und die Botschaften sprachen ihrerseits über die Zivilisation, die sie vertreten. Das war eine nützliche Beschäftigung. Die russische und chinesische Botschaft ließen wir aus, weil wir wußten, daß sie etwas anderes als Kultur zu bieten hatten.

Als wir gegen die Engländer für die Unabhängigkeit unseres Lan-

des kämpften, hatten uns die Kommunisten geholfen; sie dachten schon an die Ideen, die einst Indien beherrschen würden, wenn einmal die Unabhängigkeit erreicht wäre. Lange hatte ich daher eng mit den Kommunisten auf dasselbe Ziel hin zusammengearbeitet: die Unabhängigkeit.

Während des Krieges war etwas Merkwürdiges geschehen. Es gab eine Periode, in der die Alliierten gegen Rußland standen, das damals mit den Deutschen alliiert war. Dann drehte sich der Wind; Großbritannien und Rußland hatten sich zusammengeschlossen, um den Nazismus zu bekämpfen. Alle Kommunisten, die sich in Indien hinter Schloß und Riegel befanden, wurden durch die britische Regierung freigelassen; Männer wie Ghandi und andere, die nicht mit den Briten zusammenarbeiteten, ersetzten die Kommunisten in den Gefängnissen, während diese uns aufforderten, mit den Engländern bei den Kriegsanstrengungen zusammenzuarbeiten, also das Gegenteil dessen zu tun, was sie uns bis dahin geraten hatten.

Ich war vor allem Nationalist. Ich hatte mich geweigert, ihnen zu folgen, und mich von ihnen getrennt. Die Unabhängigkeit meines Heimatlandes war mir wichtiger als der Krieg. Ich war Antikommunist geworden, weil ich begriffen hatte, daß ihr Hauptziel nicht die Unabhängigkeit Indiens war, sondern der Triumph der Theorien von Marx und Lenin in der Welt.

Eines Tages erhielt ich einen Brief, der vom Kulturattaché an der Botschaft der UdSSR, einer Frau, unterzeichnet war. Darin hieß es: „Wir sind uns der Rolle bewußt, welche die indische Jugend bei der Tätigkeit der Vereinten Nationen und der Sicherung des Weltfriedens spielt. Die Jugend der Sowjetunion hat von der indischen Jugend viel zu lernen, und wir wären glücklich, wenn Sie zur Botschaft kämen, um uns über Ihre hervorragende Kultur zu unterrichten.“

Dieser Brief hatte seine Wirkung auf mich: die westlichen Botschaften konnten uns wohl von ihrer Überlegenheit überzeugen – wir hatten natürlich keine Fernsehapparate, Waschmaschinen, Düsenflugzeuge usw. Aber sie brachten uns damit dem Westen nicht näher. Dieser Brief des russischen Kulturattachés aber gab mir zum



ersten Mal Hoffnung, daß sogar wir Inder der Welt etwas zu geben hätten. Mit einem Schlag war mein Nationalstolz wieder da, und ich sagte mir: „Endlich eine Gelegenheit, den Kommunisten zu beweisen, daß unsere Kultur der ihrigen überlegen ist.“

Ich rief die fünfundzwanzig „Besten“ der Universität zusammen, die ebensowenig wie ich die Absicht hatten, Kommunisten zu werden. Aber wir begannen, Marx und Lenin zu verschlingen, um in der Diskussion auf der Höhe zu sein und bei diesen intellektuellen Gefechten die Oberhand zu behalten. Als der große Tag kam, waren wir gut vorbereitet. Wir wurden auf indische Weise mit zusammengelegten Händen und in reinstem Hindi begrüßt. Man führte uns in einen wundervollen Saal, wo sechs Tische für uns mit größter Sorgfalt vorbereitet worden waren. An jeden Tisch setzten sich drei von uns mit drei jungen Mädchen der Botschaft. Man bot uns Wodka an und schwarze Zigaretten mit vergoldetem Mundstück; für junge Studenten war es berauschend, so empfangen zu werden, Wodka zu trinken und dies alles zum ersten Mal in ihrem Leben auszukosten. Wir blieben dort mehr als dreieinhalb Stunden, und während dieser dreieinhalb Stunden wurde das Wort Kommunismus kein einziges Mal ausgesprochen.

Als ich wieder draußen war, sagte ich mir, diese Menschen seien wirklich zivilisiert. Vielleicht waren die Russen und der Kommunismus doch nicht so scheußlich, wie die westlichen Leute immer behaupteten: mein Haß gegenüber den Kommunisten verblaßte.

Am nächsten Morgen sprach man im Kaffeehaus der Universität, wo wir uns gewöhnlich trafen, um über alles bei Tee oder Kaffee und Zigarettenrauch zu diskutieren, nur von *dem* Empfang. Er war das Thema aller Gespräche in der Universität; ich hatte ihn organisiert und war sehr stolz darauf.

So ging ich weiter. Ich rief die Dame in der Botschaft der UdSSR telefonisch an, um ihr zu danken; dann vereinbarten wir, jeden Monat in der Botschaft der UdSSR andere Studenten zu versammeln, um einen Kulturaustausch durchzuführen; ich traf die gleichen Abreden mit der chinesischen Botschaft.

Einige derjenigen, die ich durch diese beiden Botschaften einladen

ließ, sind heute die besten Agenten des Kommunismus in Indien und haben wichtige Stellen in der Verwaltung, der Presse oder den Gewerkschaften Indiens inne.

Einige Monate später traf ich in Europa an der Universität in Paris drei dieser jungen Leute. Ich schnitt unverzüglich mit ihnen das Thema ihrer politischen Tätigkeit an. „Was macht ihr hier in dieser Stadt der Bourgeois? Warum geht ihr nicht nach Moskau?“ Sie antworteten: „*Du* solltest nach Moskau gehen, denn du bist noch nicht Kommunist. Wir sind hier aus einem ganz bestimmten Grunde: um die nordafrikanischen nationalistischen Führer zu ermitteln, zu überzeugen und zu schulen, damit sie erfüllt von unseren Ideen in ihre Heimatländer zurückkehren.“

Das warf mich um. Ich begriff plötzlich, wie man, während ich antikommunistische Reden hielt, sich meiner Schwächen, meiner Lust nach Alkohol und Luxuszigaretten, meiner Eitelkeit und meines Ehrgeizes bedient hatte, um die Kommunisten zu entdecken und auszubilden, die fähig waren, nicht nur mein Land zu gewinnen, sondern einen ganzen Kontinent, der nicht einmal unser eigener war.

So agitierte ich im Schoße meiner Studentenorganisation im Hinblick auf die Parlamentswahlen und den Parlamentssitz, der es mir erlauben sollte, noch höher zu klettern; aber je bekannter ich wurde und je mehr ich mich dem Ziele näherte, desto weniger interessierte ich mich für den Mann auf der Straße. Im Grunde meines Herzens war ich unbefriedigt: ich ärgerte mich über die Eifersucht, den Konkurrenzneid und den Machthunger, die uns gegeneinander aufhetzten; wir verschwendeten unsere Zeit und Energie damit, uns gegenseitig vom Wege zur Macht abzudrängen. Ich hielt Reden über die Vereinten Nationen und den Weltfrieden, aber die vierzehn Mitglieder unseres Vorstandes hatten sich nicht einigen können, und jede Sitzung verschärfte die Zwietracht und Verwirrung.

Zu jener Zeit beriefen wir trotz unserer Meinungsverschiedenheiten die Konferenz der Studenten Asiens zur Förderung der Solidarität und Aktionseinheit ein. Ich begab mich in den Konferenzsaal, wo



Nehru der Eröffnungssitzung vorsitzen sollte, als ein Freund mich anhielt und fragte, ob es möglich sei, für drei westliche Freunde Einladungen zu erhalten. Ich gewährte ihm dies, und so konnten sie an der Konferenz teilnehmen.

Am Schluß der Eröffnungssitzung begleiteten alle den Ministerpräsidenten und die geladenen Persönlichkeiten zu ihren Wagen. Dann kehrte ich in die Halle zurück, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Zu meinem großen Erstaunen sah ich dort meinen Freund und seine drei Gäste; sie warteten offensichtlich auf mich, denn sie kamen rasch auf mich zu. Sie sagten zu mir ganz einfach: „Wir haben hier gewartet, um Ihnen zu danken und Ihnen zu sagen, wie sehr wir es anerkennen, daß Sie uns diese Einladung zukommen ließen.“

Ich war überrascht. Das war etwas ganz Unvorhergesehenes von weißen Menschen. Für mich waren jene Weißen typisch, die ich auf der Straße traf, die Pfeife im Mund, eine Flasche Whisky in der Pistolentasche, und ein hübsches Mädchen an der Seite. Sie trugen eine überhebliche Haltung zur Schau, sahen uns an, als wenn sie sagen wollten „Ihr Eingeborenen“ und dachten an unser Heimatland nur, um daraus den höchsten Gewinn herauszuholen.

Diese Haltung hatte mich natürlich nur wenig Geschmack an der westlichen Demokratie und der westlichen Lebensweise finden lassen.

Dann zogen sie zwei Einladungskarten aus ihrer Tasche und luden mich zu einem Schauspiel namens *Jotham Valley* ein, das in Neu-Delhi angekündigt war. Ich sagte ihnen, meine Verpflichtungen, insbesondere die Konferenz, würden mich voraussichtlich daran hindern, es zu sehen. „Wir verstehen“, sagten sie. „In diesem Falle geben Sie die Karten bitte an zwei Ihrer Freunde weiter. Wir hoffen aber, Sie zu sehen und Ihnen noch einmal unseren Dank für Ihre Einladung abzustatten.“

Am nächsten Tage fiel eine meiner Verabredungen in Neu-Delhi fort, und als ich in meinem Notizbuch nachschaute, was ich sonst zu tun hätte, fand ich diese Einladung. Ich war nun frei, und das Theater war in der Nähe. Ich ging hin zum Zeitvertreib.

Sofort erwachte mein Interesse. Die Musik war voller Schwung, der Text voll Humor; es handelte sich um zwei Brüder, die sich zunächst haßten und die sich schließlich lieben lernten.

Während ich das sah und hörte, dachte ich, daß die Beziehungen zwischen meinem Vater und mir sehr stark dem Verhältnis zwischen den beiden Brüdern ähnelten. Wir lebten unter demselben Dach, aber ich hatte mich in seiner Gegenwart nie wohl gefühlt, und das Leben entfernte uns immer mehr voneinander.

Ausschließlich mit der Unabhängigkeit meines Landes und mit politischer Aktivität beschäftigt, hatte ich keine Zeit mehr, an Gott oder die Moral zu denken. Wenn dieses Thema angeschnitten wurde, ging ich meist auf etwas anderes über, indem ich sagte, ich würde daran denken, wenn ich sechzig Jahre alt wäre und nichts anderes mehr zu tun hätte. Die Moral? Gott? Langweilige, ein wenig peinliche Themen . . . Und plötzlich, während ich in diesem Stück saß, erwachte ein Funke in mir. Was es genau war, hätte ich nicht sagen können. Aber ich bemerkte auf den Gesichtern dieser nicht professionellen Schauspieler etwas, was sowohl von Freude als auch von einem großen Abenteuer sprach; sie versuchten, eine neue Lebensform zu finden, befriedigender als die unsere. Ihre Stimmen, ihre Gesichter machten kund, daß sie es schon erreicht hatten.

An jenem Abend habe ich mich daheim zum ersten Male genau gefragt: Wohin gehe ich? Welches sind meine Ziele und die Triebkräfte meines Lebens? Immer wieder fielen mir Sätze aus dem Stücke ein: „Gott hat einen Plan. Er liebt dich und dein Land. Mit Gott kann das Leben nicht langweilig sein. Aber ohne ihn ist es voller Sorgen, Verwirrung, Leere.“ Immer wieder gingen mir diese Gedanken im Kopf herum.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit dem Wunsch, um jeden Preis hier Klarheit zu schaffen. Nach dem Stück hatte einer der Schauspieler mir vorgeschlagen, mich ganz ruhig mit Papier und Bleistift hinzusetzen und mein Leben im Lichte von vier absoluten moralischen Grundsätzen zu betrachten: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit, Nächstenliebe. Das sei das Mittel, Gottes Weg zu bahnen;



dann würde ich Stück für Stück den göttlichen Plan für mich erkennen, der mich in ein erfülltes und befriedigendes Leben führen werde. Dieser Plan ordne sich ohne weiteres in den Plan Gottes für mein Heimatland ein.

Ich hatte Lust, es zu versuchen. Ich hatte mich immer als ehrlichen Menschen angesehen. Aber natürlich hatte ich auch nicht gezögert, eine Unehrllichkeit zu begehen, wenn die Interessen meines Landes es erforderten. Wenn ich mich mit manch anderen verglich, glaubte ich, daß die Prüfung zu meinen Gunsten ausfiel. Und ich kannte sogar Leute, die es viel schlimmer getrieben hatten.

Als ich mich aber an diesem Morgen über meine Vergangenheit beugte, legte ich mir Rechenschaft darüber ab, daß ich Gott den Rücken gekehrt und mich ergebnislos verausgabt hatte. Ich prüfte dann mein Verhalten meinem Vater gegenüber. Zum ersten Mal schämte ich mich meiner Lügen. Es war offensichtlich, daß es immer so weitergehen würde, wenn ich nicht jetzt mit meinem Vater sprach. Unverzüglich öffnete ich die Türe, um zu ihm hineinzugehen; da stand er mir gegenüber . . . Ich wandte mich wieder zur Tür und ging hinaus. Am nächsten Morgen unternahm ich einen neuen Versuch, sprach aber von allem anderen als von dem, was ich ihm hatte sagen wollen.

Eine Stimme in mir sagte: „Sei doch nicht verrückt, das ist eine Krise, die vorübergeht.“ Eine andere Stimme sagte mir: „Du stehst vor einer Wahl, die über dein Leben entscheidet. Du kannst Frieden, ein Ziel und eine neue Leidenschaft finden und deinem Lande helfen, Heilung für seine Not zu finden.“ Die Stunden vergingen; die innere Auseinandersetzung wurde immer heftiger. Des Kampfes müde betete ich und sagte zu Gott: „Ich möchte mein Leben neu beginnen; aber ich habe Angst, ich brauche Dich.“ Als ich aufstand, spürte ich, daß die Furcht vor meinem Vater und aller Groll gegen ihn verschwunden waren, daß ich ihn liebte. Ich konnte mich neben ihn auf ein Sofa setzen und ihm all die Dinge sagen, die ich sorgfältig vor ihm verheimlicht hatte. Es folgte ein tiefes Schweigen. Wir wußten nicht, was wir sagen sollten. Dann fuhr ich fort: „Vater, so war ich. Ich war drei Persönlichkeiten: diejenige, die ich zu sein

glaubte, diejenige, welche die anderen sahen, und die, die ich wirklich bin.“

Zum ersten Mal sah ich mich klar. Ich sagte auch, daß ich mich entschlossen hätte, mich zu ändern, mein Leben neu zu beginnen, und daß ich Gott und ihn brauche.

Plötzlich fühlte ich mich meinem Vater nahe; eine Mauer schien gefallen zu sein. Tief in uns beiden geschah etwas. Ich hätte nicht genau sagen können, was es war; ich war glücklich, voll neuer Kraft.

Ich fand ein Ziel für mein Leben, und Gott brauchte mich in meiner Familie, in meinem Lande und in der Welt als sein Werkzeug.

Zum ersten Male hatte ich eine geistige Erfahrung durchgemacht, von der ich zutiefst empfand, daß sie eine universale Gültigkeit hatte. Ich dachte nicht mehr, der Glaube sei gut, wenn man einmal sechzig Jahre alt sei; für mich war er ein unmittelbares Bedürfnis geworden, eine notwendige Lebensgrundlage.

So war aus jenem Westen, der die Quelle von Filmen voller Brutalität, Verbrechen und Laster, Scheidungen und Alkohol ist, diese große Idee gekommen, deren mein Land sich bedienen konnte, um seine nationale Einigkeit zu schmieden; seltsamerweise wurden wir herausgefordert, die Lehren des Mahatma Gandhi zu leben.

Die Gewalt meines Hasses war gebrochen. Aber ich war deshalb nicht für den Westen gewonnen worden; die Demokratie, wie sie in den westlichen Ländern praktiziert wird, begeisterte mich nicht; aber ich war nicht mehr der Gegner des Westens, der sich für eine schmerz erfüllte Vergangenheit rächen wollte.

Kurze Zeit danach wurde ich nach Europa eingeladen. Ich war das erste Familienmitglied, das unser Land verließ. Meiner Mutter fiel es schwer, mich ziehen zu lassen. Als die Trennung nahte, fand ich sie oft in Tränen. Als ich sie verließ, fragte ich sie, welches Geschenk ich ihr von Europa mitbringen könne. Sie gab mir die klassische Antwort der indischen Mutter, wenn ihre Kinder nach Westen reisen: „Ich brauche nichts, aber versprich mir dreierlei: zunächst, daß du nie Rindfleisch essen wirst – du weißt, daß unsere Religion dies verbietet; dann, daß du niemals alkoholische Getränke oder Ziga-



retten annimmst – ich weiß, daß sie zum europäischen Leben gehören und viele junge Inder es als normal ansehen, sie anzunehmen, und damit ihrer Mutter das Herz brechen; und daß du nie eine Verbindung irgendwelcher Art mit einer Europäerin eingehst.“

Dank der Erlebnisse der vorausgegangenen Monate konnte ich diese Versprechen abgeben. Ich habe aus diesen Entscheidungen, die ich vor meiner Mutter getroffen habe, die Kraft geschöpft, die mich gegen einige der gefährlichsten Versuchungen der westlichen Welt festigte. Als ich merkte, mit welchen Problemen sich die Nationen des Westens herumschlagen müssen, verstand ich vieles, und ich spürte, wie in meinem Herzen eine Zuneigung zu ihnen heranwuchs. Ich war wie ein Frosch gewesen, der in seinem Teich sitzt, nur an diesen denkt und ihn mit der Welt verwechselt.

Allerdings bin ich heute noch Nationalist. Ich liebe mein Land mehr denn je zuvor und brenne dafür, daß dort für jeden Inder Gerechtigkeit, Gleichheit und die Möglichkeit eines wirklich menschenwürdigen Lebens besteht. Aber ich bin überzeugt, daß es nur dazu kommen kann, wenn ich die Bedürfnisse der Welt als Ganzes betrachte und die anderen Länder genau so wie mein eigenes liebe.

Eines Tages waren wir auf unserer Reise in Addis-Abeba im gleichen Hotel wie 73 chinesische Künstler der Oper von Peking. Am selben Abend wurden wir in die Oper eingeladen und am nächsten Tage zu einem Empfang zu Ehren der chinesischen Delegation. Als erster wurde uns der Führer der Delegation vorgestellt. Unsere Unterhaltung war faszinierend. Ich sagte: „Ich bin selbst Revolutionär und habe die sozialen Fortschritte unseres chinesischen Nachbarn seit der Revolution verfolgt. Ist es Ihnen gelungen, den Egoismus in der chinesischen Gesellschaft zu beseitigen?“ Mit einem Lächeln antwortete er: „Wir haben uns aller Egoisten entledigt, indem wir sie Formosa oder Amerika geschenkt haben.“ Eine gute Antwort! Ich fuhr fort: „Es ist wie bei uns: wir haben uns der Engländer entledigt, aber wir haben zweierlei festgestellt: die Engländer üben ihren Egoismus jetzt anderswo aus; und wir, die wir nach ihrem Fortgang angefangen haben, uns selbst zu regieren, haben gemerkt, daß auch bei uns kein Mangel an Egoismus herrscht.“

So haben wir die Krankheit von einem Teil des Körpers auf den anderen übertragen, aber das Übel selbst bleibt.“

Der Chinese bot mir eine Zigarette an. „Wir rauchen nicht“, sagte ich ihm. „All unser Taschengeld soll in die Kasse der Revolution gehen, die den Egoismus heilt.“ Diese Erklärung wurde mit einem lauten Lachen aufgenommen: der Chef der chinesischen Delegation rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er wollte offensichtlich gerne wissen, auf welche Revolution ich anspielte. Wir erzählten ihm von der großen Revolution, die es wagt, die menschliche Natur anzupacken, um sie zu ändern und den Egoismus der Amerikaner, Engländer, Inder und Chinesen zu heilen. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in seinen Augen auf, als wir das Hauptproblem der kommunistischen Welt anschnitten: wie kann man eine Welt ohne Klassenprobleme schaffen – es sei denn, wir schaffen einen neuen Menschentyp, der von der egoistischen Sorge um seine eigenen Interessen befreit ist . . . ?

Mein Herz ist voller Dankbarkeit gegenüber einem Mann aus dem Westen, Frank Buchman. Um ihn haben sich Männer und Frauen aller Rassen, Länder und Klassen geschart mit dem Ziel, der Welt Hoffnung, Glauben, Einigkeit und Gesundheit zu geben. Mein kostbarstes Gut ist ein Glaube, der stark genug ist, um der Krise, in der die Welt jetzt steht, standzuhalten.

Ich glaube, daß wir vor einer allumfassenden Wahl stehen: Kommunismus – eine Welt, wo der allmächtige Mensch regiert, oder Freiheit – eine Welt, wo der Mensch von Gott geführt wird. Von Gott geführt zu sein, bedeutet, den tiefsten Bedürfnissen des Menschen und damit auch der Völker gerecht zu werden. Von da aus kann eine neue Welt geschaffen werden.

An dieser Aufgabe teilzuhaben, welch wundervolles Abenteuer!

*R. D. Mathur, Indien*



## *Aus zwei Gefängnissen in die Freiheit*

Ich wurde in Bougie, einer Stadt an der algerischen Küste, geboren. Sie war in historischer Vorzeit die Hauptstadt des ganzen östlichen Maghreb, das heißt von ganz Algerien, und zugleich ein Zentrum kultureller Ausstrahlung für ganz Nordafrika gewesen. Ihre Einwohner nennen die Stadt seit langer Zeit, der beträchtlichen Anzahl Heiliger wegen, die dort ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, „das kleine Mekka“.

Diese glänzende Vergangenheit, die in arabischen Dichtungen verherrlicht wird, erfüllte mein Herz mit solchem Stolz, daß ich schon als Kind die Gedichte darüber auswendig lernte, die ich in unserer Familienbibliothek entdeckte.

Meine Ahnen väterlicherseits waren hohe Beamte und Geistliche (Imams). Das Andenken an meinen Urgroßvater wird noch in unseren Tagen hochgehalten. Meine Mutter trägt den Namen Abdelmumens, des almohadischen Kaisers.

Meine ersten Kenntnisse der arabischen Sprache verdanke ich meinem Vater. Als ich das gesetzliche Alter erreicht hatte, ließ mich mein Vater in eine Koranschule eintreten, wo ich als Elfjähriger lernte, den ganzen Koran auswendig zu rezitieren. Dann studierte ich Französisch in einer öffentlichen Schule, deren Direktor mich ins Lehrerseminar schicken wollte. Da ich aber eine doppelte Kultur haben wollte, trat ich in die Medersa ein, die ich nach sechs Studienjahren mit einem Diplom verließ, das mir die Wahl zwischen der Magistratur und dem Lehrberuf ermöglichte. Mein Vater hätte mich gerne als Magistratsbeamten gesehen, weil sein Vater es schon gewesen war. Aber ich wählte das Lehrfach, weil mir das Bedürfnis des Volkes nach Erziehung zu Herzen ging.

Nach meiner Ernennung organisierte ich neben meinem offiziellen Dienst Kurse für verwahrloste Kinder. Aber ich mußte diese freiwillige Arbeit aufgeben, als mir die Abschrift einer rektoralen Verfügung zugestellt wurde, die diesen Unterricht während der Schulzeit verbot.

Ich übte meinen Beruf nacheinander in vier Ortschaften aus, und

überall folgte ich meinem Interesse für die verschiedenen Erziehungsmethoden, indem ich freie Schulen, Pfadfindergruppen oder kulturelle Zentren förderte oder gründete. Gleichzeitig gab ich Kurse in der Moschee.

Später sollte ich durch die Regierung nach einem Dorf im Süden Algeriens, dem üblichen Verbannungsort für Politiker, zwangsversetzt werden. Diese Maßregelung stellte mich vor eine Gewissensfrage: mich zu beugen bedeutete eine Ermutigung des Unrechts; mich aufzulehnen würde die gleiche Sanktion gegen andere, die mich nachahmen würden, verhindern. So dachte ich, meine Kündigung einzureichen, aber unter dem Druck meiner Verwandten und Freunde verlangte ich nur meine Beurlaubung. Ich erfuhr einige Jahre später durch den Untersuchungsrichter, daß diese Versetzung damit begründet worden war, ich hätte bei den Wahlen meinen Wahlzettel nicht benutzt.

Das Entscheidende aber war, daß diese Maßregelung mir die Augen für die Widersprüche in der Politik öffnete. Ich suchte ein Heilmittel. Materielle Not zwang mich, die Leitung einer Zeitung zu übernehmen. Es war das Organ eines Verbandes für islamische Reform, dessen freiheitliche Tendenzen ich teilte. Aber ich mußte diese Funktionen aufgeben, um mich der mohammedanisch-algerischen Pfadfinderbewegung zu widmen, deren geistliches Haupt ich war. Die französische Verwaltung wollte alle nationalistischen Elemente ausgemerzt haben. Die Weigerung der überwältigenden Mehrheit der Pfadfinderführer, dem Folge zu leisten, verursachte eine Krise. Ich wurde einstimmig zum Präsidenten gewählt. Die Regierung ließ dann die Bewegung durch alle möglichen Schikanen ihre Feindseligkeit spüren: Entzug von Subventionen, Verbot von Festen und Sammelaktionen, zwangsweise Aufhebung von Pfadfinderlagern durch die Polizei, Einschüchterung und Absetzung von Beamten, die der Pfadfinderbewegung angehörten.

Das veranlaßte mich schließlich, den politischen Kampf aufzunehmen. Ich dachte, wir würden unsere Gesellschaft nie in allen Lebensgebieten nach den wahren Interessen des Volkes aufbauen können, wenn wir nicht wirklich frei wären. Unser Volk aus der Koloni-



sation zur Freiheit zu führen, das war das Ziel des Kampfes, den mir mein Gewissen aufzwang. Da ich das nicht mit Hilfe des vorher erwähnten islamischen Verlages tun konnte, der sich der Politik enthielt, gründete ich mit Hilfe einer nationalistischen Partei eine unabhängige Zeitung, welche die Revision der Beziehungen zwischen Frankreich und Algerien auf der Basis der Charta der Vereinten Nationen und der Charta der Menschenrechte verlangte.

Ich wurde das Opfer von allerlei Maßregelungen (Verbot der Zeitung in gewissen Ortschaften, Vorladung vor die Untersuchungsbehörden), und als im November 1954 der bewaffnete Aufstand ausbrach, wurde ich schon in der ersten Woche durch die Sicherheitspolizei (D.S.T.: Défense de la Sécurité Territoriale) verhaftet und gefoltert. Das bestand darin, daß dem nackten Opfer ein Schlauch in Nase und Mund eingeführt wurde, durch den mit Hochdruck ein Strahl eiskalten Wassers drang. Sobald das Opfer in Ohnmacht fiel, wurde es durch Schläge auf den Kopf und Rücken wieder geweckt. Ich wurde dreimal dieser Operation unterworfen. Nachher versetzte man mir elektrische Schläge in die Nierengegend, die mich bewußtlos machten. Die Operation wurde jedesmal, wenn ich wieder zum Bewußtsein kam, wiederholt, bis ich überhaupt nicht mehr erwachte. Man schlug mich auch mit Fäusten in den Bauch, das Gesicht und auf den Kopf.

Ich sah schon den Tod vor mir. Ich betete zu Gott. Der Folterknecht spottete: „Stell dich nicht tot . . . Du bist ein gläubiger Mensch . . . Sag deinem Gott, er soll dich retten.“ Er drohte, mich ins Meer zu werfen. Ich hörte später, daß ein junger algerischer Intellektueller dieses tragische Ende am gleichen Ort gefunden hatte, was Ende 1955 von einer Pariser Wochenzeitung berichtet wurde. Gott hat mich vor diesem Schicksal bewahrt. Er errettete mich noch später in ähnlichen Umständen.

Nach dem Verhör wurde ich vor den Richter geführt, der mir mitteilte, daß ich mich „des Angriffes auf die äußere Sicherheit des Staates schuldig gemacht hatte“. Man brachte mich wie einen gemeinen Verbrecher ins Gefängnis. Nach einer Einzelhaft von zwei Wochen wurde mir erlaubt, eine halbe Stunde pro Tag in einem

Hof ohne Sonne zu verbringen. Nach und nach wuchs die Zahl der Gefangenen. Eines Tages traf ich in diesem Hof einen jungen Mann, der mir sagte: „Du bist schuld, daß ich im Gefängnis bin.“ – „Aber ich bin dir ja nie begegnet, ich habe dir nie gesagt, du solltest irgend jemanden angreifen.“ – „Als ich deine Zeitung las, fing das Blut in meinen Adern an zu kochen.“ Diese Worte machten mich sehr nachdenklich, wie auch das, was der Untersuchungsrichter mir gesagt hatte: „Die Pfadfinderführer sind in die Widerstandsbewegung eingetreten, und Sie sind dafür verantwortlich.“ Hatte ich nicht meinen Kampf sowohl bei den Pfadfindern als auch in der Presse aus rein menschlichen Motiven geführt? So fing ich an, ernstlich darüber nachzudenken, wie man die großen Wahrheiten vermitteln müsse.

Nach vier Monaten Gefängnis wurde ich provisorisch freigelassen. Einer meiner Anwälte, ein Christ, fragte mich, was ich gegen meine Folterknechte unternehmen wolle. Ich antwortete: „Es sind entartete Wesen, die den Sinn für das Menschliche und Göttliche verloren haben. Sie brauchen mehr als alles andere eine Entgiftung.“ Er antwortete: „Wissen Sie, was Sie soeben getan haben? Sie haben einem Christen eine Lektion in christlicher Liebe gegeben.“

Einige Wochen nach meiner Freilassung traf ich einen jungen Mann, der mir von einer Entdeckung erzählte, die er auf einer Reise nach Europa gemacht habe, wo er eine neue revolutionäre Lebenshaltung fand, die wegweisend sein konnte für solche, die an die Notwendigkeit einer moralischen und geistigen Wiedergeburt unserer Völker glaubten. Da er wußte, daß ich mit ähnlichen Sorgen beschäftigt war, sagte er, habe er mir das alles mitteilen wollen. Das machte mich sehr neugierig und veranlaßte mich, Caux Anfang September 1955 aufzusuchen. Ich kam dort skeptisch und mißtrauisch an, denn nachdem ich mich an der Charta der Vereinten Nationen und der Charta der allgemeinen Menschenrechte begeistert hatte, war ich nicht nur dadurch entmutigt worden, daß diese Grundgesetze in meinem Lande nicht angewandt wurden, sondern vor allem dadurch, daß diejenigen, die ihre Anwendung verlangten, sich der Feindseligkeit der Regierenden aussetzten.



In Caux befand ich mich unter Menschen aller Nationalitäten und Konfessionen. Mir fiel als erstes auf, daß hier Engländer und Südafrikaner einig waren und daß sie sich gegenseitig für das Unrecht, das sie einander angetan hatten, entschuldigten. Ein afrikanischer Student sagte, er sei so bitter gewesen, daß ihm nicht einmal der Untergang der Britischen Inseln in den tiefsten Meeresgrund genügt hätte. Ein anderer gestand, er hätte nur in der Absicht Physik studiert, um das Geheimnis der Atombombe kennenzulernen, das ihm dann erlaubt hätte, England in die Luft zu sprengen. Ein weises Ehepaar von Kenia gab zu, daß es für das Auftreten der Mau-Mau mitverantwortlich war. Und dabei hatten die Mau-Mau-Leute den Vater der Frau ihren Göttern geopfert, weil sie ihn als den besten der weißen Männer ansahen. Ein junger Schwarzer und seine Schwester, deren Vater von den Mau-Mau getötet worden war, verloren ihre Verbitterung, nachdem sie erkannt hatten, daß dadurch Spaltung und Haß nicht zu heilen wären. Alle entdeckten das Geheimnis der Änderung, die Einheit und Frieden schafft. Diese lebendigen Bezeugungen eines wirklichen Wandels in Männern und Frauen, die sich in Umständen befanden, in denen es schwer war, auf die Stimme Gottes oder den Rat der Vernunft zu hören, haben mich aufs tiefste bewegt. Ich war nunmehr von der Möglichkeit der Änderung der menschlichen Natur und von der Wirksamkeit der Aussage von Caux überzeugt.

Bei einer Mahlzeit traf ich Franzosen, denen ich erzählte, was mir zugestoßen war und was in meinem Lande geschah. Sie waren davon erschüttert und baten mich voller Demut um Verzeihung. Als ich ihnen sagte, sie seien für die jetzige Situation in Algerien nicht verantwortlich, sagten sie, ihre bisherige Lebenshaltung hätte es ihren Landsleuten ermöglicht, diese Situation zu schaffen. Ein französischer Abgeordneter, mit dem ich eine Unterredung hatte, schrieb in seiner Zeitung einen Artikel, der meine Geschichte wiedergab; er wurde in *Le Monde* vom 23. September 1955 abgedruckt.

Nach den mehr als zehn Tagen, die ich in Caux verbrachte, kehrte ich nach Algerien zurück. Ich bedauerte, diese Erfahrungen nicht

schon früher gemacht zu haben. Zwei Wochen später übergaben mir die französischen Polizisten in unserer Stadt einen Ausweisungsbefehl, da meine Anwesenheit „eine Gefährdung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung“ darstelle. Ich verließ Algerien Anfang Oktober 1955 und ging nach Paris in der Absicht, nach Kairo weiterzureisen. Ich verlangte einen Paß. Man verlangte von mir den Nachweis eines dreimonatigen Aufenthaltes in Paris. So blieb ich dort, um dieser Forderung zu genügen. Einige Tage später traf ich einige Freunde von Caux. Sie berichteten, daß eine Gruppe von zweihundert Personen von dort nach Paris unterwegs war. Ich beschloß, bis zu ihrer Ankunft zu bleiben. Damals bekam ich einen Begriff von der Bedeutung der Aktionen von Caux im Rahmen des Weltganzen. In mir erwachte die Hoffnung, daß diese Lebenshaltung, die ein Spiegel aller Werte der Zivilisation war, überall Wirklichkeit werden würde. Nur in einer Welt, die ein solches Leben lebt, würde mein Land Frieden und Einheit finden können. Das Wissen um die Wechselbeziehungen zwischen meinem Land und der Welt in diesem *ideologischen Zeitalter* veranlaßte mich, mit diesen Männern für das Heraufkommen einer neuen Zeit zu kämpfen. Ich zögerte nur noch wegen meiner Bitterkeit, die ich dem Westen gegenüber im Blick auf seinen Kolonialismus empfand, den ich immer bekämpft hatte.

Man kann aber für das, was gerecht ist, ohne Verbitterung kämpfen. Was uns anbelangt, so wußte ich, daß die Hälfte der Probleme gelöst wäre, wenn die Verbitterung geheilt werden könnte; die andere Hälfte, die der Grund der Verbitterung ist, beruht auf dem Machtwillen, der ebensowenig unheilbar ist. Als ich sah, wie ein Mann des Westens, der freigeworden ist von seiner Herrschsucht, mit einem Afrikaner, der von seiner Bitterkeit frei geworden war, Einigkeit finden konnte, entdeckte ich, daß der Kampf füreinander fruchtbarer ist als der Kampf gegeneinander. Ich erkannte, daß die vornehmste moralische Tat im Bereich der menschlichen Beziehungen darin besteht, Feinde in Freunde zu verwandeln.

Die lebendigen Beispiele von Änderung, die ich gesehen hatte, stärkten mein Vertrauen und meinen Glauben. Dies könnten Fran-



zosen und Algerier so gut wie die anderen erfahren. Neue Beziehungen würden entstehen, aus denen ein erneuertes Algerien erwachsen könnte. Da ich mich gerade in Paris in einem Saal befand, der voll von Menschen aller Herkunft war, entschuldigte ich mich wegen meiner Verbitterung gegenüber den Franzosen und Europäern und streckte ihnen eine brüderliche Hand entgegen, damit wir zusammen in diesem Geist, der allein den wahren Frieden schaffen kann, kämpfen könnten. Die Anwesenden waren tief bewegt. Französische Persönlichkeiten standen auf, gaben ihren Gefühlen Ausdruck und erklärten, sie seien entschlossen, in diesem Geist zu kämpfen.

Wie man sich leicht vorstellen kann, hatte mein Entschluß zahlreiche Auswirkungen im Augenblick, da alle Leidenschaften in meinem Land entfesselt waren. Meine Frau und meine vier Kinder waren zu dieser Zeit in Algerien. Mein ältester Sohn, der elf Jahre alt war, führte die Korrespondenz zwischen mir und meiner Familie, die von Freunden materiell unterstützt wurde. Als aber diese Freunde von meinem Entschluß hörten, entzogen sie den Meinen ihre Unterstützung. Der Brief meines Sohnes, der diese Nachricht enthielt, verriet eine große Unruhe. Sie zeigte sich in der Frage: „Was sollen wir tun?“ Ich antwortete: „Denkt nicht ans Geld. Denkt an Gott, Er wird für uns sorgen.“ Einige Tage später bekam ich die Nachricht, daß mehrere meiner ehemaligen Schüler, die in einer benachbarten Ortschaft wohnten, unter sich eine freiwillige Sammlung gemacht hatten und ihnen eine beträchtliche Summe Geldes hatten zukommen lassen. Später wurde meine Familie durch Haussuchungen sehr beunruhigt, die im nächsten Stadtviertel stattfanden. Ich beschloß, sie bei meinem Bruder unterzubringen, der seit zwanzig Jahren in Marokko wohnt.

Dann ging ich in die Vereinigten Staaten, um an den Konferenzen der Moralischen Aufrüstung teilzunehmen. Während meines Aufenthaltes in New York kam die algerische Frage auf die Tagesordnung der Vereinten Nationen. Ich wohnte den Verhandlungen bei. Ich traf dort zwei algerische Delegationen, von denen jede der anderen das Recht absprach, das algerische Volk zu vertreten. Es

bestand kein Kontakt zwischen ihnen. Ich versuchte vergeblich, für eine Einigung zu kämpfen.

Nach vier Monaten in den Vereinigten Staaten kehrte ich nach Marokko zurück. Einige Wochen später wurde ich nachts ans Telefon gerufen. Ich ging ans Telefon im Postamt, aber niemand antwortete. Als ich nach Hause zurückkam, fand ich unseren Nachbarn mit jemand anders neben einem Wagen stehen. Ich drückte ihm die Hand, und plötzlich sah ich mich von fünf Männern umringt, die ihre Pistolen auf mich richteten. Sie fesselten meine Hände mit Handschellen hinter dem Rücken, und ich wurde mit dem Wagen zu einem verlassenem Bauernhof verschleppt, wo ich die Nacht beim Mondschein verbrachte, während Ratten um mich sprangen und Schlangen zischten. Ich mußte unter der Drohung eines Revolvers einen Brief an meinen Bruder abschreiben, in welchem ich sagte, daß ich plötzlich das Haus verlassen mußte, um meinem Land zu dienen. Es war am Vorabend des 14. Juli.

Am folgenden Tag wurde ich nach Rabat geführt und in eine Zelle eingeschlossen. Ein Mann, der der Chef der Bande zu sein schien und den ich als einen der Verantwortlichen in einer der zwei großen nationalen Organisationen kannte, betrat mit respektvoller Begrüßung meine Zelle und teilte mir mit, daß die Führer seiner Organisation mit mir eine Unterredung haben wollten. Ich protestierte gegen die Methoden, die man um dieser Unterredung willen angewandt hatte, und erinnerte meinen Besucher daran, daß ich selber nach Rabat in ihr Büro gekommen war, um sie zu sehen; ich hätte trotz langem Warten den Mann, der sich telephonisch mit mir verabredet hatte, nicht getroffen, ich sei aber immer noch für eine Begegnung bereit, da ich vor niemandem etwas zu verbergen hätte. „Wir kennen deinen hohen moralischen Wert, deinen mutigen Kampf, deine makellose Vergangenheit. Es wird dir darum kein Übel zustoßen.“ Er gab mir Kleider, denn ich war ahnungslos in meinem Pyjama in die Falle gelaufen. Ich verrichtete mein Gebet und wurde dann nach Oujda geführt. Der Chauffeur kehrte sich zu mir um und sagte: „Ich bin dein ehemaliger Schüler. Ich kenne deine moralische Größe. Wir wissen Männer zu schätzen.“



Wir hassen die Ungerechtigkeit. Du wirst wie ein Gast behandelt werden.“ In Oujda wurde ich in einem alleinstehenden Haus eingeschlossen. Ich erhielt jeden Tag ein Stück Brot und zwei Sardinen, denen ich ein Glas Wasser vorzog, in dem ich mein trockenes Brot aufweichte. Fünf Tage später kam der Kommissar der Gruppe mit zehn bewaffneten Männern, die mich drohend über meine bisherige Tätigkeit verhörten, nachdem sie mir das Hemd ausgezogen und mir die Hände mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt hatten. Nach zwei Wochen kam der für Marokko Hauptverantwortliche dieser nationalen Organisation mit einer Maschinenpistole und einer Peitsche bewaffnet, um mich selber zu verhören. Er teilte mir mit, daß er von seinem Vertreter in New York einen Brief erhalten habe, aus dem hervorging, daß ich zur feindlichen Organisation gehöre. In Wirklichkeit war ich von ihr unabhängig und bleibe es, ohne gegen sie oder gegen ihre Widersacher zu sein, da ich von der Möglichkeit einer *Änderung, die eine konstruktive Einheit schaffen kann*, überzeugt bin. Nachdem ich gefoltert und mit dem Tode bedroht worden war, fragte man mich, wohin ich im Falle einer Freilassung gehen würde. Ich antwortete: „Ich würde meinen Kampf für die Moralische Aufrüstung der Welt fortsetzen.“ Ich ging in meine Zelle zurück mit Spuren von Peitschenhieben am ganzen Körper und Schmerzen im Leib und im Kopf, die durch die Faustschläge verursacht waren.

Später wurden Algerier, die die ersten Führer der Befreiungsarmee gewesen waren, in dieses Gefängnis geführt. Nach sechs Monaten Haft flüsterte einer von ihnen mir zu, wir sollten ausbrechen, da unsere Gefangennahme weder gerecht noch im Interesse des Volkes sei, und die Absicht unserer Peiniger wäre, uns zu vernichten. Ich antwortete: „Gott weiß besser als wir, was richtig ist. Aus einem uns unbekanntem Grund hat Er uns hierher geführt. Wir wollen Ihn bitten, uns zu zeigen, was wir tun sollen. Wenn es richtig ist, zu fliehen, werden wir fliehen; wenn es richtig ist zu bleiben, werden wir bleiben.“ Wir beteten. In der Nacht sah ich im Traum, daß ich mit einem Freund über eine große grasbedeckte Fläche floh, während eine ungeheure Schlange uns verfolgte, ohne uns zu er-

reichen. Am andern Morgen sagte ich meinen Freunden, Gott erlaube uns, zu gehen; wir würden durch unsere Feinde verfolgt werden, aber Gott hätte uns Seinen Beistand zugesagt. Einige Tage später flohen wir am hellen Morgen, nachdem wir unsere Gefängniswärter entwaffnet und gefesselt hatten. Unser Weg ging durch grasbedeckte Flächen. Wir trennten uns in Casablanca, wo unsere Feinde auf uns trafen und wir mit knapper Not einem tragischen Schicksal entgingen. Ich kehrte heim, wo man mich zuerst für ein Gespenst hielt. Einige Tage später beschloß ich, Marokko zu verlassen.

Während ich in der Fremde lebte, war ich wegen des Schicksals meiner Freunde sehr unruhig, von denen ich ohne Nachricht geblieben war. Unaufhörlich betete ich für sie. Später vernahm ich, daß sie einen Monat nach mir Marokko verlassen hatten und jetzt in der Fremde lebten. Ich sah dann klar, wie unfehlbar Gottes Verheißungen eintreffen, und verstand besser als je die Macht des Gebetes und des Gottvertrauens. Ich erkannte, wie wahr es ist, daß „die Wunder durch den bedingungslosen Gehorsam zu Gott kommen“. Nach unserer Flucht vernahmten wir, daß man beabsichtigt hatte, uns zwei Tage später hinzurichten. Fünf Wochen darauf wurde aus nächster Nähe auf unsere Freunde geschossen, aber Gott behütete sie. Wie kann man das anders als durch ein Wunder erklären? Philosophische Spekulationen führen hier zu keinem Ziel. Die Macht des Gebetes erwies sich bei noch einer andern Gelegenheit. Wir wurden an Orten gefangengehalten, wo wir nur kurze Zeit blieben. Viermal wechselten wir unseren Aufenthalt. Eines Nachts wurden wir in den Konsultationsraum eines Zahnarztes geführt, aus dem man alles Material weggeräumt hatte. Wir waren in einem Raum eingeschlossen, dessen Fenster vollständig abgedichtet worden waren. Es gab da weder Luft noch Licht. Einer von uns nahm den Besen, um den Boden zu fegen. Eine dichte Staubwolke erhob sich, an der wir fast erstickten. Wir baten den Wärter, uns in die Toilette hinausgehen zu lassen, um uns zu waschen und Wasser zu trinken. Als Antwort schloß er die Tür zu. Einige schlugen vor, ein Gebet gegen ihn zu beten. Ich sagte ihnen, daß wir hier als



Unterdrückte waren, und erinnerte sie an das Wort des Propheten: „Fürchtet den Fluch des Unterdrückten, denn zwischen ihm und Gott ist kein Schleier.“ Man müsse darum, sagte ich, nicht dafür beten, daß diesem Mann ein Leid geschehe, sondern daß er nicht mehr als Wärter zurückkomme. Wir beteten dann darum. Seit jener Nacht sahen wir ihn nie wieder.

Das Gebet war uns auch eine große moralische Stärkung. Nachts wurden immer einige Gefangene aus ihrer Zelle abgeführt; am folgenden Morgen fanden wir dann nur noch ihre Kleider. Wir waren dadurch sehr erschüttert, denn wir dachten, in der folgenden Nacht würden wir an der Reihe sein. Ich kann den Schmerz nicht beschreiben, den ich empfand, als ich durch einen Gefangenen hörte, daß ein hervorragender Anwalt aus Oran, ein echter Patriot, in Marokko unter der Folter den Tod gefunden hatte. Ich dachte, daß mir das gleiche Schicksal bevorstehen könnte. Nur das Gebet und der Glaube an Gott gaben uns Mut und ließen uns an der Hoffnung auf Befreiung festhalten. In einer stillen Zeit am frühen Morgen kam mir der Gedanke, daß der wahre Gefangene nicht derjenige zwischen vier Mauern ist, sondern der Gefangene seines Ehrgeizes, seiner Ängste und Bitterkeiten. Ich empfand dadurch eine große Befreiung. Alle Gefangenen, denen ich auf ihre erstaunten Fragen diesen Gedanken mitteilte, empfanden die gleiche Erleichterung. Ich ermutigte sie, ihr Gebet zu verrichten, und sie beschloßen, es von nun an regelmäßig zu tun. Unter den zehn Gefangenenwärtern, die uns beaufsichtigten, waren fünf, die mit uns beteten. Die anderen waren erstaunt, zu sehen, wie „das Gefängnis in eine Moschee verwandelt worden war“. Jeder neue Gefangene, ob gebildet oder ungebildet, kam, um mit uns zu beten, und Männer, die das nie vorher in ihrem Leben getan hatten, lernten es mit großem Glauben und Gottvertrauen. Ein junger Mann, der fast zu Tode gefoltert worden war, sagte uns, nachdem er sich von seinen Qualen erholt hatte, daß er glücklich sei, in einer „Schule“ und nicht in einem Gefängnis zu sein. Er zitierte den Koran und betete mit großer Inbrunst.

Ich lernte die Kraft eines gelebten Glaubens kennen, sah aber auch

die verderblichen Folgen einer unverwirklichten Geistigkeit. Wenn es Leute gibt, die meinen, man könne Gott gegenüber inkonsequent handeln, und das könne man ungestraft tun, weil die immanente göttliche Gerechtigkeit manchmal lange auf sich warten läßt, so ist darauf zu sagen, daß Inkonsequenz mit sich selber, wenn sie bewußt ist, nichts anderes bedeutet als moralische Gaunerei. Freiheitsprinzipien zu predigen und sie systematisch in den Kot zu ziehen, die Folter und den Mord zu verurteilen und sie kaltblütig auszuüben, das hat uns in eine bedrohliche Situation geführt. Wenn der Verlust an menschlichen Leben und die ungeheuren finanziellen Ausgaben zu beklagen sind, so ist die Zerstörung der Kulturwerte ohne Zweifel der größte Schaden. So weit kommt man, wenn man die Moral in den Dienst der Intelligenz stellt. Was könnte die Welt sein, wenn die Intelligenz im Dienst der Moral stünde! Nur wenn wir uns ganz ehrlich in der Stille vor Gott sammeln, kann Er uns Seine Erleuchtung geben. Alles, was ich gesehen und erlitten habe, seit ich mich für den Befreiungskampf verpflichtet habe, hat mich zur Besinnung über diesen Kampf gebracht und über die Notwendigkeit, im Blick auf mein eigenes Schicksal und die Bestimmung meines Landes mit mir selber konsequent zu sein.

Wie kann man Algerien die wahre Freiheit geben? Die vom Geist des Herrschens, der Ausbeutung, der Überlegenheit versklavten Menschen können sie uns nicht bringen. Nur die wirklich freien Menschen, die ein reines Herz und saubere Hände haben, können ihrem Land und der Welt diese wahre Freiheit schenken. Ich habe mich entschlossen, für diese Freiheit zu kämpfen. In meinem Kampf für meine Ideen und Überzeugungen habe ich viel gelitten, und zweimal habe ich dem Tod ins Gesicht geschaut. In der Erwartung des Todes kam mir folgender Gedanke: „Du bist nichts, du hast nichts; Gott ist die einzige Realität. Er allein gibt deinem Leben einen Sinn. Das Leben hat keinen Wert, es sei denn, es werde durch eine von Gott erleuchtete Idee erfüllt.“ Das Bewußtsein dieser Wahrheit gibt mir den Glauben, den ich zum Leben brauche.

Im Lichte dieser Überlegungen muß ich sagen, daß ich in allem, was mir sowohl von französischer als auch von algerischer Seite



zugestoßen ist, einen Teil der Verantwortung selber trage, denn ich habe nicht wirksam genug für die Einheit gekämpft. Ich weiß jetzt, daß die Einigkeit zwischen zwei Seiten durch die Änderung auf beiden Seiten kommt. Im Koran steht der Vers: „Gott ändert die Lebensumstände der Menschen nur, wenn die Menschen gewillt sind, selber anders zu werden.“ Ich weiß, daß das bei mir selber beginnen muß. Ich weiß, was es kostet. Ich habe mich entschlossen, den Preis zu zahlen, um den Willen Gottes zu erfüllen.

*Mahmoud Bouzouzu, Algerien*

### *Sesto San Giovanni – Frische Luft in der Presse*

Während der letzten fünfzig Jahre war mein Leben beständig mit Sesto San Giovanni verknüpft. Es waren Jahre ideologischer und industrieller Kämpfe. Ich habe die Geburt des Faschismus und den Aufstieg des Kommunismus miterlebt. Zu meiner Zeit wuchs die Bevölkerung unserer Stadt von 8000 auf 50000 Seelen; 30000 kommen täglich von auswärts dazu, um in den riesigen Fabriken der Stadt zu arbeiten. Sesto, sechs Kilometer von Mailand entfernt, stellt mit den Stahlwerken Falck, der Elektrogenossenschaft Marelli, der Lokomotivfabrik Breda und den Gummiwerken Pirelli eine der stärksten industriellen Konzentrationen Italiens dar.

Mein Leben wurde am stärksten von jenen Augenblicken geprägt, in denen ich knapp dem Tode entging. Beim ersten Male war ich erst vier Jahre alt. Ich war in den Kanal gefallen. Die Strömung war reißend, und ich wäre in einen unterirdischen Durchgang geschwemmt worden, wenn mein Vater mich nicht in letzter Minute herausgefishcht hätte.

Von den acht Kindern, die meine Mutter hatte, lebt außer mir nur noch ein Bruder; sechs meiner Geschwister starben, bevor sie ein Jahr alt wurden. Später wäre ich als Elektroingenieur zweimal beinahe durch Berührung mit dem elektrischen Strom getötet worden. Einmal hielt man mich für tot, aber wie durch ein Wunder

kam ich davon. Als ich später in einem Stahlwerk arbeitete, ereignete sich ein schwerer Unfall, bei dem mehrere Arbeiter unter den Hochöfen in einem Tunnel voller Gas blockiert wurden. Als ich an Ort und Stelle eintraf, atmete einer der Männer noch. Niemand rührte sich, um ihm zu helfen. Eine innere Stimme sagte mir: „Geh, steig hinab.“ Ich stieg hinab und konnte ihn schließlich herausziehen, obwohl ich selbst vom Gas betäubt wurde, ehe ich den Ausgang erreichte. Schließlich stand ich während des Krieges in dauernder Gefahr, von der Geheimpolizei entdeckt zu werden, und mein Leben war beständig bedroht.

Mein Vater wollte, daß ich Arzt werde, aber seit meiner Schulzeit war es meine Leidenschaft, Erfinder zu werden. Ich machte auf zahlreichen Gebieten Versuche, und es gelang mir, auf achtzehn meiner Erfindungen Patente zu erhalten. Während des zweiten Weltkrieges schuf ich eine besondere Art von Torpedo. Ich teilte meine Erfindung dem Kriegsministerium mit, das sie zur Prüfung entgegennahm. Aber eines Nachts sah ich im Traum das Meer voller Menschen in Seenot, die mir hilferufend die Arme entgegenstreckten. Jede Nacht sah ich diese Menschen, die mich anstarrten und „Mörder, Mörder!“ schrien. Gott sei Dank ist diese Erfindung nie verwertet worden. Ich fühlte, daß hier eine göttliche Intervention stattgefunden hatte. Von Zeit zu Zeit geschah es in meinem Leben, daß Gott meine Hand ergriff.

Ich war Leiter der Pfadfinder in Sesto San Giovanni, als ich den Faschismus kennenlernte. Wir hatten einen Saal in einem Gebäude, in dem auch die neue faschistische Organisation saß. Man lud mich ein, dort beizutreten. Aber als ich die dort geübten Methoden der Einschüchterung und Gewalt kennenlernte, war für mich die Entscheidung klar: das war nicht der Weg für Italien.

Ich bin stets ein Idealist gewesen, und deshalb zog mich der Kommunismus an. Als ich in den Falckschen Stahlwerken arbeitete, war der Klassenkampf das Thema aller Gespräche der Arbeiter, und ich machte mich daran, den Marxismus zu studieren. Ich glaubte an die Brüderlichkeit, und von diesem Augenblick an kämpfte ich für sie auf der Seite der Kommunisten.



Zu jener Zeit verlor ich meinen Glauben.

Mein Onkel war Priester. Als er mich taufte, gab er mir seinen Namen. Er hat auch meine Ehe eingesegnet, und die Zeremonie war die prächtigste, die in einer Kirche gefeiert werden kann. Es schmerzte meinen Onkel tief, als er sah, daß ich meinen Glauben verlor. Vor fünf Jahren drängte er mich, an seinem goldenen Priesterjubiläum teilzunehmen. Er war damals Geistlicher an der Kathedrale von Monza. Um ihm eine Freude zu machen, erklärte ich mich schließlich bereit, an der Pontifikalmesse teilzunehmen, obwohl ich Atheist war.

Zwei Jahre später sah ich eines Tages Anschläge, welche das musikalische Schauspiel *Die verschwindende Insel* ankündigten. Es wurde von einer internationalen Truppe der Moralischen Ausrüstung dargeboten, von der ich noch nie etwas gehört hatte. Als Besitzer und Mitherausgeber der Wochenzeitschrift *L'Informatore*, die ich einige Jahre zuvor gegründet hatte, entschloß ich mich, mir das Stück anzusehen, um die Kritik darüber zu schreiben. Eine ungeheure Menge, die nur mühsam von der Polizei zurückgehalten wurde, blockierte die Straße vor dem *Teatro Elena*. Mein Presseausweis ermöglichte mir den Eintritt ohne Schwierigkeiten.

Als Skeptiker fragte ich mich, welches Spiel diese Leute spielten. Handelte es sich um amerikanische Propaganda? Im Verlauf des Stückes merkte ich jedoch, daß es sich überhaupt nicht um Propaganda handelte, sondern um eine neue Idee, die mich tief berührte. Der erste und zweite Akt zeigten die Welt von heute in ihrer brutalen Realität. Das Publikum, in der Mehrzahl Arbeiter, brach am Ende des dritten Aktes in tosenden Beifall aus; ich aber blieb in Gedanken verloren sitzen: „Welch wundervolle Idee! Wenn das nur wahr wäre! Wenn die Menschen und Völker sich nur endlich verstehen könnten!“ Am Schluß des Stückes kamen Menschen verschiedener Länder und Rassen auf die Bühne: schon ihre Gegenwart symbolisierte die Einheit der Welt. Ihre einfachen und überzeugenden Worte bewiesen, daß sie frei von Groll gegen andere Länder und Rassen waren. Ich kehrte nachdenklich nach Hause zurück. Am folgenden Abend zog mich eine unwiderstehliche in-

nerer Kraft wiederum in das Theater. Wie üblich setzte ich mich auf einen der Pressesessel und folgte atemlos dem Stück vom Anfang bis zum Ende. Am Schluß des Stückes war erneut diese Gruppe von Menschen aus fast allen Ländern der Erde zu sehen, die mit der Unordnung in ihrem Leben Schluß gemacht hatten. Welch wundervolle Demonstration des Besten, was es in der Menschheit gibt! Nach dem Schauspiel kamen die Darsteller in den Zuschauerraum, und ich war plötzlich mitten unter ihnen. Sie erklärten, daß ein Mensch seinen Charakter radikal wandeln und seine Beziehungen mit seinesgleichen ändern könne, indem er folgende Disziplin annehme: jeden Morgen die Gedanken aufzuschreiben, die ihm sein Gewissen diktiert, und sie in die Praxis umzusetzen. Er empfangen so die nötige Kraft, um die Vergangenheit in Ordnung zu bringen und um diejenigen um Verzeihung zu bitten, denen er etwas zuleide getan hat. Schließlich sagten sie, die Stimme Gottes könne sich durch die Inspirationen dieser stillen Zeit bemerkbar machen. Welch wundervolle Idee, sagte ich sofort, aber im stillen lachte ich bei dem bloßen Gedanken, sie in die Praxis umzusetzen.

Ich konnte nicht umhin, ihnen zuzustimmen, aber in meinem Inneren begann ich, mich unbehaglich zu fühlen, denn ich war mir wohl bewußt, daß es um kostspielige Entscheidungen ging.

Ehe wir uns trennten, schlugen die Freunde vor, mich einmal zu besuchen. Ich sagte, meine Tür stehe stets jedermann offen.

Eines Tages klingelte es an der Eingangstür. Ich war gerade in besonders düsterer Stimmung, ich schrieb einen Artikel gegen die örtliche katholische Zeitung, und speziell gegen den Priester, der sie redigierte. Die Überschrift lautete: „Der böse Priester“; es war die Antwort auf einen Angriff gegen unsere Zeitung. Ohne mich von meinem Schreibtisch zu erheben, rief ich: „Herein“. Es waren drei Männer der Moralischen Aufrüstung, die ich schon im Theater gesprochen hatte. Sie grüßten mich höflich und fragten mich, als sie mich beim Schreiben sahen, mit einem freundlichen Lächeln:

„Schreiben Sie zufällig Ihre Gedanken aus der stillen Zeit auf?“

„Nein“, antwortete ich etwas verärgert, „ich schreibe einen Artikel gegen einen Priester.“



„Tatsächlich?“ sagten sie. „Ist es nicht schwierig, mit Groll im Herzen Frieden zu finden?“

Ich verspürte in ihnen einen so echten Schmerz über mein Tun, daß ihre einfachen Worte mir unser Gespräch im Theater in Erinnerung riefen. Diese Menschen waren wirklich besser als ich.

Ich warf einen Blick auf meinen Artikel, und etwas Unerklärliches sagte mir: „In Wirklichkeit bist *du* böse.“ Ich zögerte einen Augenblick. Das Schweigen, das mich umgab, war stärker als ich, und in einer plötzlichen Aufwallung zerriß ich meinen Artikel.

Wir sahen uns schweigend an. Die Stimme meines Gewissens offenbarte mir den Irrtum meiner giftigen Artikel und meines Hasses gegen den Priester. Ich erinnerte mich dessen, was man mir gesagt hatte: „Bitte die um Verzeihung, denen du etwas zuleide getan hast.“ Aber mein Materialismus flüsterte mir ein: „Das nicht! Du bist Atheist, und er ist Priester.“ Ein ungleicher Kampf entwickelte sich in mir zwischen dem Guten und dem Bösen. Dann weckte mein Gewissen in mir eine Fülle von Erinnerungen: ich sah meine Eltern und meinen Onkel, den Priester; ihre geliebten Gesichter flehten mich an und zeigten mir den guten Weg, den ich gehen sollte, den Weg, der aus mir einen neuen Menschen machen und mich in eine neue Welt führen würde.

Der Besuch dieser neuen Freunde, die eindrucklichen Geschichten von wiedergutmachtem Unrecht, die ich gehört hatte, ließen mich sehr nachdenklich werden; als ein mutiger Mensch konnte ich nicht vor dieser Herausforderung zurückweichen. Ich rief den Priester an und bat ihn um eine Unterredung. Er antwortete: „Welcher Rossi?“ und ich fragte mich, was er wohl denken mochte. „Luigi“, sagte ich und fügte hinzu, ich könne wegen einer Erkältung nicht lange bleiben. Bei ihm zu Hause war meinerwegen ein Feuer angezündet worden. Ich bat ihn um Entschuldigung und teilte ihm meine Erlebnisse mit, und dann begannen wir ein Gespräch. Wir sprachen von der Vergangenheit und besonders von der Inspiration, die das Leben meines Onkels für mich bedeutet hatte. Unser Gespräch dauerte dreieinhalb Stunden. Als wir uns verabschiedeten, waren wir wirkliche Freunde geworden.

Meine Frau hatte mich zur *Verschwindenden Insel* begleitet. Als ich mich entschloß, mich zu ändern, traf sie die gleichen Entscheidungen wie ich. Wir hatten uns immer wegen der Artikel gestritten, die ich für die Zeitung schrieb. Sie war niemals einverstanden gewesen. Ihre neue Haltung und meine neue Einstellung beim Schreiben setzten allem Streit ein Ende.

Eine Flamme der Reinheit hatte Sesto Giovanni erfaßt. Die Wärme dieser Flamme hatten die 19 000 Menschen gespürt, die bei den wiederholten Aufführungen der *Verschwindenden Insel* Beifall spendeten.

Die Zeitung *L'Informatore* entging nicht diesem reinigenden Feuer. Der erste Schritt, die Zeitung zu reinigen, war, die vier absoluten Maßstäbe anzuwenden. Inspiriert durch diesen Elan, haben wir eine Sondernummer von zehn Seiten über die Moralische Aufrüstung in 20 000 Exemplaren veröffentlicht, die den Familien in Sesto eine Antwort auf viele Probleme gebracht hat.

Eine zweite Auflage dieser Nummer wurde in alle Teile der Welt gesandt, darunter Indien, China, die verschiedenen Teile Afrikas, London, Washington und Moskau.

Dann nahmen meine Frau und ich eine Einladung nach Paris an, wo Vorführungen der *Verschwindenden Insel* stattfinden sollten. Ich wollte herausfinden, ob die Menschen, die ich getroffen hatte, wirklich das im Leben verwirklichten, was sie auf der Bühne sagten. Als ich sie beobachtete, stellte ich fest, daß dem so war. Ich lernte Industrielle kennen, deren Haltung sich völlig geändert hatte: man sah es an ihrer ehrlichen Haltung den Arbeitern gegenüber, an der Besserung der Arbeitsbedingungen und an der Verbesserung der Löhne.

Der Reise nach Paris folgten zahlreiche weitere, zu denen uns unsere wachsende Überzeugung anregte. Im Laufe der folgenden Monate sind wir mit der internationalen Gruppe, die das Stück begleitete, in zahlreiche europäische Städte gegangen. So hatte ich das Vorrecht, Menschen verschiedenster Nationalität und verschiedensten Herkommens kennen zu lernen.

Während meines Pariser Aufenthaltes spürte ich eines Sonntag-



morgens den unwiderstehlichen Ruf, an der Messe teilzunehmen, zum ersten Mal nach vielen Jahren. Meine Frau und ich gingen also in die Kathedrale von Notre-Dame. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich dort, daß die Messe jenes Morgens eine Pontifikalmesse war. So nahm ich an derselben Zeremonie wie beim fünfzigsten Jahrestag der Ordination meines Onkels teil. Aber diesmal erlebte ich es mit einem erwachenden Glauben. Ich war so tief bewegt, daß ich noch beim Verlassen der Kathedrale Tränen in den Augen hatte.

So tat ich den ersten Schritt zur völligen Rückkehr in die Kirche, der ich jahrelang ferngeblieben war. Mein Onkel war ein Jahr zuvor gestorben. Er hatte mir eine Statue des Sacré-Coeur und eine des Jesuskindes hinterlassen. Ich hatte sie auf einem Speicher, zusammen mit altem Hausgerät abgestellt. Vor einigen Monaten dachte ich plötzlich in einem Augenblick der Meditation an diese beiden Statuen. Ich ließ sie von den Schwestern eines benachbarten Klosters, die sich besonders auf diese Arbeiten verstehen, wieder neu anmalen und vergolden. Dann schenkte ich sie der neuen Kirche von Sesto San Giovanni. Der Priester entschied sich, die Statue des Sacré-Coeur in der Kapelle aufzustellen, wo sie den Glauben der Jugend inspirieren konnte, während das Jesuskind in der Weihnachtswoche auf den Altar gestellt werden soll.

Am 19. Oktober 1958 haben meine Frau und ich unseren zwanzigsten Hochzeitstag gefeiert. Wir waren auf der Insel Mackinac. In der Holzkirche der Insel den Segen des Priesters nach dem Hochamt zu empfangen war für uns ein sehr bewegendes Erlebnis. So hat Gott mir die Möglichkeit gegeben, im Glauben die kirchliche Einsegnung zu erfahren, die ich einst als Atheist erlebt hatte. Der Priester segnete auch den Ring, den mir meine Frau gegeben hatte. Für mich war dies das Siegel meiner neuen Ehe, mit Gott im Mittelpunkt.

Viele fragen sich, warum der menschliche Geist, der in unserer Zeit einen so ungeheuren Zerstörungsapparat schaffen konnte, nicht das Mittel zur Einigung der Welt finden konnte.

Es gibt dieses Mittel. Meine Erfahrungen in den letzten Jahren

haben mich überzeugt, daß es schwer wäre, eine menschliche Gemeinschaft mit aufrichtigeren Beziehungen zu finden: Industrielle, Menschen aller Berufe, aller Parteien – Kommunisten, Sozialisten, Konservative – haben sich in einem gemeinsamen Kampf zusammengeschlossen, um das Heilmittel für den Materialismus der Rechten und der Linken zu bringen.

Dies ist der Kampf um eine neue Welt, erbaut auf dem Fundament neuer Menschen.

*Luigi Rossi, Italien*

*Von der Komintern nach Caux: Der Weg eines norwegischen  
Marxisten*

Ich bin nicht im Kommunismus groß geworden. Meine Eltern waren gut situiert und tief religiös. Sie besaßen einen hübschen Bauernhof im landwirtschaftlichen Bezirk von Oestfold in Südnorwegen. Sie hatten Kühe, Schweine, acht Pferde, Felder, Wälder und sogar einen See zum Fischen. Ich wurde 1892 als fünftes Kind einer Familie geboren, die schließlich vierzehn Kinder zählte. Das Leben auf dem Bauernhof war ein tägliches Abenteuer. Wir halfen alle mit. Ich fütterte das Geflügel, kraulte den Rücken der Schweine und spielte in der Scheune Versteck. Aber meine größte Freude war, Vater mit den Pferden zu helfen. Während der langen Sommermonate spielten wir Räuber und Gendarm im Wald. Wir schwammen, fischten, ruderten, und wenn wir abends ausgehungert nach Hause kamen, hatte uns Mutter immer etwas Gutes aus der Küche anzubieten: selbstgebackenes Brot, frische Butter, Eier mit Speck und frisch gemolkene Milch. Ich dachte, daß mir die ganze Welt gehörte.

Eines Tages, als ich zehn Jahre alt war, mußte Vater den Hof verkaufen. Er hatte Geld an Geschäftsleute in der Stadt ausgeliehen, die in Konkurs geraten waren, und so blieb uns kein anderer Ausweg.



Ich werde nie den Tag vergessen, an dem wir in die Stadt fuhren. Es war, als wenn die ganze Welt mit einem Schlage zusammenstürzte. Wir saßen zu zwölft auf dem mit unserer beweglichen Habe beladenen Wägelchen, und einige von uns Kindern weinten. Mein älterer Bruder mußte sich als Chauffeur verdingen und eine meiner Schwestern als Kellnerin in einem Café. Papa fand in der Fabrik von Borregaard Arbeit. Die Arbeit war hart, und es tat einem weh, ihn dort zu sehen. Wenn ich auf ihn wartete, sah ich Hunderte von Arbeitern grau und müde aus der schmutzigen Fabrik herauskommen. Ein Polizeibeamter war an der Eingangspforte. Ich hatte es erlebt, wie die Polizei Betrunkene in der Stadt verhaftete, und sagte mir: „Das muß da drinnen furchtbar sein – und Papa muß derart schuffen!“

Dieses Leben kam mir fremd vor. Diese Hunderte von Arbeitern zu sehen war sozusagen meine erste Begegnung mit Karl Marx.

Wir bewohnten zwei Zimmer und eine Küche, und die drei Räume hätten in der Küche des Bauernhofes Platz gefunden. Wir saßen aufeinander. Unsere Ernährung war ziemlich mager: Haferbrei, Magermilch und Rübensirup. Ich entsinne mich, daß ich oft mit meinem Bruder in das Café ging, wo meine Schwester arbeitete, denn die Inhaberin war eine alte gütige Dame, die dann gewöhnlich zu meiner Schwester sagte: „Gib den Jungen etwas zu essen.“

Nach einigen Jahren besserten sich die Verhältnisse. Meine Eltern hatten jeden Pfennig gespart, und mit ein wenig Unterstützung konnte mein Vater einen kleinen Bauernhof kaufen. Er arbeitete weiter in der Fabrik, während wir den Hof in Gang hielten. Wir schnitten das Holz, säten den Roggen und pflanzten die Kartoffeln. Wir konnten eine Kuh, ein Pferd und Hühner kaufen. Mittwochs und sonnabends ging meine Mutter auf den Markt und verkaufte die frische Butter, die Eier und die wilden Beeren, die wir gesammelt hatten. Als ich mit vierzehn Jahren konfirmiert wurde, fuhr mich mein Vater im Wagen bis zur Kirche.

Der Hof und die beiden Pferde waren meine Aufgabe. Wir hatten auch eine kleine Sandgrube, aus der ich täglich mehrere Ladungen verkaufte, und das erhöhte unsere Einnahmen.

Eines Tages wurde mein Vater krank. Infolge eines Unfalls in der Fabrik mußte er ins Krankenhaus und blieb dort anderthalb Jahre. Da die Fabrik die Verantwortung für den Unfall ablehnte, mußten wir selbst die Rechnungen, die sehr hoch waren, bezahlen. Wir hatten nicht genug Bargeld und mußten die Pferde verkaufen. Wir verloren alles ein zweites Mal. Ich mußte anfangen, in der Fabrik zu arbeiten. Mir schien es, als sei das Böse entfesselt und ziehe mich in seinen Strudel. Mit siebzehn Jahren arbeitete ich zum ersten Male in der riesigen Fabrik Borregaard, und ich werde nie das Zischen des Dampfes vergessen noch den Lärm der Maschinen oder die Menschen, die Gefangenen glichen. Ich begann, an einer Papiermaschine zu arbeiten. Wir arbeiteten in Schichten – eine Woche tagsüber, die andere die Nacht hindurch, zwölf Stunden ununterbrochen, und dazu noch Überstunden. Die Fabrik gehörte einer ausländischen Firma, T. Kellner, Partington, Papier und Zellstoffe. Ich fühlte mich in der Fabrik krank und unglücklich, und die Ungerechtigkeit des ganzen sozialen Systems brachte mich zum Kochen. Das war meine zweite Begegnung mit Karl Marx.

Mein Bruder Kristian hatte auch in der Papierfabrik angefangen, und während seine Maschine lief, las er mit Hilfe eines Wörterbuches das kommunistische Manifest und andere marxistische Broschüren. Ich las sie danach und war von der Kritik, die Marx am Kapitalismus übte, völlig gefangen, denn sie entsprach genau meinen eigenen Erfahrungen. Ich beschloß, ein militanter Marxist zu werden. Auf einer der Parteischulen erhielt ich eine Grundausbildung über die Theorie des Sozialismus und trat dann in die Gewerkschaft ein.

1914, als der Krieg ausbrach, heiratete ich. Die Preise schnellten in die Höhe, aber die Löhne der Arbeiter blieben unverändert. Bei meinen ersten Verhandlungen mit den englischen Direktoren forderte ich eine Lohnerhöhung von zwei norwegischen Kronen wöchentlich, aber das wurde abgelehnt. Ich antwortete mit Gewalt und kündigte an, daß wir am darauffolgenden Sonnabend die Maschinen verlassen würden. Da wurde uns die Lohnerhöhung be-



willigt. Wir wurden zufriedengestellt, aber der Reichtum häufte sich weiter in den Händen einiger Privilegierter an, während die Armut im Volke zunahm. Ich mußte meinen Militärdienst leisten, aber es gelang Norwegen, sich aus dem Konflikt herauszuhalten.

Eines Tages im Jahre 1917 kehrte ich mit einem Militärtransport nach Hause zurück. Ich las in einer bürgerlichen Zeitung, daß die russische Revolution ausgebrochen war. Das machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. In meinen Augen war diese Revolution die Verwirklichung meines Traumes einer klassenlosen Gesellschaft. Sie hatte ihren ersten Sieg in einem rückständigen Lande wie Rußland errungen; wenn sie sich auf die Welt ausdehnte, mußte sie zur Zerstörung des kapitalistischen Systems und zum Triumph der Arbeiterklasse in allen Ländern führen.

Damals kämpfte ich an drei Fronten: in der Gewerkschaft, in den Fabriken und in der politischen Bewegung. Die russische Revolution beschleunigte innerhalb der sozialistischen Partei Norwegens einen Konflikt zwischen denjenigen, welche bereit waren, die einundzwanzig Eintrittsbedingungen der kommunistischen Internationale anzunehmen, und denen, die unabhängig bleiben wollten. 1923 trennte sich der extreme Flügel, um die norwegische kommunistische Partei zu bilden. Ich war einer ihrer Gründer.

Die deutsche Arbeiterklasse erlitt vernichtende Niederlagen, aber ich war davon überzeugt, daß dies nur ein vorübergehender Rückschlag sei und daß die revolutionären Kräfte bald auf einer Weltfront vorrücken würden. Ich trat daher mit ungeheurer Begeisterung und Freude in den Kampf ein.

Meine eigene Fabrik beschäftigte zwei- bis dreitausend Arbeiter. Unserer kommunistischen Zelle, die nur sieben Mann zählte, gelang es, die ganze geistige Haltung der Fabrik zu beeinflussen. Wir brachten eine Betriebszeitung mit einer Auflage von tausend Exemplaren heraus, die folgendes Leitmotiv hatte: „Das Mißtrauen gegenüber den Unternehmern ist eine wesentliche Vorbedingung des Vertrauens unter den Arbeitern.“

1928 wurde ich von der norwegischen kommunistischen Partei auserwählt, eine aus sieben Mitgliedern bestehende Delegation zum

sechsten Kongreß der Komintern nach Moskau zu führen. Als wir in Leningrad den Zug verließen, erlebte ich etwas ganz anderes als das, was ich mir vorgestellt hatte: eine große Zahl von Bauern in fremdartigen Uniformen und Massen von Menschen wogten vor mir wie ein graues Meer. Dennoch hielt meine Überzeugung stand. Das war eine notwendige Etappe auf dem Wege des Fortschrittes, und die russische Revolution würde sich entfalten und zum Segen, nicht nur für die Sowjetunion, sondern für die ganze Menschheit werden.

So befand ich mich nun im Hauptquartier der Revolution zusammen mit den Männern, die das Schicksal der Welt in ihre Hände nehmen sollten. Aber der Kongreß war weit davon entfernt, einig zu sein. Die Mehrzahl der Delegationen war in rivalisierende Gruppen gespalten.

Ich war im Hotel neben der deutschen Delegation untergebracht, deren Mehrheitsfraktion von Ernst Thälmann geführt wurde. Die Diskussionen dieser Delegation dauerten bis spät in die Nacht und endeten bisweilen mit Gebrüll und sogar Faustschlägen. Das schien mir recht merkwürdig, aber vielleicht war es notwendig, um die Einheit im Schoße der deutschen Delegation herzustellen.

Auf dem Kongreß gab es Diskussionen, in deren Verlauf wir bisweilen abstimmen mußten. Man konnte dafür oder dagegen stimmen, und selbst diejenigen, die kein Mandat hatten, konnten ihre Meinung durch Handerheben kundtun. Vom demokratischen Standpunkt aus war unser Verfahren fehlerfrei. Auf diese Weise wurde Bucharin einstimmig zum Präsidenten der Komintern gewählt, aber kurz nach dem Ende des Kongresses wurde er trotz der Abstimmung des Kongresses vom Präsidium abgesetzt.

Während meines Moskauer Aufenthaltes hatte ich auch Gelegenheit, an einem Prozeß anläßlich einer großen Säuberung teilzunehmen. Die für die Kohlenbergwerke des Donbeckens Verantwortlichen waren der Sabotage angeklagt. Sie wurden in unserer Gegenwart verurteilt. Die Angeklagten stiegen aufs Podium, jeder von einem Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, und formierten sich im Kreise. Wyschinski hatte die Aufgabe, sowohl



die Anklage zu vertreten, als auch das Urteil zu sprechen. Er trat ebenso ruhig ein, als wenn er eine Tasse Kaffee trinken wollte, zündete sich eine Zigarette an, betrachtete die Anwesenden und verlas mit ostentativer Gleichgültigkeit einem jeden sein Urteil. Da alle ihre Verbrechen gestanden hatten, gab es keinen Freispruch, und niemand protestierte gegen das Urteil. Einige wurden zum Tode verurteilt, andere zu mehr oder weniger langen Gefängnisstrafen, und die Ausländer kamen gnädiger davon. Auf den Straßen erwartete die Menge geduldig die Ergebnisse und protestierte heftig gegen die Milde der Urteile. Die Propaganda und die voraufgegangenen Prozesse hatten dem Volk eine solche Einstellung gegenüber diesen Verbrechen gegeben, daß es sich keine geringere Strafe als die Todesstrafe vorstellen konnte. Ich war von der Schuld dieser Angeklagten ebenso fest überzeugt wie später bei den großen Säuberungen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß man auf diese Weise Unschuldige verurteilen könne.

1937 war ich wiederum in Moskau. Diesmal kam ich mit einer Parteidelegation, um mit der Komintern über die Lage in Norwegen und die besonderen Aufgaben, die die norwegische kommunistische Partei erfüllen sollte, zu diskutieren. Auch die französische Delegation wollte einen Bericht über die Arbeit ihrer Partei vorlegen. Mehrere Delegierte der geheimen deutschen kommunistischen Partei nahmen auch an den Debatten teil. In einem bestimmten Augenblick entspann sich eine heftige Diskussion zwischen diesen beiden Gruppen. Sie hatte gerade ihren Höhepunkt erreicht, als plötzlich Stalin, der bis dahin, offenbar ohne sich für die Angelegenheit zu interessieren, in einer Ecke seine Pfeife geraucht hatte, auf das Podium stieg und sagte: „Die Franzosen haben völlig recht; ich erkläre die Diskussion für geschlossen.“ Solche Macht und Autorität hatte Stalin als Führer des Weltkommunismus erlangt; sein Wille war nicht nur in Rußland Gesetz, sondern in allen kommunistischen Parteien der Welt.

Der deutsch-russische Pakt schuf in vielen kommunistischen Parteien, darunter auch in unserer in Norwegen, Verwirrung. Als die deutsche Wehrmacht Norwegen besetzte, war die Partei plötzlich

in einer schwierigen und kompromittierenden Lage. Einige Tage nach der Besetzung Oslos marschierten die deutschen Truppen nach Oestfold, wo ich arbeitete. In meiner Eigenschaft als Sekretär des Bezirksverbandes der Gewerkschaften rief ich alle Delegierten der Betriebsräte zusammen, um die Lage zu prüfen. Ich schlug vor, die Gewerkschaften und die Arbeiterbewegungen sollten entschlossen die legal gewählte Regierung unterstützen und die Regierung Quisling zu einer Regierung von Verrätern erklären, die von deutschen Bajonetten gestützt wurde. Ich dachte, daß die Gewerkschaften sich den zivilen und militärischen Behörden zur Verfügung stellen sollten, um die Regierung Quisling zu vernichten und die Deutschen aus Norwegen zu vertreiben.

Einige Tage darauf erhielt ich den Besuch eines Abgesandten des Zentralkomitees, der mir sagte, diese Resolution sei grundlegend falsch. Die norwegische Regierung, die im Augenblick der deutschen Besetzung unseres Landes an der Macht war, sei im Unrecht: in den Augen des Zentralkomitees sei das Kabinett Nygaardsvold ein Kabinett von Verrätern. Natürlich mußten wir Quisling und die norwegischen Faschisten mit allen möglichen Mitteln bekämpfen, aber wir mußten auch versuchen, eine Verständigungsbasis mit den Deutschen zu finden und eine neue Volksfront aufzubauen, die als provisorische Regierung in Norwegen anerkannt werden könnte. Ich protestierte: diese Politik war mir unverständlich. Ich blieb bei meinem Standpunkt und legte ihn auf dem nächsten Treffen der norwegischen kommunistischen Führer dar. Daraus entwickelte sich ein großer Streit im Herzen der Partei über die Haltung, die man den Deutschen gegenüber einnehmen sollte, aber wir waren uns alle darin einig, daß man die Nazis und die norwegische fünfte Kolonne bekämpfen mußte.

Trotz des Paktes zwischen den Sowjets und den Deutschen wurde die norwegische kommunistische Partei von den Besatzungsmächten aufgelöst und gezwungen, in den Untergrund zu gehen, während die gesamte Parteiführung, einschließlich meiner selbst, verhaftet wurde: die Deutschen umzingelten mein Haus und drangen mit Maschinenpistolen in der Faust ein. Es war vier Uhr morgens.



Meine Frau und ich waren in ein Hotel in Oslo gegangen, um dort die Nacht zu verbringen. Aber man hatte unser Telefon überwacht. Obwohl unsere Namen nicht im Hotelregister eingetragen waren, fand man uns, und am nächsten Morgen um sieben Uhr hörte ich das Hämmern von Stiefeln auf dem Korridor. Man klopfte an die Tür, und ich sagte: „Das muß ein Irrtum sein“, aber die Schläge verdoppelten sich. Die Tür ging plötzlich auf, und deutsche und norwegische Polizisten drangen in das Zimmer ein und durchwühlten alles. Man befahl mir, den Deutschen zu folgen. „Bin ich verhaftet?“ fragte ich. Keine Antwort. Ich wurde ins Hauptquartier der Gestapo gebracht und sofort verhört. Später entdeckte ich, daß alle meine Genossen aus der Partei ebenfalls dort waren. Die Mehrzahl der Kommunisten wurden in der Folgezeit entlassen; erst als der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion ausbrach, gab es eine neue Verhaftungswelle unter den kommunistischen Führern, und die Partei ging völlig in den Untergrund. In der Zwischenzeit ging der interne Kampf in der Partei hinsichtlich unserer nationalen Politik weiter. Die Einigkeit wurde erst wieder hergestellt, als Hitler mit der Invasion der Sowjetunion begann.

Nachdem die Sowjetunion so in den Krieg hineingezogen worden war, nahmen die Kommunisten an der Widerstandsbewegung aktiven Anteil. Kommunisten und Sozialisten fanden sich wieder und begannen, über die gemeinsamen Aufgaben zu diskutieren, die nach Kriegsende auf uns warteten. Eine der ersten bestand darin, Einigkeit in der Arbeiterbewegung zu schaffen.

Als der zweite Weltkrieg mit dem Siege der Sowjetunion und der westlichen Demokratien zu Ende ging, glaubten wir, die Welt gehe einem friedlichen Zeitalter entgegen und es werde möglich sein, den Sozialismus in einer Atmosphäre des Friedens und der Verständigung aufzubauen. Verhandlungen mit dem Ziele einer Fusion wurden aufgenommen, aber es erwies sich als unmöglich, sie zum Abschluß zu bringen. Nach der Gründung des Kominform im Jahre 1947 waren die Sozialisten und Kommunisten durch tiefgehende Meinungsverschiedenheiten getrennt und gingen ideolo-

gisch verschiedene Wege; unsere Hoffnungen erwiesen sich als bloße Illusionen.

In jene Zeit gehen meine ersten Eindrücke von der Moralischen Aufrüstung zurück. Weihnachten 1948 schenkte mir mein jüngerer Sohn das Buch von Peter Howard *Ideen haben Beine*. Der Verfasser sprach darin von Ideen, die auf dem Marsche seien, und ich legte mir Rechenschaft darüber ab, daß nicht nur der Kommunismus die Weltlage prüfte, um sie zu ändern. Aus Neugierde las ich andere Bücher der Moralischen Aufrüstung und nahm sogar an Zusammenkünften teil, aber ich kam rasch zu dem Schluß, daß die Lösung, für die ich mich stets eingesetzt hatte, die bessere war. Der Klassenkampf würde fort dauern, der Weg der Befreiung der Arbeiterklasse führte zwangsläufig durch eine Periode der Diktatur des Proletariats, bis jeder Widerstand gebrochen war.

Fest verankert in dieser Überzeugung begab ich mich im Jahre 1950 in das ideologische Schulungszentrum Caux. Hier sah ich mich einer Ideologie gegenüber, mit der ich niemals gerechnet hatte. Während der ganzen Jahre meines Kampfes für den norwegischen Kommunismus hatten Mitglieder meiner Familie versucht, mich zum Bruch mit der Partei zu bringen. Aber da sie mir nichts Besseres als den Kommunismus anzubieten hatten, machten mir ihre Ratschläge keinen Eindruck. Hätte man meine Überzeugung angegriffen, indem man mir eine Ideologie vorschlug, welche die klassenlose Gesellschaft schaffen konnte, von der ich träumte, so hätte ich meine eigenen Auffassungen hinsichtlich der Mittel und Wege, dies zu erreichen, überprüft. Und ich bin überzeugt, wenn ich die Moralische Aufrüstung nicht getroffen hätte, wäre ich noch heute ein aktives Mitglied der Kommunistischen Partei.

Die Art, wie ich nach Caux kam, grenzte an sich schon ans Wunderbare. Ich hatte schon meinen Urlaub hinter mir, als mein Sohn Frank und sein Freund Leif Hovelsen mich einluden, nach Caux zu fahren. „Schön“, sagte ich, „es wäre interessant, diesen Ort kennen zu lernen und zusätzlich Ferien zu machen; wenn ich mich von meiner Arbeit frei machen kann, werde ich mit euch gehen.“ Keinen Augenblick hatte ich geglaubt, daß ich einen solchen Urlaub erhal-



ten würde, aber zu meinem großen Erstaunen erhielt ich die Erlaubnis, mit meinem Sohne nach Caux zu fahren. Dort traf ich Kommunisten, geschulte deutsche Kommunisten, die schon die große einigende Kraft erfahren hatten, die man in Caux findet. Einer von ihnen fragte mich, ob ich den Kapitalisten als menschliches Wesen ansähe. „Natürlich“, antwortete ich, „der Kapitalist ist ein menschliches Wesen, aber er ist von einer besonderen Art, die ihr Verhalten nicht ändern kann; deshalb muß man ihn vernichten und beseitigen.“ In den verbissenen Diskussionen, die folgten, stützte ich mich auf meine ganze kommunistische Ideologie, meine Philosophie und meine Kenntnis des Klassenkampfes. Aber in dem Maße, in dem ich Vergleiche zwischen dem Kominternkongreß 1928 und der Konferenz in Caux anstellte, sah ich mich gezwungen, meine Auffassung vom Klassenkampf zu revidieren, die bisher vom Kommunismus erzielten Ergebnisse neu einzuschätzen und den wirklichen Zustand der Welt zu prüfen. In Caux spürte ich eine erstaunliche Einigkeit, die auf Liebe und Verstehen aufbaute und die stark genug war, alle Schranken der Klasse, des Glaubens und der Hautfarbe zu überwinden. In Caux gab es keine streitenden Parteien: sogar die Kommunisten und Sozialisten fanden Einigkeit.

Ich habe Delegationen aus Italien getroffen, wo der Klassenkampf besonders heftig ist; Unternehmer und Arbeiter versöhnten sich. Die Landesgrenzen wurden überwunden. Ich werde nie den französischen Marxisten vergessen, der sich bei den Deutschen aller Schichten wegen seines Hasses entschuldigte. Ich begann, die Verwirklichung der Ideale zu sehen, für welche ich mein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Das gab mir die ungeheure Hoffnung, daß man auf neuen Grundlagen die wahre Einigkeit der Arbeiterklasse errichten könnte. Alles, was ich erlebte, zwang mich zu der Frage, ob es wirklich möglich sei, durch die Diktatur zur Demokratie zu kommen, ob man Verstehen durch Haß schaffen und eine neue Welt errichten könne, indem man seine Gegner liquidierte. Gibt es eine Ideologie, die alle Kräfte einer Menschheit zu mobilisieren vermag, die eine neue Welt bauen möchte? Wir sind in einem Entwicklungs-

stadium, wo wir am Rande der Katastrophe stehen, denn der Klassenkampf führt in unserem Zeitalter zwangsläufig zum Atomkrieg. Um die größten Hoffnungen der Arbeiterklasse zu verwirklichen – eine klassenlose Gesellschaft, wo jeder nach seinen Bedürfnissen empfängt und nach seinen Möglichkeiten gibt –, müssen wir einen sicheren Weg, einen Weg der Zusammenarbeit finden.

Ich erlebte Nächte innerer Kämpfe und Tage voller Diskussionen mit mehreren deutschen Kommunisten. Der Vergleich zwischen dem Kominternkongreß 1928 und der Konferenz von Caux stand mir immer vor Augen. Mein Widerstand und meine Vorbehalte fielen zusammen, und ich nahm die Moralische Aufrüstung aus ganzem Herzen an. Sie war die einzige revolutionäre Idee, die groß genug war, alle trennenden Gräben auszufüllen, eine Ideologie, die sich auf absolute moralische Maßstäbe gründete und in der Lage war, den menschlichen Stolz anzugreifen. Ich hatte mein ganzes Leben im Kampf um die Änderung anderer verbracht, aber erst damals entdeckte ich das Geheimnis dieser Operation: ich mußte mich selbst ändern, um andere dahin bringen zu können, daß sie ein Gleiches taten. Ich mußte die Herausforderung absoluter moralischer Maßstäbe annehmen, meinen Eigenwillen völlig hingeben. Das ist die tiefste und mächtigste Revolution, die den Einzelnen von sich selbst befreit und aus ihm eine wirksame Kraft beim Aufbau einer neuen Welt macht.

Früher hatte ich immer geglaubt, ehe man die Menschen ändern könne, müsse man ein neues System schaffen, welches das Privateigentum beseitigt und die Ausbeutung unmöglich macht. Dieses neue System würde dann den neuen Menschentyp schaffen, der die schwierige Kunst meistert, in Disziplin und Freiheit zu leben. Die Erfahrung hatte aber das totale Versagen des Marxismus in diesem Punkt erwiesen, denn neue Systeme schaffen in der Tat keinen neuen Menschentyp.

Man kann sozialisieren, nationalisieren und rationalisieren, aber die menschliche Natur bleibt sich gleich, unkontrollierbar. Neue Zwietracht tritt auf, neue Klassen entstehen und neue Schwierigkeiten erwachsen.



In Caux habe ich in diesem Sinne eine Erklärung abgegeben, die der Presse mitgeteilt wurde. Bei meiner Rückkehr nach Norwegen rief mich der Redakteur der wichtigsten kommunistischen Zeitung *Frihet* telefonisch an und sagte mir, er habe durch die Presseagentur die Erklärung erhalten, die ich „angeblich in Caux abgegeben“ hätte. Er habe keinen Zweifel, daß es sich hier um eine Fälschung handle, und bitte mich, sie zu dementieren. Ich erwiderte darauf, es handle sich nicht um eine Fälschung, und ich stünde Wort für Wort zu dem veröffentlichten Text. Darauf fragte er mich, ob ich mir bewußt sei, daß meine Stellungnahme der kommunistischen Partei Norwegens schaden werde, und ich antwortete: „Das hängt von der Art und Weise ab, wie sie von der Partei aufgenommen wird.“

Als Mitglied des Zentralkomitees der norwegischen kommunistischen Partei wurde ich vom Parteisekretariat vorgeladen, um die ganze Sache zu besprechen. Man wollte eine Verständigungsbasis finden, damit ich meine Arbeit als Parteimitglied fortsetzen konnte. Wir diskutierten unter anderem über die Weltlage, die verschiedenen Auffassungen vom Klassenkampf und die Diktatur des Proletariats. Es wurde beschlossen, daß ich ein Dokument zusammenstellen sollte, in dem ich die Unterschiede zwischen der Moralischen Aufrüstung und dem Kommunismus, zwischen mir und der Partei unterstreichen sollte. Nachdem ich das Problem gründlich geprüft hatte, kam ich zu dem Schluß, daß nichts dadurch gewonnen würde, daß man die Abweichungen diskutierte, die sich gegenüber der kommunistischen Linie ergäben. Es hat immer Abweichungen und Spaltungen gegeben, und neue Diskussionen auf diesem Gebiete würden nicht weiter führen. Ich entschloß mich daher, der norwegischen kommunistischen Partei eine Erklärung zu übergeben, die meine Weltanschauung beschrieb – die der Moralischen Aufrüstung, auf absolute moralische Maßstäbe gegründet – und keinen Zweifel darüber ließ, daß ich mich in dieser Richtung verpflichtet hatte. Ich warf am Schluß die Frage auf: Ist eine solche Lebensqualität unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei?

In der Annahme, daß ich über diese Erklärung vor einer Kommis-

sion Rechenschaft geben müßte, unterhielt ich mich mit einigen meiner Freunde, und wir waren zusammen einen Augenblick still. Da kam mir der sehr klare Gedanke: „Steh fest zu der Erklärung, die du in Caux abgegeben hast. Sie ist richtig. Bleib standhaft.“ Ich glaube, daß dieser Gedanke, abgesehen von meinen Erlebnissen in Caux, die Quelle meines unerschütterlichen Entschlusses geworden ist, nicht zurückzugehen. Ich habe auf meine Erklärung und meine Frage an die norwegische kommunistische Partei nie eine Antwort erhalten. Indessen erhielt ich eine indirekte Antwort bei der ersten darauf folgenden Sitzung des Zentralkomitees: ich erhielt keine Einladung! Man forderte meinen Stellvertreter auf, meinen Sitz einzunehmen. Er fragte mich, was das zu bedeuten habe und weshalb ich nicht an der Sitzung teilnehmen könne. Ich antwortete, daß man mich nicht eingeladen habe. Aus Loyalität mir gegenüber weigerte er sich, an der Sitzung teilzunehmen. Daraufhin berief der Parteisekretär einen dritten Mann, der weder durch die regional Verantwortlichen noch durch den Nationalkongreß gewählt worden war. Die Regionalkomitees fühlten sich beleidigt und forderten, daß die Verantwortlichen der Partei erklärten, warum sie einen ordnungsgemäß bevollmächtigten Delegierten aus dem Zentralkomitee entfernt hatten. Diese weigerten sich, dem nachzukommen. Schließlich schien es mir das beste zu sein, wenn ich die Kommunistische Partei verließ.

Mein Ausschluß durch das Zentralkomitee gab mir den Beweis, daß die Partei nicht die Philosophie annahm, die ich zur meinen gemacht hatte. Die Gründe für meinen Austritt sind in der folgenden Presseerklärung enthalten:

„Mein Austritt aus der Kommunistischen Partei Norwegens beruht darauf, daß ich mich der Moralischen Aufrüstung mit allen Folgerungen, die das nach sich zieht, angeschlossen habe.

Vor einiger Zeit habe ich der Partei gegenüber eine vollständige schriftliche Erklärung über diese Fragen abgegeben.

Natürlich habe ich nicht erwartet, daß die norwegische kommunistische Partei die nach meinem Dafürhalten revolutionäre Politik der Moralischen Aufrüstung als Arbeitsgrundlage unbe-



sehen annähme; aber ich habe nie aufgehört, meine Überzeugungen offen und ohne Umschweife zu vertreten, ob es sich um die Politik oder um das Denken handelte. Und das werde ich auch künftig tun.

Nachdem ich alle Gegebenheiten des Problems ernsthaft und reiflich überlegt habe, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß die einzige logische und gültige Lösung darin besteht, meine Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei zu beenden.

Ich hoffe allerdings, daß auch in unserem Lande viele Kommunisten, Sozialisten, fortschrittlich denkende Menschen und ganz allgemein Menschen ohne Vorurteil Vorkämpfer in diesem Ringen um einen neuen Geist werden, von dem die Zukunft der Welt und unsere Zukunft abhängt.“

Die Moralische Aufrüstung war für mich eine Herausforderung und ein Prüfstein. Immer wieder habe ich mich gefragt, ob ich die Arbeiterklasse im Stich gelassen habe, indem ich mich dieser Aufgabe verpflichtete, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Alle Erfahrungen seither haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß ich das Richtige tat, als ich mich der Moralischen Aufrüstung anschloß, und daß sie die Lösung der Probleme unseres Zeitalters bringt. Es tut mir nicht leid, daß ich für die soziale Gerechtigkeit gekämpft und dazu den Klassenkampf benutzt habe, aber wenn ich der Moralischen Aufrüstung eher begegnet wäre, hätte ich für meine Klasse und mein Land sehr viel mehr tun können.

Meine erste Begegnung mit Frank Buchman führte mich mit einem Menschen von großer Demut zusammen, der mit einer außergewöhnlichen Liebe und Einfühlungsgabe für die andern begabt ist und sich selber vollständig vergißt. Eines Tages schaute er mich an und sagte: „Ich spüre, daß in Ihnen noch etwas von Ihrem alten Leben steckt.“ Das war eine sehr taktvolle Art, mir eine Wahrheit zu sagen, denn tatsächlich war noch sehr viel vom alten Leben in mir.

Die Analyse, die Frank Buchman von der Weltlage gab, als er sein Programm der Moralischen Aufrüstung 1938 verkündete, läßt eine einzigartige Einsicht in die Zukunft erkennen, und schon das gibt

ihm einen hervorragenden Platz in der Weltgeschichte. Karl Marx hat seiner Zeit die Idee gegeben; Frank Buchman hat den Völkern und Nationen der Welt die Idee für die unsrige gegeben, eine Idee, die tiefer und weiter als der Marxismus ist und in sich die Kraft birgt, die menschliche Natur zu ändern. So sieht die Menschheit die Möglichkeit vor sich, ihre geschichtliche Aufgabe zu erfüllen: den Lauf der Weltgeschichte zu ändern und eine neue Welt aufzubauen.

Der Westen ist heute gegenüber dem Osten in einer sehr schwachen Position. Seine frühere Politik hat unter den Völkern Asiens großes Mißtrauen erweckt. Aber der Ferne Osten und der Westen brauchen einander. Amerika und Europa müssen bereit sein, den Preis für die begangenen Irrtümer zu zahlen und die Verbindung mit den Völkern des Fernen Ostens auf einer neuen, konstruktiven Basis zu finden.

Die Völker Asiens und Afrikas haben tiefe Sehnsüchte und Bedürfnisse. Die Zukunft Europas hängt von seiner Fähigkeit ab, eine Idee hervorzubringen, die es dem Osten und Westen erlaubt, eine Gesellschaft zu schaffen, die weit genug ist, alle Menschen einzubeziehen. Der Nationalismus ist eine starke Kraft, um gewisse Ziele zu erreichen. Aber er ist, auf sich allein gestellt, nicht imstande, Unabhängigkeit, Freiheit und wahres Glück zu sichern. Auch der Ferne Osten braucht daher eine ideologische Einigkeit auf der Grundlage absoluter moralischer Maßstäbe.

Die Kraft Amerikas liegt in seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten, seiner technischen Entwicklung und dem Reichtum seiner natürlichen Hilfsquellen. Aber seine Schwäche liegt darin, daß es keine Ideologie hat, die den Bedürfnissen unserer Epoche entspricht. Nur eine Ideologie mit weltweiten Dimensionen wird es ihm ermöglichen, das Vertrauen der farbigen Völker zu gewinnen.

Die gegenwärtige Entwicklungsphase des Kommunismus ist bedeutsam. Er hat die Kraft, in verschiedenen Teilen der Welt Fortschritte zu machen, und die Schwäche des Westens verzehnfacht seine Kräfte und stellt tatsächlich seinen größten Trumpf dar. Aber der Kommunismus hat nie im eigenen Lager Einigkeit schaffen kön-



nen. Daher würde eine vom Kommunismus beherrschte Welt nicht den ewigen Frieden schaffen, sondern ein Klima der Zwietracht. Er enthält in sich zahlreiche Widersprüche. So hat zum Beispiel der materielle Fortschritt nicht den neuen Menschentyp erzeugt, der die Situation meistern könnte. Neue Klassen, neue Spaltungen tauchen auf und rufen neue Probleme hervor.

Die Ereignisse in Ungarn, die sowjetische Haltung gegenüber Jugoslawien und die internen Parteikonflikte haben viele Kommunisten enttäuscht und apathisch gemacht. Aber Antikommunismus und Apathie sind keine Lösung für alte Kommunisten. Der Antikommunismus ist reaktionär und kann die Konflikte zwischen der kommunistischen Welt und der freien Welt nicht lösen. Wir müssen den enttäuschten Marxisten zeigen, wie sie fortfahren können, die Welt neu zu bauen.

Auch im Innern des Kapitalismus bestehen, wie man weiß, zahlreiche Widersprüche. Selbst der sogenannte „moderne“ Kapitalismus hat seine grundlegenden Probleme nicht lösen können. So wird der Klassenkampf mit seinen Streiks, Wechselfällen und Krisen andauern, bis die Lösung gefunden worden ist. Man muß der Produktion ein moralisches Ziel geben, so daß ihr Daseinszweck einzig darin liegt, den materiellen und geistigen Bedürfnissen der Menschen zu genügen. Das ist die Vorbedingung jeder Zusammenarbeit und der Beseitigung der Klassen und des Klassenkampfes, unabhängig von den Eigentumsverhältnissen oder Wirtschaftssystemen. Das erfordert einen neuen Menschentyp. Diesen Menschentyp müssen wir um jeden Preis schaffen, wenn wir die Herausforderung des Kommunismus annehmen wollen.

Die heutige Welt bietet die größten Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen. Wissenschaft und Technik haben der Menschheit die einmalige Chance für eine bessere Zukunft gegeben; aber wir leben in der Furcht vor dem Morgen. Im Zeitalter der Sputniks kann der technische und wissenschaftliche Fortschritt angesichts der bestehenden und wachsenden Widersprüche zum Krieg und zur Katastrophe führen. Für diese gefährliche und unerträgliche Lage ist der Mensch verantwortlich. Der Menschenweisheit allein ist es nicht gelungen,

die Probleme zu lösen, welche das Atomzeitalter aufgeworfen hat. Die Antwort ist einfach. Die Wendung der Lage erfordert eine völlige Änderung eines jeden von uns, eine totale Verpflichtung, unser Handeln und Denken auf absoluten moralischen Maßstäben und von Gott eingegebenen Führungen aufzubauen. Das ist der beste Grund, auf dem wir eine Welt frei von Furcht aufbauen können, in der die Bedürfnisse eines jeden Befriedigung finden.

*Hans Bjerkholt, Norwegen*

### *Nie habe ich für mein Volk gesorgt*

Gott der allmächtige Schöpfer des Weltalls errichtete vier Punkte am Horizont. Den einen nannte er Osten, den anderen Westen, den dritten Süden und den letzten Norden. Dank der Kraft, die Gott uns durch das Werk Frank Buchmans verliehen hat, haben sich Menschen aus diesen vier Richtungen zusammengefunden. – Es ist der gute Weg: geradeaus.

Im vergangenen Jahr begab ich mich nach Mekka, worauf mir der Titel „Alhadji“ verliehen wurde. Jetzt habe ich den guten Weg eingeschlagen.

Ich bin der Häuptling des Hausa-Volkes in Onitscha, der Stadt der großen Märkte an den Ufern des Nigerflusses im Osten Nigeriens. Ich war Abgeordneter im Parlament und sitze jetzt in der städtischen Behörde. Wir sehen uns in unserem Territorium ungezählten Problemen und Schwierigkeiten gegenüber.

Durch mein eigenes Herz ging eine Kluft, denn Einigkeit gab es weder in meinem Volk noch in meiner Familie. Als Präsident des Gerichtshofes stehen mir sechs Berater zur Seite. Diese zankten sich untereinander und ließen sich bestechen. So wurde bei gewissen Straffällen das Urteil aufgeschoben, um den prozessierenden Partnern Gelegenheit zu geben, die angebotene Summe, mit der sie die Aufrichtigkeit ihrer Sache unter Beweis zu stellen glaubten, noch zu vergrößern. Darüber geriet ich in Zorn.



Eines Tages erhielt ich in meiner stammesfürstlichen Residenz in Onitscha den Besuch einer Gruppe von Männern, Afrikanern und Europäern. Sie unterrichteten mich von ihrem Vorhaben, einen Film zu drehen, der den Titel „Freiheit“ trägt und welcher zum Sprachrohr Afrikas in aller Welt werden sollte. Sie baten mich um meine Mithilfe. Ich versammelte mein Volk an den Ufern des Nigerflusses. Der König von Onitscha, umgeben von seinen Häuptlingen und tausenden seiner Stammesangehörigen, die er zusammengerufen hatte, war zugegen. Ich bestieg mein Pferd, und während des ganzen Tages arbeiteten wir für die Aufnahmen des Filmes.

Hierauf stellte ich den Leuten, die den Film drehten, die Frage: „Worum geht es eigentlich hier?“ Man sprach von vier absoluten moralischen Richtlinien, absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich vor diesen Gedanken keinen Schlaf. Es ging mir durch Mark und Bein. Noch während der Nacht stand ich auf und weckte meine Frau aus dem Schlaf, notierte diese vier Maßstäbe und sagte zu ihr: „Sie quälen mich, ich weiß wirklich nicht, was dahinter steckt, doch schau sie dir hier mal an.“ Ich trank gerne mein Glas Bier, und wenn ich die Nacht in der Stadt zubrachte, tat ich, was mir beliebte. All das bohrte in meinem Innern, wenn ich an diese vier Absoluten dachte. Ich fühlte mich in meinem Herzen weit entfernt von meinem Volk, von meiner Familie, von meiner Frau.

Am Tag darauf bestellte ich einen Freund zu mir. Ich legte ihm die ganze Sache vor, und er sagte: „Ich habe noch nie so etwas gesehen!“ Hierauf lud ich sechs meiner muselmanischen Gelehrten vor. Diese fingen an zu diskutieren, um die Bedeutung dieser vier „Dinge“ zu erörtern, und sie fragten sich, wie sie ihnen Folge leisten könnten. Weitere Gelehrte wurden beigezogen, und bald waren es zwanzig. Einer unter ihnen, ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, erhob sich mit den Worten: „Jawohl, es ist in Ordnung, der Koran enthält eine Stelle, die all das unterstreicht.“ Er las den Abschnitt, und wir wußten, daß wir in der Wahrheit wandelten.

Hierauf berief ich den ganzen Stamm zu einer Volksversammlung

ein. Ich setzte ihnen all das gründlich auseinander, und sie begriffen es. Genau wie ich aufgerüttelt worden war, so wurden sie jetzt auch von der Sache ergriffen, und zwei Tage lang wurde es zum Stadtgespräch. Man hörte die Leute sagen: „Der Häuptling hat etwas hergebracht, worüber wir alle sprechen wollen.“ Zwei Tage später rief ich mein Volk nochmals zusammen und sagte: „Ich muß noch mehr erfahren über diese Angelegenheit, und ich will herausfinden, was dahintersteckt.“ Mein Vorhaben wurde gutgeheißen. Dreiundzwanzig mit Menschen vollgepferchte Wagen begleiteten mich auf der siebenundfünfzig Meilen langen Strecke von der Stadt zum Flugplatz. So flog ich nach Mackinac.

Dort, als ich Menschen von so vielen Ländern, von denen ich nie geglaubt hätte, daß sie sich verstehen könnten, zusammensah, wuchs in mir große Freude. Ich betete für sie und betete für mein Volk. Und für diesen Geist, daß er wachsen möge in der ganzen Welt.

Nach und nach begann ich, in meinem Herzen die Stimme Gottes zu vernehmen. Als mein Vater, der Häuptling, starb, hinterließ er Geld. Wir waren zwölf Kinder, die derselben Mutter angehörten. Der ganze Nachlaß lautete auf meinen Namen. Ich gewährte meinen Brüdern nie Einsicht ins väterliche Testament. Ich fand immer einen guten Vorwand, um mit dem Geld umzugehen, wie es mir gefiel. In der Stille tauchten diese Dinge in mir auf, und in einem Brief an meine Brüder enthüllte ich ihnen zum ersten Mal die genaue Summe des geerbten Geldes. Ich fügte hinzu, daß mein Herz jetzt frei geworden sei, daß alles, was es beschmutzt hatte, entfernt worden sei, und daß – meiner Überzeugung nach – das Geld dreigeteilt werden sollte: Ein Drittel für Nahrung, ein Drittel für die Bedürfnisse der Familie und ein Drittel als Hilfsfonds für mein Volk.

Bei meiner Rückkehr aus Mackinac erklärte ich vor der ganzen versammelten Familie: „Von jetzt an will ich ein anderer Mensch sein. Ich möchte, daß ihr alle mit mir zur Bank kommt.“

Wir sind eine Familie von zwölf Köpfen. Ich wandte mich an den Bankdirektor mit den Worten: „Bitte nennen Sie uns die genaue



Ziffer des Vermögens, welches mein Vater hier hinterlegt hat.“ Alle meine Brüder waren zugegen, als er die Zahl nannte.

Und zu meinen Brüdern sagte ich: „Könnt ihr hören, könnt ihr sehen, könnt ihr jetzt verstehen, wie groß unser Guthaben ist?“ Auf dem Heimweg stellte einer meiner Brüder die Frage: „Weshalb machst du denn das?“ Meine Antwort: „Ich tue es, weil Gott es mir befohlen hat. Es wäre nicht gut für mich, all dieses Geld für mich selbst zu verwenden. Ihr tut mir eure Bedürfnisse kund, und ich werde mich sofort damit befassen.“

Einer von ihnen sagte: „Gott sei Dank. Ich hatte mir schon überlegt, wie ich dich beseitigen könnte, aber jetzt muß ich feststellen, daß du ein anderer Mensch geworden bist.“ Ein anderer Bruder sagte, er benötige zweihundert Pfund, um heiraten zu können. Ein dritter bedurfte einer Summe von hundert Pfund, um ein Geschäft aufzubauen. Alle teilten mir ihre Bedürfnisse mit.

Als sie es getan hatten, war ich traurig und niedergeschlagen, und ich weinte, weil mir plötzlich aufging, wie schlecht ich meine Brüder zuvor behandelt hatte. Ich gab einem jeden einen Scheck. Von da an waren wir geeinigt.

Am Tage darauf forschten sie nach meinem Geheimnis und wollten wissen, wie ich die vier absoluten Grundsätze kennengelernt hatte. Ich übersetzte sie in meine Muttersprache, um ihnen das Verstehen zu erleichtern, und gemeinsam begannen wir, auf die Stimme Gottes zu horchen. Einen Tag später sprach die Zeitung davon, und die unmittelbare Folge davon war, daß fünf gespaltene Familien ihren Zwistigkeiten ein Ende setzten. Es war der Anfang einer Kettenreaktion, die die ganze Stadt erfaßte.

Einer meiner Feinde war ein Häuptling. Nur die Regierung verhütete den Krieg zwischen uns. Jedesmal wenn wir zusammentrafen, gerieten wir in blinde Wut gegeneinander. Wenn seine Stammesangehörigen in meine Stadt kamen, war es fast nicht möglich, meine Leute im Zaum zu halten; sie hatten die größte Lust, sie zu überfallen und niederzuschlagen. Die Situation kam mir plötzlich in den Sinn, und ich sagte mir: „Das ist nicht gut, warum sollen wir Feinde sein?“ Ich nahm meinen ganzen Mut zu-

sammen, schrieb dem Häuptling und bat ihn um Verzeihung. Ich richtete dreiundzwanzig Entschuldigungsbriefe an alle anderen Menschen, mit denen ich nicht auf gutem Fuße stand. Nach meiner Rückkehr nach Onitscha stattete ich bei jedem zu Hause einen Besuch ab, und überall kam es zur Versöhnung.

In Mackinac hatte ich verschiedene Unterredungen mit Frank Buchman. Jedesmal war die Rede von meinem Volke. Ich erinnere mich an einen Satz Dr. Buchmans, der mich tief beeindruckt hatte: „Wenn Sie Ihr Vaterland retten wollen, müssen Sie sich selbst ihrem Volke hingeben.“

Als Häuptling hatte ich mich nie für jemanden hingegen. Wie ist das wohl zu verstehen? – fragt sich vielleicht der Leser. Nun, dieser Mann war mein Feind, jener andere war mein Feind, und auch ein dritter war mein Feind. Ich kümmerte mich nicht um sie. Wenn es in der Stadt einen Streit gab, rief ich sie zu mir, aber wenn sie nicht erschienen, vergaß ich sie. Ich hatte keine Ahnung, was sich überhaupt im Herzen meines Volkes abspielte. Jetzt habe ich meine früheren Feinde um Verzeihung gebeten, und die Bitterkeit ist beseitigt.

Als Häuptling ließ ich mich nie zu eng mit dem Volke ein. Jetzt aber, im Moment der geringsten Unstimmigkeit in der Stadt, lege ich hin, was immer mich im Augenblick beschäftigt, steige in meinen Wagen und suche die betreffenden Leute auf. Auf diese Weise weiß ich vom jungen Knaben wie vom Greis, was ihnen auf dem Herzen liegt.

Ich hörte, wie Frank Buchman zum japanischen Premierminister sagte: „Die japanische Jugend lernt hier, nicht nach rechts noch nach links zu gehen, sondern geradeaus.“ Das beunruhigte mich; ich fragte Frank Buchman, was er darunter verstand.

Er antwortete: „Angenommen, Sie führen eine Gerichtsverhandlung; ein Mann kommt daher und sagt: ‚Wenn ich Ihnen dieses Geschenk übermache, würden Sie das Urteil zu unseren Gunsten aussprechen?‘ Und der andere Mann kommt ebenfalls und sagt: ‚Wenn Sie jenes Geschenk von uns kriegen, würden Sie den Schiedspruch zu unserem Vorteil fällen?‘“ – „Jawohl, das kenne ich“,



gab ich zurück. „Also dann“, fuhr Frank Buchman fort, „jetzt gilt es, weder das zu befolgen, was der eine Mann will, noch den Wünschen des anderen zu gehorchen, sondern geradeaus auf das zuzusteuern, was recht ist.“

Die sechs Männer und ich, die wir die Gerichtsbarkeit handhaben, horchen jetzt gemeinsam auf die Weisheit Gottes. In neugefundener Einigkeit können wir die Streitigkeiten in unserem Volk unmittelbar und auf der Stelle beilegen.

Andere Häuptlinge aus weit entlegenen Gebieten suchten uns auf, um von uns zu lernen, wie sie wieder als Brüder zusammenleben können, und wir tauschten mit ihnen unsere Erfahrungen aus, denn darin liegt die Rettung für unser Volk.

Das ist auch der Weg, auf dem alle Stämme, Christen und Mohammedaner, Einigkeit finden werden.

Diese unsere Geschichte habe ich dem Premierminister meines Landes und den Premierministern der nördlichen und östlichen Territorien erzählt. Sie sind Augenzeugen meiner Änderung und wissen, daß sie wahr ist. Gott wird dieser Aktion zur Seite stehen, denn sie ist nicht eine Anstrengung unserer Selbstsucht, sondern das Werk Gottes.

*Alhadji Umoru Yushau, Nigerien*

### *Er baut das Afrika von morgen*

Ich habe stets viel Glück gehabt. Viele Menschen sind gestorben, ohne gesehen zu haben, wie unter ihren Augen Geschichte gemacht wird, und ohne an ihrer Gestaltung teilgenommen zu haben. Ich aber hatte das Vorrecht zu erleben, wie die Geschichte sich ihren Weg durch mein Herz bahnte.

Ich bin im Haß gegen den Imperialismus aufgewachsen, und Bitterkeit war mein Familienerbteil. Mein Onkel war Stammeshäuptling, als die Weißen 1900 in Owerri in Nigerien eintrafen. Er vermittelte mir das düstere Bild dessen, was damals geschah.

Die Weißen ersetzten die Herrschaft meines Großvaters, des

Häuptlings Egwunwoke, durch ihre eigene Regierung. Sie verfolgten ihn und warfen ihn ins Gefängnis; und alsdann haben sie Gin und Whisky dazu benutzt, unser Volk ihrem Willen zu unterwerfen. Mein Onkel hat mir die alten Ginflaschen gezeigt.

In der Schule hat die Haltung des Direktors, eines weißen Priesters, nicht dazu beigetragen, meinen Haß gegen die Engländer zu verringern. Er benutzte oft den Stock, um die zu strafen, die nicht das erreichten, was er in seinen Unterrichtsstunden forderte. Am Sonntag las er die Messe und verlas das Evangelium: „Tut den andern, was ihr wollt, daß sie euch tun.“ Es gelang mir nicht, den Hochwürdigen Pater vom Montagmorgen mit dem Hochwürdigen Pater von den Sonntagen auf einen Nenner zu bringen.

Die europäischen Beamten lebten in Verhältnissen, die den meisten von uns paradiesisch erschienen. Die Dorfbewohner mußten sich in Schulden stürzen, um die Steuern zu zahlen, und wurden so die Sklaven der Geldverleiher. Niemand von ihnen hätte übrigens erklären können, warum man Steuern zahlen mußte.

Dies alles brachte mich dazu, zu denken, daß es Gott nicht gäbe. Ich sagte mir: „Wenn es einen Gott gäbe, würden diese Leute bestraft, und zwar unverzüglich.“

Ich verließ die Kirche der Grausamkeiten wegen, die sie zuzulassen schien. Nie hatte sie sich gegen die Macht der Imperialisten erhoben. Ich sagte mir, daß die Kirche, solange sie keine Maßnahmen gegen diese Verbrechen unternahm, ihnen zustimme. Das waren die Gründe, warum der Westen mich nicht anzog. Nichts von dem, was er zu bieten hatte, interessierte mich, denn er schien stets denen recht zu geben, die uns Unrecht taten. Das Abendland hatte Menschen wie mir nichts zu sagen.

1942 hatte ich meine Studien fast beendet; alle meine Freunde nahmen Stellungen an, und einige traten in den Verwaltungsdienst ein. Zu jener Zeit fand der erste Streik der Beamten statt, um eine Lohnforderung der Arbeiter zu unterstützen. Viele meiner Kameraden nahmen an diesem Kampfe teil. Einer von ihnen erzählte mir eines Tages von der Rolle, welche die Jugend spielte, und von einer geheimen Bewegung, deren Ziel nichts Geringeres



als die Errichtung einer autonomen nigerischen Regierung war. Das Idol der Jugend zu jener Zeit war Dr. Nnamdi Azikiwe – wir alle nannten ihn „Zik“ – dessen Reden und Schriften überall den nationalistischen Eifer der Afrikaner entflamnten. Seine Zeitung, der *West African Pilot*, wurde zu unserer Bibel. Wenn man Zik hatte sprechen hören, verließ man den Saal mit der Bereitschaft, auf alle Weisen zu schießen, denen man begegnete. Er erzählte uns von seinen Erfahrungen in Amerika und analysierte die Haltung der Weißen den Afrikanern gegenüber. In den Herzen aller jungen Menschen, die nur ein bißchen vaterländisches Empfinden hatten, wurde ein Feuer angezündet. Die „zikistische“ Bewegung entstand.

Ich verließ die höhere Schule, um in den Kampf einzutreten. Ich nahm einen Verwaltungsposten in der Polizei an, aber nachts arbeitete ich mit den Zikisten zusammen, die für eine autonome Regierung kämpften, um das Schicksal unseres Volkes zu bessern, Schulen und Straßen zu bauen, damit die Steuern auch denjenigen zugute kämen, die sie zahlten. Ich dachte, daß das, was die Engländer schlecht gemacht hatten, durch die Afrikaner in dem Augenblick, da sie sich selbst regierten, wieder gutgemacht werden würde. Wir waren in Gruppen organisiert und lasen die Schriften von Karl Marx. Wir zahlten unsere Bücher in monatlichen Raten ab. Zu Beginn interessierte mich Karl Marx vor allem wegen der Wahl seiner Worte und der Konstruktion seiner Sätze. Ein guter Jugendführer muß sich gewandt ausdrücken können. Die Sätze von Karl Marx waren für mich wichtiger als seine Analyse.

Dann begann ich zu begreifen. Er schlug ein Heilmittel vor. Den Klassenunterschied, von dem er sprach, stellte ich um mich herum fest. Ich sah die europäischen Krankenhäuser und die afrikanischen Krankenhäuser, die sogenannten „höheren“ Dienste und die sogenannten „zweitrangigen“ Dienste, und ich stellte die Unterschiede fest. Ich bemerkte, daß die einen wie die Lasttiere arbeiteten, während die anderen sich als Herren aufführten. Und wenn man ein Wort gegen die imperialistische Macht sagte, wanderte man ins Gefängnis.

Der Posten, den ich bekleidete, gab mir mehr als einen Grund, eine blutige Revolution herbeizuwünschen. Vor meinen Augen litten viele junge Menschen ihrer Überzeugung wegen. Ich erlebte es, wie die Polizei Stockschläge austeilte, um Geständnisse zu erpressen. Das alles vermehrte und vertiefte meine Anhänglichkeit an die marxistische Philosophie, obgleich ich mit einigen ihrer Schlußfolgerungen nicht einverstanden war.

Es war gefährlich, sich auch nur zu zweien oder dreien ohne amtliche Genehmigung zu versammeln. Wir hatten keinen festen Treffpunkt, wir mußten ihn stets wechseln; bisweilen trafen wir uns im Busch aus Furcht vor der Polizei. Als wir eines Abends mitten im Busch waren, warf sich einer meiner Genossen plötzlich zurück und stieß einen Schrei aus. Er war auf eine dicke Schlange getreten. Wir ergriffen kopflos die Flucht. „Wir sind lausige Rebellen, wenn eine Schlange uns so schnell in die Flucht schlägt“, sagte einer meiner Freunde, der noch ganz außer Atem war.

Sehr bald wurden viele Jugendführer ins Gefängnis geworfen. Ich war im Gerichtshof, als einer meiner Freunde bei der Verlesung seines Urteils dem Polizeirichter zurief: „Wenn der Kampf für die Unabhängigkeit ein Verbrechen ist, geben Sie mir die Höchststrafe!“

Bei mir fand eine Hausdurchsuchung statt. Aber ich war vorsichtig, und man entdeckte bei mir keine Dokumente. Bald darauf wurde ich jedoch auf viel empörendere Weise schikaniert. Zunächst wurde ich von Lagos, der Hauptstadt Nigeriens, in die östliche Provinz des Landes verschickt, die damals als Verbannungsort galt. Ich betrachtete mich daher schon als „Opfer“.

Die Reise ging zunächst per Schiff bis nach Harcourt, in Ostnigerien, und dann weiter nach Enugu, 300 Kilometer landeinwärts. Als ich dort ankam, wurde ich im Auto und Lastwagen über den Cross River nach Calabar gebracht. Von dort aus führte mich ein anderer Lastwagen 150 Kilometer weiter an meinen Bestimmungsort. Die Reise dauerte achtundzwanzig Tage, und als wir ankamen, waren meine persönlichen Habseligkeiten, meine Wäsche, meine Stühle und mein Küchenmaterial, zerbrochen oder verschwunden.



Ich fühlte mich einsam und verlassen. Ich nahm Urlaub, kehrte nach Hause zurück und entschloß mich zu heiraten; das wünschte meine Familie schon seit längerem, weil sie hoffte, das werde meine politische Aktivität dämpfen. Mein Onkel hatte ein Abkommen mit dem Häuptling eines benachbarten Dorfes abgeschlossen, dessen Tochter eine angemessene Partie war.

Als ich nach Hause zurückkam, schlug mein Onkel vor, mich nach Aba mitzunehmen, um mich meinen zukünftigen Schwiegereltern vorzustellen. Er wollte mit dem Auto fahren, ich sollte auf dem Motorrad folgen.

Als kleiner Junge hatte ich es oft erlebt, wie Freunde heirateten. Sie zogen ihre schönsten Kleider an, um ihre Verlobte kennenzulernen. Ich sagte mir: „Ich mache es nicht so wie sie. Ich ziehe einen Monteuranzug an und werde sehen, ob das junge Mädchen mich heiraten will oder nur meine schönen Kleider.“

Damals wußte ich noch nicht, wie sehr dieser kindliche Entschluß sich bewähren sollte! Fünfzig Kilometer vor Aba platzte einer meiner Reifen. Ich hatte in der Tasche vier Schillinge und ein Taschenmesser, und es begann in Strömen zu regnen. Vier Stunden stand ich im Regen, ohne daß es mir gelang, ein Auto anzuhalten, um Hilfe zu erbitten. Die Nacht brach herein. So fuhr ich fünfzehn Kilometer, bis zum nächsten Polizeiposten, mit meinem geplatzten Reifen.

Am nächsten Morgen traf ich, schmutzbedeckt und mit einem heftigen Schnupfen, meine Frau zum ersten Male. Sie sagte kein Wort und reichte mir ein Tuch. Mein Onkel war nicht da, und ich beschloß zurückzukehren, obwohl die Eltern des jungen Mädchens sich alle Mühe gaben, mich zum Bleiben zu bewegen. Ich hatte noch keine acht Kilometer hinter mir, als der Treibstoff langsam ausging, und so mußte ich zwangsläufig umkehren. Ich traf mit dem letzten Tropfen Benzin an der Tür meines künftigen Schwiegervaters ein, der mir sagte: „Du siehst, du sollst bleiben!“ Er bot mir ein Bad und saubere Kleider an.

Seither habe ich oft an dieses Abenteuer gedacht. Jedesmal, wenn ich in Versuchung stand, mich zu fragen: „War dies die rechte

Wahl?“ spürte ich von neuem, daß Gott bei unserer Entscheidung mitgewirkt hat, und das ist das Fundament unserer Ehe.

Wir haben am 6. Juni 1948 in der katholischen Kirche von Umoudu-Mbierrri geheiratet. Meine Frau gab in einer Klosterschule Unterricht, und die Leitung des Klosters bestand ebenso wie mein Schwiegervater darauf, daß eine kirchliche Trauung stattfände. Für mich bedeutete das nichts.

Im Juli machte ich die lange Reise noch einmal, dieses Mal mit meiner Frau, um wieder auf meinen Posten zu kommen. Im August wurde ich in ein Prozeßverfahren verwickelt, das während meiner Abwesenheit eingeleitet worden war. Ich wurde fälschlich beschuldigt, zehn Pfund dreizehn Schilling und vier Pence zu viel Lohn empfangen zu haben.

Damals begann eine lange Reihe von Untersuchungen und Verhören. Es wurde eine Kommission ernannt, die aus fünf Europäern bestand und fünf Tage lang tagte, wobei jedes Mitglied etwa fünf Pfund pro Tag erhielt, um das Fehlen der zehn Pfund aufzuklären. Die Kommission erklärte sich schließlich außerstande zu entscheiden, wer für das Loch in der Kasse verantwortlich sei.

Wie dem auch sei, ich mußte schließlich vor einem Polizeirichter erscheinen. Ich hatte kein anderes Beweismittel als mein Wort gegen das seine. Der Richter vertagte den Urteilsspruch um drei Tage. Am dritten Tag kam um fünf Uhr morgens ein Boy des europäischen Klubs zu mir und sagte: „Sie werden schuldig gesprochen werden. Gestern abend fand im Klub eine Versammlung statt. Der Richter und der leitende Verwaltungsbeamte waren dort, und die meiste Zeit war von Ihnen die Rede.“

Als der Richter meine Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis verkündete, bewegte mich das nicht. Aber eine gewaltige Bitterkeit zog in mein Herz ein. Als Geschäftsführer hatte ich durch meine Hände Tausende von Pfund laufen sehen, und wegen zehn Pfund ins Gefängnis zu kommen, war die tiefste Demütigung. Weder meine Frau noch meine Mutter konnten dies begreifen. Es war schlimmer, als wenn ich des Hochverrats angeklagt gewesen wäre. Im Frühjahr 1949 ging ich schließlich ins Gefängnis, nachdem ich



mehrfach Rechtseinspruch erhoben hatte. Acht Tage danach wurde unser erstes Kind geboren.

Ich saß neunundvierzig Tage im Gefängnis. Bald danach war ich von neuem in Lagos, dem Zentrum des politischen Lebens Nigeriens. Zu jenem Zeitpunkt kamen auch meine zikistischen Genossen aus dem Gefängnis heraus. Wir brachten eine Zeitung namens *Labour Champion* heraus, und ich wurde der verantwortliche Redakteur. Ich erhielt einen Monatslohn von nur sechs Pfund, aber ich war zufrieden.

Zu jener Zeit im Jahre 1949 fanden die tragischen „Schießereien von Enugu“ statt. Die Bergarbeiter des bei Enugu gelegenen Iva-Tales streikten. Die Polizei benutzte Tränengas, Gummiknüppel und Gewehre gegen eine unbewaffnete Gruppe von Demonstranten. Der Polizeihauptmann gab den Schießbefehl, und einundzwanzig Personen wurden getötet.

Die Untersuchungskommission erklärte, daß ein „Ermessensfehler“ seitens des Hauptmannes der britischen Polizei vorgelegen habe. Seine einzige Strafe war, daß er pensioniert wurde.

Wir von der Jugendbewegung empfanden, daß dies nach einer revolutionären Aktion rief und daß es noch anderswo einen „Ermessensfehler“ geben müßte: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Wir dachten, daß man eine Mau-Mau-Organisation in Nigerien schaffen könne, und eine Abteilung ehemaliger Kriegsteilnehmer wurde beauftragt, Mittel und Wege zu prüfen, um Material und Waffen zu beschaffen.

Das erste Attentat richtete sich gegen den ehemaligen Chef der Zivilverwaltung in Nigerien, Sir Hugh Foot (den späteren Gouverneur von Zypern). Der Anschlag ging fehl, und der junge Mann, der ihn ausgeführt hatte, wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

Unsere Zeitung, der *Labour Champion*, griff die Ausführungen des Richters an. Wir wurden des Hochverrats angeklagt und mußten 200 Pfund Strafe zahlen; hierdurch wurde das Bankkonto der Zeitung bis auf den letzten Penny aufgezehrt, und sie mußte ihr Erscheinen einstellen.

Damals entschloß ich mich, in die Gewerkschaftsbewegung einzutreten, um die Arbeiter zu organisieren. Ich interessierte mich für ihr Schicksal und dachte, sie könnten eine entscheidende Rolle als Agitatoren im Kampf für eine autonome Regierung des Landes spielen. Die Mehrzahl meiner Genossen ging denselben Weg.

Inmitten aller dieser Kämpfe begann meine Familie sich aufzulösen. Als ich nach Lagos zurückkehrte, hatte ich meine Frau zurückgelassen. Eines Tages empfing ich mit Bestürzung ein Telegramm meiner Frau: „Sind nicht mehr Mann und Frau; Deine Mutter hat mich fortgeschickt.“ Ich erfuhr danach, daß sie zu ihrem Vater in die Stadt Aba gegangen war, und noch später, daß sie wieder begonnen hätte, Unterricht zu geben, und in großer Not lebte. Ihr Vater hatte sie nicht bei sich behalten können, und sie lebte allein mit unserem Kind.

Ich war durch unseren *Labour Champion* voll in Anspruch genommen, als ich ein Telegramm meines Schwiegervaters erhielt, wonach meine Frau zu mir nach Lagos kommen werde. Darauf war ich nicht vorbereitet, und ich wollte auch nicht, daß sie komme. Ich hatte nicht genug Geld für ihren Unterhalt. Nach ihrer Ankunft verschlimmerte sich deshalb alles. Unser erstes Kind wurde schwer krank, und wir erwarteten ein zweites.

Eine Woge von Uneinigkeit wuchs zwischen uns. Als meine Frau mir erzählte, wie ihr Vater ihr jegliche Hilfe verweigert hatte, begann ich, ihn zu verabscheuen, und schrieb ihm einen haßerfüllten Brief. Die schlechte Gesundheit der Kinder, mein angespanntes Leben und der Mangel an Geld waren ein fruchtbarer Boden für Zwietracht. So vergingen drei Jahre voller Mißtrauen, Bitterkeit und Streit in der Familie. Meine Frau verdächtigte mich unaufhörlich, und ich verlor jedes Vertrauen zu ihr. Als sie nach der Geburt des vierten Kindes zu ihrer Familie zurückkehrte, schien unsere Scheidung gewiß.

Zu dieser Zeit erreichte der Kampf um die Unabhängigkeit seinen Höhepunkt. Die zikistische Bewegung war überall gut organisiert, und wir hatten unseren Geheimcode und ein geheimes Nachrichtensystem. Viele unter uns wünschten leidenschaftlich, daß der Zwist



offen ausbräche. Dr. Azikiwe verließ Nigerien, um einen letzten Versuch zu unternehmen, der britischen Regierung die Anerkennung unserer Rechte abzurufen. Die Londoner Presse machte ihn lächerlich. Das Kolonialministerium weigerte sich, ihn als unseren Sprecher oder Führer anzuerkennen. Er mußte sich sagen lassen: „Sie vertreten niemanden in Nigerien.“

Mit unserer vollen Zustimmung wandte sich Dr. Azikiwe nach Osten und bereitete seine Abreise nach Moskau vor.

Plötzlich lief das Gerücht um, Zik habe nicht die Hilfe der kommunistischen Länder erbeten, sondern sei mit dem Entschluß nach Nigerien zurückgekehrt, seinen alten politischen Gegnern die Hand zu reichen und einen Weg zur Autonomie ohne Blutvergießen zu finden. Seine Reden änderten sich im Ton, riefen zur Wiedergeburt unseres Volkes auf und gaben neue Losungen aus, die zur Einigkeit aufriefen, wie: „Nicht wer recht hat, sondern was recht ist.“

Einige von uns glaubten, er sei von den Engländern gekauft worden; andere meinten, es sei der Mühe wert, sich über das zu unterrichten, was ihn so offensichtlich beeinflußt habe. Wir entdeckten, daß er in die Schweiz an einen Ort namens Caux gegangen war und dort eine neue Ideologie getroffen hatte, die Moralische Aufrüstung hieß. Voller Mißtrauen verbreitete ich die Ansicht, ein amerikanischer Kapitalist habe die Sache eingeleitet, um seinen Namen in der Welt bekannt zu machen; ich dachte, das sei eine neue Religion, um die nationalistische Flamme bei den Kolonialvölkern zu ersticken.

Ich beabsichtigte, mich genauer zu informieren, als eines Tages zwei Männer, ein Schweizer und ein Schotte, mein Büro betraten. Sie sagten, sie seien Teil jener weltumspannenden Kraft, der Dr. Azikiwe in Caux begegnet war. Ich bot ihnen Platz an; das Gespräch dauerte vierzig Minuten. Ich war von der Einfachheit und Demut des Schotten betroffen und ebenso von der Tatsache, daß er Arbeiter wie ich war, ein Werftarbeiter vom Clyde.

Sie sprachen zu mir von absoluten moralischen Imperativen. Ich sagte mir: „Das ist vorzüglich für pensionierte britische Offiziere

oder Greise, aber wie kann man von einem jungen Mann erwarten, daß er absolute Reinheit lebe?“

Einige Tage später stellten sie mir einen ihnen befreundeten jungen Engländer vor. Er war so einfach und so aufrecht, daß ich klar erkannte, daß er nichts verbarg. Ich sagte mir: „Wenn da solche jungen Leute mitmachen, muß da etwas Gutes sein.“

So nahm ich denn die Einladung an, die sie mir zu dem Schauspiel *Der Mann mit dem Schlüssel* überbrachten. Dieses Stück hat mich herausgefordert. Ich habe dort auf der Bühne einen russischen Botschafter gesehen, der weder rauchte noch Alkohol trank, und die Gründe gehört, die seine Frau dafür gab — daß das Trinken die Menschen dazu bringt, „dumme Reden“ zu halten und daß die Agenten der Regierungen die Cocktail-Parties benutzen, um aus den unvorsichtigen Äußerungen Informationen zu gewinnen.

Ich sagte mir, das sei wohl der Grund, weshalb die Behörden uns so oft zu Cocktail-Parties in die Residenz einluden. Ich ging nach Hause und entschloß mich, mit Rauchen und Trinken aufzuhören; diese Laster beherrschten damals mein Leben. Ich verzichtete darauf, zum Wohle meiner Gewerkschaftsorganisation.

Kurz danach nahm ich im Juli 1955 eine Einladung an, mit einer Gruppe Parlamentarier und Jugendführer aus Nigerien und Ghana nach Caux zu reisen.

Die ersten Tage war ich sehr skeptisch. Aber mit der Zeit begriff ich, daß die Menschen, denen ich in Caux begegnete, genau wie ich dachten, daß die Welt im Chaos sei und daß sie eine Aktion unternahmen, um sie zu ändern und zu erneuern. Ich las ein Buch, in dem die Ansicht geäußert wurde: „Man kann den Haß nicht durch den Haß heilen“, und ich hörte jemand sagen: „Eine Änderung der menschlichen Natur zu erwarten, mag ein Akt des Glaubens sein; eine Änderung der Welt ohne Änderung der menschlichen Natur zu erwarten, ist aber sicherlich ein Akt des Wahnsinnes.“

Dieser Ansicht stimmte ich zu.

Eines Abends aß ich zusammen mit einem britischen Luftwaffengeneral. Er sagte, er sei von der Notwendigkeit dieser neuen Ideologie nicht absolut überzeugt. Eine Hälfte in mir verachtete diesen



Mann, weil er Engländer war, die andere Hälfte war angezogen, weil sein Gesicht eine erstaunliche Ähnlichkeit mit meinem Großvater, dem Häuptling Egwunwoke, hatte. Ich empfand das Bedürfnis, mich bei ihm für meinen Haß gegen die Engländer zu entschuldigen. Er sagte mir: „Was Sie auch immer von mir verlangen werden, ich werde es tun.“ Lange sagte keiner ein Wort. Da kam mir der Gedanke: ‚Lade ihn ein, mit dir für eine neue Welt zu kämpfen, wie ein Vater und sein Sohn es täten.‘ Er versprach, sich diesem Kampfe anzuschließen. Und er hat sein Versprechen seither gehalten.

Am nächsten Morgen kam ein anderer Gedanke in folgender Form: ‚Du Narr hast dich geweigert, an das Dasein Gottes, deines Herrn, zu glauben, und du hast die Kirche deiner Väter verlassen. Kehre zur Kirche zurück.‘

Als ich in der Kapelle eintraf, war dort der Hochwürdige Pater allein. Ich hatte mich gefragt, wie ich alle meine vergangenen Fehler bekennen könnte. Ich stellte fest, daß der Pater Italiener war und nur sehr schlecht Englisch verstand. Welche Erleichterung! Er hörte meine Beichte, und ich empfing das Heilige Abendmahl.

Nach dem Hochamt sah ich mich selbst außerordentlich klar und begriff, wie sehr es mir an Aufrichtigkeit meiner Frau gegenüber gefehlt hatte. Und in demselben Augenblick fühlte ich mich in meinem Herzen frei und glücklich. Mir wurde bewußt, welche Unverschämtheit darin lag, Reden über Freiheit zu halten, während ich bei mir zu Hause meiner Frau jede Freiheit verweigerte, und wie schändlich es war, von Einigkeit in der Welt zu reden, während ich vor der Scheidung stand. Ich erkannte auch, daß wir in unserer Jugendbewegung niemals Einigkeit finden würden, solange wir uns darum schlugen, wer der nächste Präsident sein sollte.

Ich schrieb vierundzwanzig Entschuldigungsbriefe. Dazu brauchte ich zwei Nächte. Fast an sämtliche Mitglieder meiner Familie und der Familie meiner Frau schrieb ich, an meine Freunde in den Gewerkschaften und den nationalistischen Bewegungen, denen ich Unrecht getan hatte. Aber mein erster Brief ging an meine Frau.

Frank Buchman war damals in Caux; er verstand es, uns die Größe unserer Aufgabe bewußt zu machen: „Afrika muß zur Welt sprechen“, sagte er. Er verkörperte Frieden und Gerechtigkeit, und mein Herz wurde bezwungen. Nachdem er eines Morgens in der Versammlung gesprochen hatte, wollte ich wissen, wie er seine Arbeit aufbaue und woher seine Mittel kämen. Als er mich davon überzeugt hatte, daß er kein eigenes Geld besaß und sein ganzes Leben dieser Aufgabe verschrieben hatte, verstand ich ihn sehr gut, denn wir taten genau dasselbe für Nigerien.

Die Afrikaner aller Teile des Kontinents vereinigten sich damals, um das Schauspiel *Freiheit* zu schaffen; darin beschrieben wir die politischen Kämpfe Afrikas und die Änderung, durch die wir, wie Frank Buchman uns gelehrt hatte, eine Antwort bringen sollten. Dieses Stück ist von der Hoffnung inspiriert worden, die er in uns setzte. Die erste Aufführung fand in Caux statt, und wir erhielten sofort Einladungen nach London, Paris, Bonn und anderen europäischen Städten.

Als ich mich bei dem englischen General entschuldigt hatte, glaubte ich, von aller Bitterkeit frei zu sein. Aber als wir eines Tages im Westminster-Theater in London die Aufführung des Stückes *Freiheit* vorbereiteten, dachte ich an meine Gerichtsverhandlung und an alles, was ich über den englischen Richter gedacht hatte, der mich zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt hatte. Da tauchte ein Gedanke auf: „Du arbeitest hier zusammen mit den Engländern in ihrem Lande an einem Schauspiel. Gestern warst du ein überzeugter Nationalist, und jetzt bist du ein Kollaborateur!“ Ich stürzte in einen Abgrund des Grolls. Da wurde mir klar, daß meine Bitten um Verzeihung nicht alle Bitterkeit aus meinem Herzen entfernt hatten. Ich saß wie gelähmt im Theater, Tränen in den Augen.

Ich sprach mit einigen meiner Mitspieler über meine seelischen Qualen und sagte ihnen, daß ich sie verlassen würde. Ihnen zu Liebe hielt ich es schließlich bis zum Schluß der Vorstellung aus. In jener Nacht konnte ich nicht schlafen. Nach drei Stunden entschloß ich mich, auf Gott zu hören. Beim Morgengrauen kam mir in der



Stille der Gedanke: ‚Was du mit *Freiheit* tust, ist im Grunde, was die Revolution zur Erneuerung der Welt verlangt. Bisher hast du nur immer wieder die gleichen bitteren Gefühle und Forderungen aufgewärmt, und das konnte nirgendwo hinführen. Dies hier ist die einzige Möglichkeit, einen Zustand zu ändern, für dessen Umwandlung du stets gekämpft hast. Alles ist gut. Geh weiter.‘

Mein Urlaub ging zu Ende und ich mußte heim. Als ich mich von denen verabschiedete, die weiter mit *Freiheit* reisten, weinte ich. Sie waren mir zu Geschwistern geworden.

Meine Frau hatte mir auf die beiden Briefe, die ich ihr von Caux aus geschrieben hatte, nie eine Antwort geschickt. (Später sagte sie mir, sie habe mich für betrunken gehalten!) Daher entschloß ich mich, sie aufzusuchen. Ich kam ins Dorf, und ihr Vater und die ganze Familie versammelten sich um mich. Ich versuchte, ihnen zu sagen, wie sich mein Leben geändert hatte, aber sie wollten mich nicht anhören. Einer der Brüder meiner Frau spuckte mir ins Gesicht. Sie war zugegen und beobachtete mich. Ein unerklärliches Gefühl hinderte mich daran, zornig zu werden. Aber ich mußte die über 800 Kilometer lange Rückreise nach Lagos ohne sie antreten.

Zwei Wochen später hatte ich einen kristallklaren Gedanken: ‚Schicke ihr einen Wagen und bitte sie noch einmal zu kommen.‘

Mein Bruder fuhr mit dem Wagen hin und kehrte mit meiner Frau zurück. Sie hatte nichts von ihren Habseligkeiten mitgebracht, weil sie noch nicht an eine echte Versöhnung glauben konnte. Ihr Vater hatte ihr empfohlen, wieder zu ihm zurückzukehren, wenn es schlecht auslaufen sollte.

Sie beobachtete mich sehr genau. Als erstes bemerkte sie, daß ich mit Rauchen und Trinken aufgehört hatte. Sie hatte mich im Verdacht, einen guten Eindruck machen zu wollen. Einmal kaufte sie, um mich auf die Probe zu stellen, Zigaretten und eine Flasche Bier und stellte sie auf den Tisch. Als ich sie ablehnte, begann sie einzusehen, daß mit mir etwas geschehen war. Die Wochen vergingen, und alles verlief so gut, daß sie sogar vergaß, an ihre Eltern zu schreiben,

Auch sie traf in Lagos meine neuen Freunde, die Kameraden, die

mir geholfen hatten, mich zu ändern. Jetzt haben wir beide begonnen, Seite an Seite zu kämpfen, um unseren Freunden, unseren Familien und den Führern Nigeriens die Antwort zu bringen, die wir gefunden haben. Manchmal kommen Leute und erzählen dem einen von uns Geschichten über den andern, um so Mißtrauen zu wecken und uns von neuem zu trennen. Aber wir haben uns alles gesagt, und die tagtägliche Ehrlichkeit festigt das Vertrauen zwischen Mann und Frau.

Die Einigkeit in meiner Familie gab mir eine neue Triebfeder für meine Gewerkschaftsarbeit. Ich hatte die Arbeiter für die Sache der Revolution benutzen wollen, der ich diente; nunmehr sorgte ich für sie, damit sie die Löhne und Arbeitsbedingungen erhielten, die sie verdienten.

Als Königin Elisabeth ihren Staatsbesuch nach Nigerien 1956 vorbereitete, gab es viel Agitation im Hafen von Lagos, und ein Streik drohte. Wir diskutierten gewisse Verbesserungen, aber wir hatten den Eindruck, daß die Direktoren sich nicht mit uns in Verhandlungen einlassen wollten. Die Männer stellten ein Ultimatum: „Wenn wir bis zu einem bestimmten Tag nicht zufriedengestellt sind, werden wir streiken.“ Dieser Tag war genau das Datum, an dem der Wagen der Königin eintreffen sollte.

Die Direktoren nahmen die übliche Haltung ein: „Wir weigern uns, unter solchen Umständen zu verhandeln, zieht zunächst eure Streikdrohung zurück.“

Der Ton wurde auf beiden Seiten schärfer. Ich wußte, daß eine leise innere Stimme mir immer wieder sagte: „Es ist deine Aufgabe, herauszufinden, was recht ist.“ Ich sagte den Direktoren, daß wir in diesem Geiste verhandeln wollten. „Das ist vernünftig“, antworteten sie. Wir machten im Hafen selbst eine Veranstaltung mit Filmen, um diesen Geist den Arbeitern nahezubringen. Sie unterstützten mich in Massen. Der Streik fand nicht statt, und der Wagen Ihrer Majestät wurde ohne Zwischenfälle ausgeladen.

Die Verhandlungen dauerten mehrere Monate, aber man gewährte uns eine 10%ige Lohnerhöhung mit Rückwirkung auf zwei Jahre. Danach begannen die Leute, zu mir zu kommen, um mich zu fra-



gen, welches das „neue Zaubermittel“ sei, das ich entdeckt hätte. Wir haben den Lebensstandard der Arbeiter um 70% erhöhen können, und die Mitgliederzahl der Gewerkschaft ist in den letzten fünf Jahren von 600 auf 5000 gestiegen.

1956 hat unser Jahreskongreß eine EntschlieÙung angenommen, in der Dr. Buchman für alles gedankt wurde, was diese Ideologie „für die Führer und Mitglieder unserer Gewerkschaft getan hat und weiter tut“. Im August 1958 hat unsere Gewerkschaft den Präsidenten der Jahre 1954 bis 1957 und den gegenwärtigen Vizepräsidenten nach Caux entsandt, damit sie über alles berichten, was geschehen ist, seit ich begann, mich zu ändern.

*Onumara Egwunwoke, Nigerien*

### *Ich hörte zum ersten Mal in Stalino davon*

Als Deutschland kapitulierte, befand ich mich mit meinem Regiment in der Tschechoslowakei. Wir wurden als Gefangene nach Rußland geführt. Meine Familie hielt mich für tot. Erst ein Jahr später bekam sie Nachricht von mir.

Nachdem ich schon als Vierzehnjähriger Bergmann geworden war, um meiner Familie aus der Not zu helfen, wurde ich 1942 zur Wehrmacht eingezogen. Man schickte mich an die russische Front. Dort wurde ich fünfmal verwundet. Als Bergarbeiter hätte ich, der allgemeinen Regel entsprechend, nie mobilisiert werden dürfen. Aber mein Vater war Kommunist, und das gefiel der Regierung nicht . . .

Der Krieg änderte die politischen Ideen meines Vaters nicht. Gleich nach Einstellung der Feindseligkeiten gründete er als erster eine kommunistische Parteizelle in einer Stadt im Ruhrgebiet. Für ihn – wie für mich – bot der Kommunismus die einzige Möglichkeit, die Fehler der Vergangenheit nicht zu wiederholen.

Sobald mein Vater von meiner Gefangenschaft hörte, schrieb er an die Parteileitung in Moskau, um meine Freilassung zu erwirken.

Aber er erreichte für mich nur bevorzugte Behandlung und die Erlaubnis, mich frei zu bewegen. Auf diese Weise war es mir möglich, verschiedene Schulen zu besuchen, um den Marxismus zu studieren.

Die letzte dieser Schulen befand sich in Stalino, der großen Industriestadt des Donezbeckens. Diese Stadt erinnerte mich merkwürdig an unsere Ruhrstädte; überall gab es nur Fördertürme und Hochöfen, Rauch und Fabriksirenen. Ich wußte, daß die Arbeiter dieses Gebietes zum Stoßtrupp der proletarischen Revolution gehörten. Einflußreiche Parteiführer erhalten dort ihren letzten Schliff. Aus diesem Grunde war ich sehr stolz, zusammen mit dreißig meiner Landsleute und Mitgefangenen, an den Kursen für marxistische Schulung in Stalino teilnehmen zu können.

Die Auslese für diese Schule war sehr streng, und jede Bewerbung wurde sorgfältig geprüft. Wir, die Kriegsgefangenen, von denen die Partei erwartete, daß wir uns für den Fortschritt der Partei in unseren Ländern einsetzen würden, mußten Beweise antifaschistischer Tätigkeit erbringen; auch mußte man ein richtiger Sohn der Arbeiterklasse sein. Man wollte in Stalino keine Männer schulen, auf die man sich nicht absolut verlassen konnte.

Der Unterricht, den wir erhielten, umfaßte vier Hauptfächer: 1. Dialektischer und historischer Materialismus; 2. Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion; 3. Der politische und wirtschaftliche Aufbau der Sowjetunion; 4. Die Biographien von Marx, Engels, Lenin und Stalin. Unsere Lehrer waren alle Deutsche. Parteiführer und Naturwissenschaftler der Sowjetunion ergänzten durch Referate unsere Ausbildung.

Einer der Diskussionsgegenstände, der immer wieder aufkam, war die Änderung des Verhaltens des einzelnen Menschen, die es eines Tages ermöglichen würde, die wahre kommunistische Gesellschaftsordnung zu verwirklichen. Keiner von uns wußte die Antwort auf dieses Problem. Auch die Christen, deren Leben wir beobachtet hatten, hatten uns nicht von der Möglichkeit einer Änderung der Natur des Menschen überzeugt.

Im Rahmen eines Schulungskurses über die ideologischen Kräfte,



die Verwirrung in das Denken der Kommunisten zu bringen drohen, warnte man uns vor der Moralischen Aufrüstung. Zum ersten Male hörte ich davon. Unsere Lektoren stellten sie als eine christliche Bewegung dar, die unter denselben Mängeln leide wie alles Christliche. Immerhin empfahl man uns, nie mit den Leuten der Moralischen Aufrüstung Kontakt aufzunehmen, was man uns nie in bezug auf die Christen im allgemeinen gesagt hatte.

Ich habe mich oft gefragt, warum man uns diese Kurse gegeben habe. Später sollte ich die Erklärung dafür finden: Zu jener Zeit hatte die Moralische Aufrüstung ihre große ideologische Offensive im Ruhrgebiet ausgelöst, und die Parteileitung in Moskau war darüber beunruhigt, daß langjährige Revolutionäre, die die Gefängnisse Hitlers überlebt hatten, sich für eine andere als die kommunistische Ideologie entschieden.

Dann kam die Entlassung und meine Rückkehr in die Heimat. Auf dem Bahnhof in Bochum sah ich nach einer fünfjährigen Trennung meinen Vater zum ersten Mal wieder. Meine Schwester begleitete ihn. Sie arbeitete als Sekretärin in einer Bergwerksgesellschaft; sie war Marxistin wie ich. Mein Vater hatte vor Rührung Tränen in den Augen. Ich hatte ihn noch nie so gesehen. Ehrlich gesagt, sein Verhalten überraschte mich. Vieles an ihm konnte ich mir nicht erklären. Er, der lebenslängliche Marxist und Veteran vieler Kämpfe der Arbeiterklasse, dachte und handelte anders als früher.

Nach Hause zurückgekehrt, konnte ich ebensowenig verstehen, warum ein ehemaliger norwegischer Widerstandskämpfer in meinem Zimmer wohnte und der beste Freund der Familie geworden zu sein schien. Ich erfuhr sehr bald, daß er meinen Vater mit den Grundsätzen der Moralischen Aufrüstung bekannt gemacht hatte. Aber als ich mich mit ihm unterhielt, konnte ich nicht glauben, daß es sich da um dieselbe Sache handelte, über die man zu uns in Stalino gesprochen hatte.

Es war kein Zweifel möglich: mein Vater hatte einen neuen Menschentyp kennengelernt, eine Erfahrung, die ich nicht hatte. War es das, was wir in Stalino suchten? In keiner Phase seines

Denkens hatte jedoch mein Vater seine Aufgabe vergessen, die er als Revolutionär einmal übernommen hatte. Aber er versuchte mich davon zu überzeugen, daß er einen besseren Weg gefunden habe. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, an denen auch andere führende Mitglieder der Kommunistischen Partei teilnahmen.

Aber mein Vater wußte, daß eine Auseinandersetzung keine Hilfe war. Früher war er der Mutter und uns Kindern gegenüber ein ausgesprochener Diktator gewesen und hatte verlangt, daß alle und alles ihm bedingungslos unterstanden. Aber das war nun anders. Er suchte in allen Dingen die Zusammenarbeit in der Familie.

Auf Grund seines ständigen Kontaktes mit der Moralischen Aufrüstung wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Ich selbst stimmte für seinen Ausschluß in der offiziellen Sitzung, um ideologische Verwirrung in der Partei zu vermeiden. Ich sah in dem Moment in ihm nicht den Vater, sondern den ideologischen Gegner.

Die gleichbleibende Haltung meines Vaters und die neuen Freunde, die er hatte, bedeuteten eine ständige Beeinflussung für mich, so daß ich eines Tages zum ersten Mal einer Einladung meines Vaters folgte. Im Rahmen einer Reihe von Schulungsabenden für die Betriebsräte im Ruhrgebiet sprach ein Schweizer Professor über die Grundkräfte der europäischen Geschichte. Das interessierte mich. Ich mußte die Versammlung heimlich besuchen. Die tiefen ideologischen Ausführungen dieses Mannes brachten mir die Erinnerungen an die Auseinandersetzungen mit der Moralischen Aufrüstung in der Parteischule in Stalino wieder voll ins Bewußtsein.

Irgendwie wurde ich gepackt, so sehr, daß ich impulsiv aufsprang und davon erzählte, wie ich zum ersten Mal von der MRA gehört hatte. Das habe ich nachher monatelang bereut, denn zwei Tage später wurde ich deswegen aus der Partei ausgeschlossen. Tief in meinem Herzen war ich Klassenkämpfer, und dieser Ausschluß bedeutete den Verlust alter Freunde, mit denen ich den Neubau der Welt geplant hatte.

Entscheidend für meinen weiteren Weg war das Zusammentreffen mit einem jungen Franzosen, der ein Jude war. Er hatte die mei-



sten seiner Angehörigen in deutschen Konzentrationslagern verloren. Was ich von diesem Manne erwartete, war eine einzige Anklage gegen mich und mein Land. Aber es geschah nichts dergleichen. Er sprach nur von seinen Fehlern und seiner Nation. Als einfacher Arbeiter hatte er nur den einen Wunsch, nämlich die Vergangenheit wiedergutzumachen. Trotz den Ungeheuerlichkeiten, deren Zeuge er gewesen war, hatte er Gott gebeten, das deutsche Volk lieben zu können, weil er wußte, daß der Haß nichts heilen kann. „Um den andern helfen zu können“, sagte er mir, „muß man sein eigenes Unrecht zuerst einsehen können, so klein es auch sei.“

Ich lernte zum erstenmal einen Juden persönlich kennen. Tief in meinem Inneren steckte noch vieles von Hitlers Rassenwahn. Erschreckend für mich, daß ich dieses Vorurteil in Rußland nicht überwunden hatte. Gewiß empfand ich die Verfolgung der Juden durch Hitler als ein Unrecht, aber es hatte mich nie tief bewegt, noch wollte ich mich in diesem Unrecht identifizieren.

Aber Max, mein französischer Freund, war ein Mensch wie ich, mit denselben Fehlern und Schwächen. Wir hatten viele Berührungspunkte. Ich kam mir ziemlich klein vor. Ich spürte, daß hier eine Kraft am Werke war, die in der Lage war, scheinbar unverwundlichen Haß zu überwinden und an seine Stelle eine Leidenschaft zu setzen, die meiner Leidenschaft als Klassenkämpfer überlegen war.

In den marxistischen Schulen Rußlands hatte man uns nichts von diesem doch sehr wichtigen Element gesagt – von der Umwandlung der Gesellschaft, die ich jetzt vor meinen Augen sah. Plötzlich erkannte ich die Grenzen einer strikt materialistischen Ideologie, die unfähig war, die Selbstsucht und den Haß zu heilen. Darum entschloß ich mich, dem Beispiel meines französischen Freundes zu folgen. Durch die stille Zeit und durch die absolute Ehrlichkeit gegen mich selbst begann ich zu verstehen, daß die Kraft, die meinen Vater geändert und von der man uns in Stalino erzählt hatte, die Antwort auf die Furcht unserer Generation geben konnte.

*Robert Wegerhoff, Deutschland*

Im kleinen Dorfe Frittendon im Herzen von Kent in England wurde mein Vater als jüngstes der elf Kinder eines Landpfarrers geboren. Die Familie meiner Mutter war an der Brauerei und an der Bank im Dorfe beteiligt. Zwei ihrer Vorfahren waren Oberbürgermeister von London gewesen. Als kleiner Junge schlief ich in einem Zimmer, das mit einem Portrait eines Vorfahren väterlicherseits geschmückt war; es war der „Graf von Ronney, Viscount Marsham, Lord-Leutnant der Grafschaft Kent und der Stadt Canterbury, Präsident der Schiffahrtsgesellschaft etc., etc., etc.“. Diese drei „etc.“ beeindruckten mich mehr als alles übrige.

Mein Vater hatte in Oxford Latein und Griechisch studiert. Er liebte Oxford, wo sein scharfer Geist und seine gute Erziehung mit denen der meisten seiner Mitschüler harmonierte.

Er reiste leidenschaftlich gerne. 1905 ging er nach Rußland. Dort blieb er elf Jahre in verschiedenen Stellungen, die ihn von einem Ende des Landes zum anderen führten. Als er dort eintraf, kannte er fünf russische Worte, darunter „Wodka“ und „Samowar“. Nach einem Jahr las er Tolstoi in der Originalsprache.

Rußland hat meinen Vater erobert. Als Angestellter einer Erdölgesellschaft gelangte er längs der sibirischen Küste bis zur Insel Sachalin, wobei er in einem Rentierschlitten reiste und auf Tannenzweigen, die man unmittelbar auf den Schnee legte, schlief. Er hat aber auch in Moskau gelebt und die dortige Gesellschaft, die gute Küche und das Theater genossen.

Er hat ebenfalls in Warschau als Direktor einer Fabrik für nicht-alkoholische Getränke – „ausschließlich aus Naturprodukten“ so lautete die Werbung – gewirkt. Mein Vater erwähnt heute noch schmunzelnd, daß dieses Getränk hauptsächlich aus Teer hergestellt war.

Als der Krieg ausbrach, kehrte mein Vater nach Großbritannien zurück, um die Uniform anzuziehen. Bald wurde er vom Geheimdienst angefordert, damit er nach Rußland zurückkehre. Am 8. März 1917 befand er sich auf dem Newski-Prospekt; zwei-



hundert zusammengelaufene Leute schrien nach Brot. Diese kleine Schar stieß auf eine Polizeisperre. Es folgte eine kurze Beratung, und die Demonstranten rückten weiter vor. Die Polizei schoß. Einige Tage danach brach das kaiserliche Regime zusammen.

Nach dem Kriege, im Jahre 1920, schickte ihn ein englisches Unternehmen nach Kanada, dort heiratete er bald und ließ sich endgültig nieder.

Mein Vater ist ein zurückhaltender Mensch. Kräftig gebaut, von großer natürlicher Würde, ist er bescheiden und verschwiegen. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages ganz durch Zufall entdeckte, daß man ihm im vergangenen Kriege die D. S. O.-Medaille (Distinguished Service Order) verliehen hatte. Zu Hause habe ich nie ein lautes Wort gehört. Dennoch gingen sich meine Eltern bisweilen „auf die Nerven“.

1932 war Nordamerika mitten in der Krise. Zu den geschäftlichen Sorgen meines Vaters kam eine andere hinzu: Meine Mutter war in ihren Nerven derart zerrüttet, daß die Ärzte ihr geraten hatten, das Haus zu verlassen und längere Zeit auf Reisen zu gehen.

Im Oktober dieses Jahres erhielten meine Eltern eine Einladung zu Zusammenkünften, die ganz in der Nähe in einem Hotel stattfanden. Die Veranstalter dieses Treffens, das acht Tage dauern sollte, waren ihnen gänzlich unbekannt. Man sagte, es handle sich darum, etwas zu reformieren... Angesehene Leute schienen sich dafür zu interessieren. „Dann wollen wir hingehen“, sagten meine Eltern mit gedämpfter Neugier, „das wird uns einen ausgezeichneten Gesprächsstoff liefern.“

Die Personen, welche sie empfingen, hatten zwar nichts Auffälliges in ihrem Äußern, sahen aber fröhlich aus, was 1932 eine Seltenheit war. Und mein Vater entschloß sich, an einer zweiten Zusammenkunft teilzunehmen: man regte dort an, daß die für die Menschheit wünschenswerte Änderung bei einem selbst beginnen müsse. Das war durchaus vernünftig.

Mein Vater gehörte zu der Sorte von Leuten, die vom Lehnstuhl aus Geschichte machen wollen. Fast jeden Tag gefiel er sich darin, imaginäre Briefe an Zeitungen zu entwerfen und darin diese oder

jene Situation zu beklagen. Eines seiner Lieblingsthemen war damals die Unehrlichkeit im öffentlichen Leben. Plötzlich schlich sich bei ihm die Frage ein: bedurfte seine eigene Ehrlichkeit nicht auch einer Auffrischung?

Er kam nach Hause und überlegte sich die Sache. Schnell bereit zu Kritik an anderen, hatte er nie das Bedürfnis empfunden, sich selbst zu kritisieren. Plötzlich ging ihm auf, daß der Gesundheitszustand meiner Mutter zum großen Teil von einer Änderung seines eigenen Verhaltens abhing. Er sprach mit ihr in aller Offenheit. Zum ersten Mal in ihrem ehelichen Leben wurde alles gesagt, und nichts blieb geheim.

Die Änderung, die in meiner Mutter vorging, war auffallend. Nach und nach machte die Angst einem echten Glauben Platz. Im Laufe eines Jahres besserte sich ihre Gesundheit derart, daß von Reisen keine Rede mehr war . . . Zwei Jahre später erkannten ihre Freunde sie kaum mehr wieder.

Die Änderung meiner Mutter wirkte auf meinen Vater wie ein Zauber. Er konnte jetzt über seine persönlichen Sorgen hinaussehen. „Ich gehörte zu den Legionen“, sagte er, „die bereit sind, einen Laufjungen hinauszuerwerfen, der einige Geldscheine gestohlen hat, die aber ihre steuerlichen Betrügereien ganz in Ordnung finden. Meine Gesinnungsänderung kam mich teuer zu stehen.“

Mein Vater nahm ein Stück Papier und machte einen ungefähren Überschlag: dieser Pelzmantel, jene Kunstgegenstände, diese Schmuckstücke, die eingeschmuggelt worden waren . . . Als gewiegter Geschäftsmann wußte er, daß man die Verzugszinsen für die hinterzogenen Summen hinzurechnen mußte. Der Scheck, den er unterzeichnete, entsprach einem Drittel seines Jahreseinkommens. Er überbrachte ihn der Zolldirektion. Einige Tage danach stand alles in der Presse als Sensationsnachricht auf der ersten Seite.

Das Abenteuer hatte erst begonnen.

1935 übernahm mein Vater unseren Familienbetrieb, eine Papierfabrik, und entschloß sich, seine neue Geschäftsauffassung dort



anzuwenden. Trotz der Skepsis der höheren Angestellten und des Mißtrauens der Arbeiter ließ er sich nicht davon abbringen, das Wohlergehen der Belegschaft dem eigenen Profit voranzustellen.

Die Menschen spüren sofort, ob das, was man für sie tut, darauf abzielt, sich ihren guten Willen zu erkaufen und so die Rendite zu erhöhen, oder ob dies einer echten Liebe entspringt. „Eine Frau“, so sagte mein Vater, „weiß stets, aus welchem Grunde sie von ihrem Mann mit Blumen beschenkt wird: ob es aus Liebe geschieht, um ihr eine Freude zu machen, oder damit sie beide Augen zudrücke. Auch der Arbeiter läßt sich nicht an der Nase herumführen. Er weiß genau, daß die Unternehmerschaft im allgemeinen bestrebt ist, sich seinen guten Willen durch Gewährung gewisser materieller Vorteile zu erkaufen. Denn um nichts anderes geht es im Grunde beim Paternalismus. Badezimmer, schönere und größere Häuser, Gärten, Krankenhäuser haben nur unter einer Bedingung das gewünschte Ergebnis: daß es die Arbeiter sind, die diese Projekte ausdenken, vorschlagen und durchführen.“

Eines Tages fragte mein Vater einen Bergmann, was er sich am sehnlichsten wünsche. Er erwartete als Antwort: höheren Lohn und bessere Wohnung. Der Bergmann sagte: „Ein Mensch will ein Mensch sein“. Nie hat mein Vater diese Antwort vergessen.

Er bemerkte hierzu: „Vielen Streiks, die um einer Lohnerhöhung willen geführt werden, liegt als wirkliche Ursache die Haltung des Unternehmers zugrunde. Angewandte Sozialpsychologie, selbst wenn man sie sehr intelligent handhabt, genügt nicht. In der Tat stellt schon die Existenz der Schieds- und Schlichtungsmissionen ein gewisses Eingeständnis der Ohnmacht auf der Ebene der menschlichen Beziehungen dar.

Nur guten Willen aufzubringen, ohne den Menschen mit wirklichem Interesse zu begegnen, ist gerade gut genug, Mißtrauen zu schaffen. Vertrauen erwächst aus einer Ehrlichkeit, die nicht nur darin besteht, sein Wort zu halten, sondern auch die Motive einschließt.“

Dann sah mein Vater ein, daß die Probleme der Industrie auch die

der Nation sind. Schließlich handelt es sich immer um menschliche Beziehungen. Was für die Familie und für die nationalen Angelegenheiten gültig ist, gilt auch für die internationalen Fragen. „Ein Geschäft zu führen, ohne sich um die übrige Welt zu kümmern, ist ebenso unüberlegt, als wenn man seine Kabine neu anstreicht, während das Schiff sinkt.“

Kurz nach dem zweiten Weltkrieg kamen zwei indische Journalisten nach Kanada, um Papier einzukaufen. Wir luden sie zum Abendessen ein, und meine Mutter tat ihr Bestes, um ihnen ein gutes Curry-Gericht zu bereiten.

Die Inder hatten große Schwierigkeiten, Papier zu bekommen. Skandinavien, ihr üblicher Lieferant, konnte ihren Bedarf nicht decken. Der Kampf um die Unabhängigkeit Indiens erreichte damals seinen Höhepunkt. Einer unserer Gäste war Devadas Gandhi, ein Sohn des Mahatma und Chefredakteur der *Hindustan Times* in Neu-Delhi.

Unsere Freunde verließen uns mit vier Liter Ahornsirup von unserer Farm als Geschenk für den Mahatma und dem Versprechen einer Lieferung von tausend Tonnen Papier zu einem Preise, der um dreißig Dollar pro Tonne unter dem Weltmarktpreis lag. Mein Vater hatte ein sehr schlechtes Geschäft gemacht, aber er hatte etwas für die Zukunft aufgebaut. Am nächsten Tage unternahm er Schritte bei anderen Gesellschaften, um sie zu bewegen, den Rest des benötigten Papiers zu liefern.

Mein Vater ist in der Folgezeit in zahlreichen Ländern Europas und Asiens gewesen; ein neues Verstehen zwischen den Völkern aufzubauen, erschien ihm nun wichtiger, als ein Geschäft glänzend zu führen. Kein finanzielles Opfer war ihm zu groß.

1948 war er im Ruhrgebiet, dem Zentrum der deutschen Industrie. Das materiell ruinierte Land befand sich in einem ideologischen Vakuum. Meinem Vater und seinen Freunden ging es vor allem darum, die Lage zu verstehen, nicht zu kritisieren. Das Ruhrgebiet lag damals in der englischen Besatzungszone. Als Engländer war sich mein Vater seiner eigenen Irrtümer und der Unzulänglichkeiten seines Landes bewußt, und er war bereit, sie zuzugeben. Oft



hat er stundenlang in persönlichen Gesprächen oder in der Öffentlichkeit alle Erbitterung der Deutschen über sich ergehen lassen. Was er schon in seinem persönlichen Leben entdeckt hatte, half ihm, diese Probe der Demut ohne sinnlose Diskussion zu ertragen.

Das Ruhrgebiet war vom Kriege mehr als irgend ein anderer Teil des Landes betroffen. Es war schwierig, Unterkunft zu finden. Es gab wenig bewohnbare Hotels. Die Nahrung war kärglich und eintönig. Als mein Vater und seine Freunde eingeladen wurden, in den Wohnungen der Arbeiter, der Direktoren, der Gewerkschaftsführer, der Kommunisten oder der Unternehmer zu wohnen, haben sie dies freudig angenommen. Sie blieben sechs Monate in Deutschland. Wenn er von dieser Periode spricht, pflegt mein Vater zu sagen: „Dort hat meine Ausbildung wirklich begonnen.“

Eine Zusammenkunft in Moers macht deutlich, wie diese Ausbildung vonstatten ging. Hier folgt der wörtliche Bericht, wie ich ihn von einem Deutschen erhielt.

„An einem düsteren Tage im Februar 1949 drängten sich die Menschen in einer Bierstube, wie man sie oft im Ruhrgebiet findet. Draußen, in der Zechenstadt, war alles grau: die Häuser, die Bäume, selbst die Gesichter. Die kommunistische Partei, die diese verheerte Stadt zu einer ihrer Festungen gemacht hatte, hielt eine Versammlung ab. An jeder Tür kontrollierten zwei bedrohlich aussehende Männer die Ankömmlinge. Außer den Parteigenossen ließen sie aber eine Handvoll Leute passieren, die in der Stadt allmählich gut bekannt geworden waren. Seit einer Woche spielten sie in dem größten Saale von Moers das Schauspiel *Der vergessene Faktor*. Man sprach so viel davon, daß das Parteisekretariat in Düsseldorf darüber beunruhigt war; es hatte der Ortsgruppe die Weisung gegeben, mit dieser Geschichte Schluß zu machen. Schließlich hatte Lenin ja erklärt, daß es keine Ideologie gäbe, die über den Klassen stehe. Die Versammlung wurde daher organisiert, um einer solchen Ideologie jede Möglichkeit zu nehmen, sich über das ganze Ruhrgebiet auszubreiten.“

Die 120 anwesenden Arbeiter hatten fünfzehn furchtbare Jahre hinter sich. Hitler hatte die Mehrzahl ihrer Kameraden ausgerottet.

Viele der Anwesenden waren in Konzentrationslagern gewesen. Ihre Frauen und Kinder hatten die Schrecken der täglichen Bombenangriffe durchgemacht. Jetzt war es die Hungersnot und die Besetzung durch die britischen Truppen. Die alliierten Behörden hatten damit begonnen, die von den Bomben verschont gebliebenen Fabriken zu demontieren; und auf allen lastete die drohende Arbeitslosigkeit.

Die Versammlung war für diese Menschen die erste Gelegenheit, sich an Vertreter der alliierten Länder zu wenden und ihnen genau zu sagen, was sie empfanden. Sie sprachen ununterbrochen zwei Stunden lang. Die Luft war durch den Rauch des schlechten Tabaks drückend geworden; in der von Bier geschwängerten Atmosphäre spürte man, wie Groll, Haß und selbst Verachtung die Gemüter bewegten. Bis dahin hatte die kleine Gruppe Ausländer, die in einer Ecke des Saales an einem Tisch saß, nichts gesagt. Schließlich erhob sich der Vorsitzende der Versammlung und sagte sehr höflich, daß die Gäste ohne Zweifel wohl nicht das Wort ergreifen wollten; wenn sie es aber wollten, stehe es ihnen frei. Offensichtlich waren die militanten Kommunisten, die durch die Konzentrationslager Hitlers nicht schwach geworden waren, nicht bereit, sich von einer kleinen Gruppe von Leuten überzeugen zu lassen, die behaupteten, sie hätten eine bessere Ideologie.

Sofort erhob sich ein Engländer: „Wenn die Engländer das in die Tat umgesetzt hätten, was sie nach dem ersten Weltkrieg predigten, wäre Ihnen das Leid erspart geblieben, das Sie erdulden mußten.“ Man hätte eine Stecknadel fallen hören. „Die Partei oder das Land, das nicht alles tut, um die Lebensbedingungen, die wir hier sehen, zu ändern, ist übel daran“, fuhr er fort. „Aber um das zu erreichen, muß die notwendige Änderung ihr volles Ausmaß annehmen und mit der Änderung der menschlichen Natur beginnen.“

Bald danach erhob sich mein Vater. Er war nicht nur ein Kapitalist, er sah auch so aus. Auf deutsch berichtete er, wie er sich 1917 in Rußland befand. Er sprach von seinen beiden Fabriken in Kanada, seinen Arbeitern und ihren Hoffnungen, seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Er sprach von Revolution. Er sagte: „Genau



wie Sie glaube ich, daß Leute wie ich sich ändern müssen.“ Und er gab aus seiner eigenen Erfahrung Beispiele konkreter Änderung als Ehemann, Familienvater und Industrieller.

Als mein Vater sich wieder setzte, gab es im Raume eine Spannung ganz anderer Art. Die Pfeifen waren ausgegangen, die Männer hatten ihr Bier vergessen. Sie begannen Fragen zu stellen, welche die tiefsten Anliegen ihres Lebens betrafen. Mein Vater blieb in dem Raume bis zwei Uhr morgens, während die Deutschen ihm ihre Hoffnungen und Sorgen anvertrauten. Diese Männer hatten völlig vergessen, daß mein Vater Kapitalist war. Sie hatten sich ein gutes Stück jenseits der Kampffront zwischen Kapitalismus und Kommunismus zusammengefunden. An jenem Abend schien dieser Kampf der Vergangenheit anzugehören.

Um zwei Uhr morgens schloß der Vorsitzende die Diskussion, indem er sagte: „Der Kapitalismus war die These, der Kommunismus die Antithese; was sie heute abend gebracht haben, könnte die Synthese sein.“

Fünf Jahre später traf ich den Mann persönlich, der die Versammlung geleitet hatte. Er heißt Max Bladeck. Max gehört zu denen, die mir die Augen für die Wirklichkeit geöffnet haben. Er hat mich gelehrt, meinen Vater in einer ganz neuen Weise zu schätzen. Es war mir in der Tat seltsam vorgekommen, daß ein Mann im Alter von sechsundsechzig Jahren sich unter den Verhältnissen des Jahres 1948 in ein Land wie Deutschland begab. Welche Ergebnisse konnte er mit einem solchen Aufenthalt erzielen?

Max Bladeck und seine Kameraden haben mir klar gemacht, daß mein Vater und andere mit ihm etwas erreicht hatten, was keine Wirtschaftshilfe und kein Marshallplan hätte erreichen können. Für Hunderttausende war mein Vater ein lebendiger Beweis dafür, daß der Profit nicht die einzige Triebkraft der Industrie sei und daß der Stolz und die Kälte der Engländer schmelzen können. Er gab jenen Menschen Hoffnung auf eine bessere Welt, die von Arbeitern und Unternehmern aufgebaut wird, welche gemeinsam die Aufgabe der Erneuerung der Menschen wie auch der Wirtschaft auf sich nehmen. „Wenn es zwölf Menschen wie Bernard Hallward

gäbe«, sagte Max, „glaube ich nicht, daß Europa in dem Zustand wäre, in dem es jetzt ist.“

Ich hatte Mühe zu glauben, daß der Mann, von dem Max sprach, derselbe war, der mit aller nur möglichen Geduld versucht hatte, in meinen Schädel den Gebrauch des lateinischen Ablativs hineinzubringen; derselbe, der eines Tages die Verse schrieb, die mein Englischlehrer verlangt hatte (natürlich merkte der sofort, daß nicht ich der Autor war); derselbe, dessen Schritte auf der Treppe, als ich klein war, immer ein Spiel, einen Boxkampf und allerhand Schabernack ankündigen, Augenblicke, die für mich die schönsten des Tages waren.

Aber ich wußte auch, daß er der Mann war, auf den meine Mutter nicht mehr zornig war; derjenige, der seinen Weg entschlossen verfolgte, ungeachtet des Mißverstehens und der Verleumdungen, deren Ziel er in seiner Heimat wurde; der schließlich, statt den Komfort seines Hauses zu genießen, lange Perioden außerhalb verbrachte, um seine Erfahrungen denen zu übermitteln, die sie brauchen konnten.

Ich habe meinen Vater stets geachtet, aber nicht das Bedürfnis empfunden, ihn nachzuahmen. Ich fand es leichter, mich vom Strome treiben zu lassen, statt Stellung zu beziehen. Ich war unwissend und oft arrogant. Mein Vater hielt mir keine Predigten; er wußte, daß mir das gegen den Strich gegangen wäre. Doch wußte ich wohl, daß er von meiner Art, mich treiben zu lassen, und von meiner verantwortungslosen Haltung gegenüber den Pflichten des Lebens nicht sehr beeindruckt war.

1953 luden mich meine Eltern ein, sie in der Schweiz, in Caux, zu treffen; dies anzunehmen bedeutete für mich ein großes Risiko. Ich erklärte, ich würde achtundvierzig Stunden dort bleiben und dann nach Rumänien weiterreisen.

Seit langem wollte ich das Leben der kommunistischen Länder aus der Nähe kennen lernen. In jenem Sommer hatte ich die Möglichkeit, an einem Jugendfestival in Bukarest und einem Studentenkongreß in Warschau teilzunehmen.



Noch sehe ich meinen Vater auf dem Bahnhof in Caux, wie seine hohe Gestalt sich von den lichten Bergen abhebt und seine weißen Haare vom Winde zerzaust werden. Er sagt mir: „Geh dorthin, wenn du willst, aber komm auf der Rückreise nach Caux. Sieh dir dann die Antwort auf das an, was du in Bukarest und Warschau sehen wirst.“ Zögernd versprach ich zurückzukommen und reiste ab.

In Rumänien und Polen zeigte man uns Theaterstücke und ließ uns wundervolle Musik hören. Wir nahmen an gemeinsamen Studienkursen teil. Bier und Zigaretten wurden gratis angeboten; einmal erhielt ich sogar Taschengeld.

Ich war indessen nicht nur dorthin gegangen, um an einem Festival teilzunehmen. Ich wollte vor allem die Veränderung des Landes seit dem Kriege sehen.

Unter den Menschen, die wir trafen, lebten viele in Verzweiflung. Eines Tages nahm mich ein Arzt zu sich. Er gab mir einen Anzug, der weniger offensichtlich westlich aussah als der meine, und lud mich ein, mich auf einer seiner Besuchsfahrten zu begleiten. Ich trug seine Tasche und spielte die Rolle eines Assistenten. Ich habe die Wohnhöhlen gesehen, in denen die meisten Arbeiter leben, im Gegensatz zu den modernen Wohnungen, die man den Fremden zeigte.

Wenn ich mich im übrigen mit Kommunisten unterhielt, kam ich mir wie ein Schüler eines Anfangskurses gegenüber Universitätsprofessoren vor. Was ich auch von der Demokratie, Freiheit und den materiellen Leistungen des Westens sagen mochte, meine Gesprächspartner waren nie erschüttert. Sie standen in einer Disziplin und Hingabe an die Sache, an die sie glaubten, durch die sie allem, was ich zu bieten hatte, weit überlegen waren. Ich wußte mich an keine feste Wahrheit gebunden, für die ich alle Opfer gebracht hätte. Andererseits wußte ich, daß mein Vater den Kommunisten etwas zu sagen hatte.

Studenten sagten mir, wie sie ihr Leben riskierten, um das westliche Radio zu hören, daß aber die Nachrichten von dort sie ohne die geringste Hoffnung ließen. „Während wir an den Toren der Hölle

wohnen, gestattet ihr euch den Luxus, euch untereinander zu streiten“, sagte mir einer von ihnen.

Eines Tages, als ich mich mit einem jungen Studenten in der Dämmerung in einem Park im Zentrum von Bukarest befand, schaute er mir gerade in die Augen mit der flehenden Bitte: „Wenn du von hier fortgehst, tu wenigstens etwas!“

Nachdem ich am Morgen von Prag abgereist war, kam ich abends in Caux an. Von Anfang an traf mich der Ausdruck von Freiheit auf den Gesichtern der Menschen, nach all der Bitterkeit und dem Haß, die ich eineinhalb Monate lang in den kommunistischen Ländern gesehen hatte. Mein Vater war nach Kanada zurückgekehrt, und zahlreiche Industrielle und Arbeiter sagten mir, wie dankbar sie ihm seien. Ich wußte, daß ich mich bald entscheiden mußte, wofür ich leben wollte.

Aber ich hatte keinen Mut. Ich fuhr von Caux weg und ließ mich vom Leben treiben. Ich wollte nach Kanada heimkehren und versuchen, mir einen Namen im Journalismus und Geschäftsleben zu machen. Ich erinnere mich noch, wie ich mir bei der Abfahrt des Zuges sagte: „Du fliehst vor dem Größten, das es auf der Welt gibt und von dem du weißt, daß es recht ist.“

In London traf ich zwei Freunde meines Vaters, die ich in Caux kennengelernt hatte. Sie waren Arbeiter und kannten persönlich die Arbeiterführer in der ganzen Welt. Wir sprachen bis spät in die Nacht vom Kampf der Ideen und von dem, was die Menschen zur Tat treibt: die Kameradschaft und der Ruf des Schicksals, ebenso wie die Begierden, wie Haß und Furcht. In jener Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich drehte das Licht an und griff zu dem Buch, das sich am Kopfende befand. Ich schlug die Stelle auf, wo eine Idee dargelegt wurde, über die ich mit meinem Vater oft gesprochen hatte, ohne daß wir uns hätten einigen können.

Ich las folgenden Abschnitt: „Man baut seinen Charakter nicht durch eigene Anstrengung auf und auch nicht, indem man sich am Schopf packt, sondern indem man in einer Zeit der Stille seinen Geist und sein Herz einer neuen Inspiration und der sie



begleitenden Kraft öffnet. Es ist eine ganz einfache Handlung. Es ist wie beim elektrischen Licht: einige begreifen es besser als andere, aber niemand begreift es ganz; dennoch wäre es sehr dumm, nicht den Schalter zu drehen, wenn man im Dunkeln ist, nur weil man nicht begreift, warum es licht wird.“

In meinem Zimmer beschloß ich damals, das einzige zu tun, was ich nicht probiert hatte. Ich hatte diskutiert, Argumente wiedergekäut, lange Theorien entwickelt: ich entschloß mich schließlich, diese Ideen anzuwenden. Einer der ersten Gedanken, der mir einfiel, war, meinem Vater zu schreiben. Ich wollte ihm meine ganze Dankbarkeit als Sohn ausdrücken und wirklich ehrlich über alles sein, was mich betraf. Schließlich entschloß ich mich, nach Caux zurückzureisen, um über meine Zukunft zusammen mit meinen Freunden zu entscheiden und herausfinden, wo ich am nützlichsten sein konnte. Dann drehte ich mich um und schlief ein.

Am nächsten Morgen schrieb ich an meinen Vater einen Brief, der aus tiefstem Herzen kam. Kurz danach erfuhr ich, daß er meinen Brief im Krankenhaus erhalten hatte, wo er eine schwere Operation hatte durchmachen müssen. Meine Zeilen halfen ihm mehr als alle Medikamente. Ich erkannte, daß, wenn ich Gottes Wille tue, Er sich um alles übrige kümmert.

Auf dieser Grundlage fällt mein Vater eine weittragende Entscheidung, die sein Geschäft betraf. Wir haben uns als Familie entschlossen, daß es für ihn und für mich den besten Gebrauch unserer Zeit bedeuten würde, uns voll und ganz für den Aufbau einer neuen Welt einzusetzen. Zu einem Zeitpunkt, da die Konjunktur günstiger schien denn je zuvor, hat mein Vater sein Geschäft verkauft. Er hat es nie bereut, ebensowenig wie ich den Rat bereut habe, den er mir auf dem Bahnhof in Caux gegeben hat.

*John Hallward, Kanada*

Meine Großeltern, die mich erzogen, wohnten in einem Vorort von Lyon. Es war eine Art toter Winkel, wo es nur Arbeiter und Arbeiterinnen der Textilbranche gab. Man lebte in dieser Sackgasse wie eine große Familie mit einem Haufen Kinder, wo jeder von jedem andern alles wußte. Alles spielte sich auf der Straße ab. Hier tanzten die Mädchen einen Ringelreihen, dort trieben die Buben tollen Spaß. Alles machte mit, jung und alt. Aber kaum hörte man den Schrei eines Betrunkenen oder sah zwei Weiber einen Streit miteinander anfangen, gab's auf einmal dicke Luft. Meine Großmutter, die ein reines Quecksilber war, stürzte sich auf die Streitenden, um sie zu trennen, was meinen Großvater, der von Beruf Sportlehrer war, mit hinein zog. Das war meine erste Schule. Als ich mein letztes Volksschulexamen bestehen sollte, wurde ich fortgeschickt, weil ich einen kleinen Kameraden, den der Lehrer schlecht behandelte, in Schutz nahm. Er war rothaarig, schwächlich und ein wenig schwerhörig. Ich wehrte mich für ihn, wenn die andern ihn quälten. Nach diesem Erlebnis wollte ich nicht mehr in die Schule zurückkehren, obgleich meine Eltern alles taten, um mich davon zu überzeugen, daß ein rechter Schulsack sehr wichtig wäre, wenn man eine Stellung finden wollte.

Nachdem ich mehr als zwei Dutzend kleiner Stellen bekleidet hatte, die ich mit irgendeinem Vorwand wieder aufgab, zog es mich zur Fabrik. Ich wollte in einem großen Werk arbeiten, wo einem der Wind um die Ohren pfeift und wo man kommen und gehen kann, ohne jemandem Rechenschaft schuldig zu sein.

Ich war zwanzig Jahre alt, als 1927 der Sekretär unserer Betriebsgewerkschaft starb. Die ältesten Kämpfer schlugen mich als Nachfolger vor. Sie wollten diese Verantwortung nicht selber übernehmen, weil sie wohl Angst hatten, hinausgeschmissen zu werden. Sie sagten sich: „Ein Zwanzigjähriger wird leichter wieder Arbeit finden.“ Ich nahm es an, weil ich mir sagte: „Ich muß auf alle Fälle in einem Jahr oder sechs Monaten in den Militärdienst; dann werde ich den Posten als Sekretär los sein.“ So hatte jeder seine



Hintergedanken. Ich war immerhin überzeugt, daß die Gewerkschaftsarbeit ein Mittel war, den Arbeitern mehr Freiheit und bessere Existenzbedingungen zu verschaffen. Es war vor allem der Weg, die menschliche Würde des Werktätigen, die bisher mit den Füßen getreten worden war, zu gewährleisten. So übernahm ich meine erste Funktion als Gewerkschaftsführer. Es war eine harte Lehrzeit. Ich mußte Orthographie und Rechnen wieder neu lernen. Ich hatte das vollständig vergessen. Wenn ich Forderungen einzureichen hatte, tat ich es mit doppelter Angst, fortgejagt zu werden und hinter mir keine Einheit der Arbeiter und Arbeiterinnen zu spüren.

Als ich das erste Mal als Delegierter der Arbeiterschaft zum Generaldirektor ging, behandelte er mich mit einer Verachtung, als wollte er sagen: „Dieser Kerl ist zu jung, um im Namen der Arbeiterschaft sprechen zu können.“ Die Haltung des Direktors hat nicht wenig dazu beigetragen, meinen gewerkschaftlichen Kampfgeist zu stärken.

Drei Jahre nach meiner Amtsübernahme, 1930, kam die wirtschaftliche Krise und mit ihr die Herabsetzung der Arbeitslöhne. Ein Streik folgte nun auf den andern; sie wurden immer unerbittlicher und dauerten mehrere Wochen, ja Monate. Aber als die Krise zunahm, verringerten sich die Löhne noch mehr. Das war für mich die Schule der Strategie und Dialektik. Ich fing an zu verstehen, daß der Streik ein ebenso wichtiger Kampf war wie der Krieg, ein Kampf für meine Klasse, mit seiner eigenen Taktik und politischen Linie. Der sieghafte Ausgang dieses Kampfes würde für immer die sozialen Ungerechtigkeiten beseitigen und uns erlauben, eine bessere Gesellschaftsordnung aufzubauen. Das war unsere große Hoffnung. Bevor ich als vollamtlicher Gewerkschaftssekretär eingesetzt wurde, war ich achtzehn Monate arbeitslos gewesen – man hatte mich aus meiner Fabrik entlassen. In den langen arbeitslosen Tagen verschlang ich mit Heißhunger marxistische Bücher und schulte mich im Umgang mit den besten Klassenkämpfern jener Zeit. In diesen Kampfjahren gaben wir unserer Taktik den letzten Schliff und gelangten zu der Einheit der Aktion, die uns

zur gewerkschaftlichen Einigung und zu den Siegen der Arbeiterschaft des Jahres 1936 führte. In diesem Jahr hatte Frankreich die Ehre, der Arbeiterwelt die größten sozialen Reformen zu bringen: die Vierzig-Stunden-Woche, die Gesamtarbeitsverträge und den bezahlten Urlaub. Diese Reformen werden als ein Denkmal des historischen Sieges der französischen Arbeiterklasse in aller Gedächtnis bleiben. Für diesen Kampf, den meine Generation mit unbeugsamem Willen durchgeführt hat, haben wir alles geopfert; er bahnte der Volksfront den Weg und ermöglichte die Verwirklichung der sozialen Eroberungen.

Wir kannten keinen Unterschied zwischen dem gewerkschaftlichen Kampf und dem Kampf gegen die Faschisten; so konnte uns der Krieg von 1939 nicht überraschen. Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich mit meinen kommunistischen Kameraden des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes (C. G. T.) unter Haftbefehl. Das Dilemma, vor das der deutsch-russische Pakt uns stellte, verursachte ein beträchtliches Schwanken in den Reihen der Kommunistischen Partei Frankreichs. Ich, für meinen Teil, entschloß mich, bei meiner militärischen Einheit einzurücken.

Als im Juni 1940 die Legionen Hitlers in Paris einzogen, brausten in uns alle Traditionen Frankreichs auf, des Landes, das uns gut oder schlecht großgezogen hatte, das aber unser Land war. Mit Begeisterung haben wir uns zusammengefunden, um gegen die Besatzungsmacht zu kämpfen und unser Land und die weite Welt vom Hitlertum zu befreien.

Damals entschloß ich mich, in die Untergrundarmee einzutreten. Es bedeutete einen totalen Einsatz im Dienst der Kommunistischen Partei. Unsere Hauptaufgabe bestand darin, die Arbeiter und Arbeiterinnen für den unterirdischen Kampf sowohl gegen die Besatzungsmacht als auch gegen die Regierung von Vichy zu organisieren.

Dieser Kampf konnte legalen oder illegalen Charakter annehmen. Er ging vom Ringen um soziale Forderungen, um Brot und Löhne bis zur Sabotage und zum bewaffneten Widerstand gegen die Besatzung.



Wir waren ständig in Gefahr, verhaftet zu werden. Viele Leute wiesen uns von ihrer Türe. Wir waren bereit, Folter und Gefangenschaft zu erleiden, aber wir machten uns noch keine Vorstellung davon, wie weit der Feind entschlossen war, unsere Widerstandskraft mit jedem Mittel zu zermürben.

Damals geschah in meinem Leben ein wichtiges Ereignis, dessen Sinn ich eigentlich erst richtig verstehe, seitdem ich die Moralische Aufrüstung kenne. An einem Oktobertag 1941 mußte ich nach Toulouse gehen, um jene Gegend zu bearbeiten. In Avignon, wo ich umgestiegen war, hatte ich eine Zeitung gekauft. Als ich sie aufschlug, sah ich, daß man in Châteaubriand zweiundzwanzig Gewerkschafter an die Wand gestellt hatte. Unter ihnen waren mindestens zehn meiner Kameraden; einer von ihnen war mein bester Freund, der mit mir zusammen im Textilverband arbeitete. Dieser Tag war einer der schwarzen Tage des Widerstandes.

Der Zug war nicht geheizt, ich fror und war hungrig. Es war dunkle Nacht. Die Hinrichtung meiner Freunde und die Härte der Besatzungsmacht gegenüber der Untergrundbewegung der Kommunistischen Partei und der französischen Patrioten bedrückte mich. Einige Minuten lang fragte ich mich, ob ich die Untergrundbewegung verlassen sollte; ich erkannte auf einmal, daß meine Verpflichtung bis zum letzten Opfer führen könnte.

Ich versuchte dann, innerlich still zu werden, und plötzlich faßte ich den klaren Entschluß zu kämpfen, was es auch kosten würde. Ich spürte dann sofort, daß es die richtige Entscheidung war, denn ich fühlte eine unmittelbare Stärkung: ich wurde warm, ich hatte keinen Hunger mehr, und in mir wuchs ein eiserner Wille.

Zum ersten Mal hatte ich entdeckt, daß es eine höhere Macht gibt und daß in dem Augenblick, wo man die richtige Linie für das größte Wohl der Menschen einschlägt, diese höhere Kraft in Aktion tritt.

Ein anderes Ereignis kam zu dieser Entdeckung hinzu. Es war in Marseille, zwei Jahre später. Im Bahnhof Saint-Charles befand sich ein Zug von Deportierten, und es war dem Widerstand gelungen, sie alle aus dem Zug entweichen zu lassen. Der Bahnhof

liegt gerade neben einem Arbeiterviertel, „La-Belle-de-Mai“ genannt, wo ich mich eben befand. Mitten in der Nacht weckten mich die Leute, bei denen ich schlief, und sagten, es sei eine Razzia im Gange. Da sie nicht wußten, wen man suchte, hatten sie es mit der Angst bekommen, denn sie meinten, es handle sich um mich. Als ich die Aufregung dieser Leute sah, sagte ich mir: „Du machst dich am besten aus dem Staub; wenn die Polizisten hereinkommen, werden sie schon aus der Unruhe meiner Gastgeber Verdacht fassen, und du bist richtig in Gefahr, mitgenommen zu werden.“ Ich sagte zur Frau: „Laßt euch nicht stören, ich gehe.“ Es waren mindestens zwei- bis dreitausend Polizisten, die das Viertel einkreisten. Enger und enger schoben sie sich zusammen, und ich versuchte, ihnen zu entkommen.

Ich hatte nichts anderes bei mir als meine Mappe und meinen Mantel; es war sechs Uhr morgens; die Zange schloß sich zusehends. Und plötzlich, ohne zu wissen wie, war ich mitten unter Polizisten und Mobilgardisten. Ich war so ruhig, daß sie mich überhaupt nicht beachteten. Und so bin ich aus der Absperrung herausgekommen und konnte in aller Seelenruhe an meine nächste Verabredung gehen.

Ich könnte noch eine Reihe ähnlicher Erlebnisse anführen, vor allem wie ich sechsmal über die Zonengrenze ging, ohne jegliche Kontrolle. Als einzigen Ausweis trug ich bei mir eine einfache Identitätskarte, die außerdem noch gefälscht war.

Mehr als zehnmal war ich wirklich in Gefahr. Jedesmal, wie durch einen normalen Reflex, dachte ich an Gott und an meine Mutter. Ich versuchte, in aller Hast, so etwas wie eine Gewissensforschung durchzuführen. Ich fand in der Gerechtigkeit unserer Sache und Aktion die Verbindung zwischen meinem Gewissen und Gott. Oft, wenn sich meine Kampfgefährten mir anvertrauten, konnte ich feststellen, daß sie, obgleich sie wie ich in der Schule des Atheismus auferzogen worden waren, im Augenblick der Gefahr zu höheren Gewalten Zuflucht nahmen; in solchen Augenblicken schweigt die Dialektik.

Dieser Kampf führte uns zur Befreiung von Paris. Als ich den



letzten Kanonenschuß hörte, der die Übergabe der deutschen Truppen in Paris verkündete, habe ich mich, wie ich mich genau erinnere, auf eine Bank gesetzt und an alle meine Kameraden gedacht, die gefallen waren, und an die Kampfmethoden, die uns zu diesem Tag geführt hatten.

Schon vor der Befreiung von Paris hatte man mir verschiedene Aufgaben des Nationalen Widerstandsrats (C. N. R.: Conseil National de la Résistance) anvertraut. Ich hatte meinen Sitz in der Kommission des Innern, im Vorstand der Befreiungskomitees (Comités de Libération) und in der Sicherheitskommission (Commission de Sûreté). Diese letztere Kommission hatte die Aufgabe, alle Collaborateure in Lager zu stecken, vor allem diejenigen des wirtschaftlichen und industriellen Sektors. Ich übte auch gleichzeitig die Funktion des Generalsekretärs des Textilarbeiterverbandes aus.

Ein ganzes Leben gewerkschaftlicher Kämpfe hatte mich schwer mitgenommen, auch war ich ganz wund von den vier Jahren Untergrundaktion. Die brüderliche Solidarität, die in der Widerstandsbewegung unter uns geherrscht hatte, zerbröckelte bei der Rückkehr normaler Zustände. Ich mußte viel über die Vergangenheit und über die Kämpfe der letzten Jahre nachdenken. Ich begann, skeptisch zu werden in bezug auf unsere Parolen und auf die Methoden, die wir angewandt hatten. Die Solidarität hatte jetzt kleinen Eifersüchteleien Platz gemacht; die Ambitionen, die jetzt hochkamen, schufen ein Klima des Mißtrauens, gegen das aufzukommen ich nicht mehr die Kraft hatte. Ich benutzte den ersten besten Vorwand, um mich von der gewerkschaftlichen und politischen Aktion zu lösen. Ich war plötzlich ganz allein, mit leeren Händen und leerem Herzen. Für einen Kommunisten, der sich von der Partei trennt, ist das eine sehr schmerzliche Erfahrung.

Lange Zeit verfolgte mich ein Gefühl der Einsamkeit. Wenn man eine große revolutionäre Maschinerie verläßt und sie durch nichts ersetzt, kommt man sich nutz- und wirkungslos vor. Ich hörte die Leute reden, alle diese Krämer und Bürger, wie sie sich mit ihren kleinen Geschäften und politischen Parteien groß machten. Ich

dachte in mir selber: „Wie können die Menschen sich mit so kleinen Dingen und niederen Interessen beschäftigen!“

Gerade in jener Zeit kam es zur Spaltung in den Gewerkschaften. Einige meiner Kameraden in der Textilbranche fragten mich, ob ich ihnen helfen wolle, den Verband als Force Ouvrière wieder aufzubauen. Ich willigte ein.

Im Jahr 1950 machte ich die Bekanntschaft der Moralischen Aufrüstung. Wir waren gerade daran, unsere nationale Kollektivvereinbarung zu diskutieren. Die Arbeitgeber von Nordfrankreich schlugen uns besondere Bestimmungen für ihre Region vor. Um ein günstigeres Klima für unsere Diskussionen zu schaffen, luden sie uns ein, nach Caux zu kommen. Wir nahmen diesen Vorschlag an.

In Caux war ich aufs tiefste erstaunt, zu sehen, wie Hunderte von Menschen mit einem gleichen Ziel leben konnten, ohne ständig aneinander zu stoßen, und wie es überhaupt eine solche Ideologie geben konnte. Ich verbrachte drei Tage in Caux. Was mir besonders bei den Jungen auffiel, war, daß sie einen Glauben und eine Dynamik besaßen, die sich in verschiedener Hinsicht mit der Schwärmerei und Selbstlosigkeit überzeugter Kommunisten vergleichen ließ.

Andererseits hatte ich beobachtet, wie die Arbeitgeber der verschiedensten Länder, von dieser Atmosphäre getragen, anfangen, ihre frühere Haltung in Frage zu stellen, und als Menschen und Wirtschaftsführer ein neues Bewußtsein ihrer Verantwortung angesichts der Probleme bekamen, die durch die nationale und internationale Lage geschaffen wurden.

Meine Freunde von der Moralischen Aufrüstung haben mich oft wieder aufgesucht, und ich nahm eine Einladung für eine andere Konferenz in Mackinac an, wo ich die Bekanntschaft Frank Buchmans machte. Da wurde ich mir der zweiten revolutionären Aktion meines Lebens bewußt. Ein neuer Kampf lag vor mir mit dem Ziel, meinem Lande die Einheit wieder zu geben.

Als ich von Mackinac heimkam, machte ich die Probe mit dieser revolutionären Aktion, indem ich einige Dutzend Arbeitgeber aufsuchte und sie aufforderte, mit ihren Mitarbeitern und den ver-



schiedenen Arbeitsvertretern nach Caux zu kommen. So kamen mehr als achtzig Delegationen der Textilbranche im Sommer 1951 zur Konferenz nach Caux.

Das war nicht immer leicht. Aber ein Klima des Vertrauens ist entstanden. Es hat uns erlaubt, auf soliden Fundamenten zu bauen. Das alles führte zu den berühmten Vereinbarungen des 9. Juni 1953. Der Geist von Caux hat absolute Ehrlichkeit in die Beziehungen zwischen französischen Industriellen und Gewerkschaftern gebracht. Der Volksentscheid vom 28. September 1958 und die Ereignisse, die ihm vorausgingen, haben einem Satz in unseren Vereinbarungen eine noch größere Aktualität gegeben: „Die Textilindustrie“, heißt es da, „ist gewillt, ein wirtschaftliches und soziales Experiment zu machen im Interesse der Nation, in einem Geist des Dienens und mit einer sozialen Zielsetzung.“

Trotz großer ökonomischer Schwierigkeiten hat dieses Experiment den Textilarbeitern eine Lohnaufbesserung von 8% pro Jahr gebracht. Sie machte es der Industrie möglich, eine dritte bezahlte Ferienwoche zu bewilligen, dazu noch fünf bezahlte Feiertage und die Gewährung eines zusätzlichen Ruhegehaltes für alte Arbeiter. Der gleiche Geist, der die Vereinbarungen des 9. Juni inspirierte, hat zur Schaffung eines zwischengewerkschaftlichen Studienbüros geführt. Mit Hilfe dieser Institutionen stellten wir ein ständiges und ehrliches Inventar der Textilberufe auf. Wir kontrollieren die Arbeitslöhne und die verschiedenen Arten ihrer Berechnung; 1400 militante Arbeiter sind durch unsere gewerkschaftlichen Schulungskurse gegangen.

Eine paritätische Sozialkommission von mindestens sechzig Mitgliedern diskutiert im einzelnen die Lohnsituation. Die Verhandlungen dieser Kommissionen haben oft während der wirtschaftlichen und politischen Krisen dieser letzten Jahre stattgefunden. Alle diese Zusammenkünfte sind erfolgreich gewesen. Unser Industriezweig gehört zu denjenigen, die seit 1951 am wenigsten Streikbewegungen gekannt haben. Die Ergebnisse unserer Unterhandlungen kommen 8000 Betrieben und 520000 Textilarbeitern und -arbeiterinnen zugute. Man kann die Vereinbarungen des

9. Juni, ihren Geist und ihre Früchte nicht von der Arbeit der Moralischen Aufrüstung, die im Laufe der letzten Jahre in Frankreich geleistet wurde, trennen.

Angesichts der Kämpfe und Geschehnisse der letzten dreißig Jahre kann ich mein Leben und Denken in drei Etappen einteilen. In der ersten habe ich mich völlig mit den Traditionen der französischen Arbeiterbewegung identifiziert; in der zweiten, der Zeit der Besetzung, habe ich oft an die Kräfte des Guten und an eine höhere Kraft gedacht; endlich, in der dritten, hat mich die Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung zu einer Gesamtkonzeption der Welt geführt.

Ich erinnere mich an die marxistischen Voraussagen, nach denen die Verbesserung der Lebensbedingungen dem Menschen erlauben würde, besser, weitsichtiger und ungetrübter zu denken. Der Marxismus behauptet, der Mensch sei sich selbst entfremdet durch schweres Verhängnis, durch die Angst, durch die Not und durch sein eigenes Denken. Ich habe lange geglaubt, daß die materielle Verbesserung der Lebensbedingungen von selber dieses höhere Denken und diese feste Brüderlichkeit schaffen würde, die wir während der Kämpfe gekannt hatten und die unsere Stärke gewesen waren. Aber ich habe feststellen müssen, daß die Opfer der einen für die anderen oft mit Undankbarkeit bezahlt wurden.

In der Zusammenarbeit mit den Menschen der Moralischen Aufrüstung habe ich sofort begriffen, daß diese Ideologie weiter geht als der Marxismus. Sie hat mir die Gewißheit einer besseren Gesellschaftsordnung gegeben, deren Grundlage ein vollkommenes menschliches Verhalten ist. Der Menschentyp, den die Moralische Aufrüstung schafft, öffnet der Menschheit den Zugang zur höchsten Stufe der Kultur.

Die Revolution der Produktion ist im Gang. Aber die Revolution der Güterverteilung bedarf der Moralischen Aufrüstung, wenn sie gelingen soll: Erzeuger und Verbraucher müssen sich den moralischen Imperativen unterordnen. Die Geschichte der Bourgeoisie zeigt, daß die gesättigten Menschen nicht notwendigermaßen die höheren Menschen sind. Wenn wir wollen, daß die Menschen von



heute und morgen die Kultur vorwärtsbringen, dann müssen wir einen höheren Geist zu Hilfe rufen.

Die Gelehrten der ganzen Welt und die zwei Großmächte haben sich die Eroberung des Weltraumes zum Ziel gesetzt. Man spürt, wie der menschliche Geist übersättigt ist mit den bloß irdischen Experimenten und wie die kühnsten, intelligentesten, hellsten Köpfe nach den Himmelsräumen Ausschau halten. Man begreift, daß es eine zwingende Notwendigkeit für den Geist ist, sich über das menschliche Denken und Schauen hinaus zu wagen. Und hier entwirft die Moralische Aufrüstung eine Kultur, die man nicht an den Maßstäben der uns bekannten Kulturen messen kann.

Der Erfolg einer Revolution hängt von dem Zusammenspiel der Inspiration mit der Realisation ab. Fünfzig Jahre des Kampfes haben zum Ausgangspunkt gehabt, daß die ökonomischen Imperative unausweichlich zu moralischen Imperativen führen. Diese Kämpfe waren sicher in der wirtschaftlichen Situation der ganzen Welt eine Notwendigkeit, aber wir sind nicht weniger gewiß, daß die heutige Welt von den moralischen Imperativen ausgehen wird, um den Erfolg der wirtschaftlichen Imperative zu sichern. Und hier bekommt die Ideologie der Moralischen Aufrüstung ihre volle revolutionäre Bedeutung.

Die von der Moralischen Aufrüstung geforderte innere Umwandlung des Menschen, die wir angenommen haben, beseitigt alle Widersprüche zwischen unserem Ich und unseren revolutionären Zielen. Unsere persönliche Änderung ist das Vorspiel zum Menschen von morgen.

Zum eigenen Handeln des Menschen der Moralischen Aufrüstung und zum Handeln ihrer ganzen Mannschaft kommt hinzu der ungeheure und geheimnisvolle Zustrom der unsichtbaren Kräfte, die neben uns am Werke sind, um den Sieg des Guten über das Böse zu sichern.

*Maurice Mercier, Generalsekretär des Textilverbandes C. G. T. – F. O.*

*Frankreich*

## *Der menschliche Torpedo*

Als ich im Jahre 1943 für die Marine-Schule ausgesucht wurde, empfand meine Familie darüber eine stolze Genugtuung. Ich auch. Dreihundert junge Leute meiner Provinz hatten die Examen zu machen. Alle Tage gab es eine Anzahl von Verzichteten. Am vierten Tag waren wir nur noch fünfzig. Am dritten November war ich der Einzige, dem man die Wahl zwischen der Armee und der Marine freistellte. Das hatte harte Arbeit gekostet in jener Zeit. Nach der japanischen Zählung war ich achtzehn Jahre alt, im Westen wären es siebzehn gewesen.

Ich bin Japaner, das älteste von acht Kindern. Ich habe drei Schwestern und vier Brüder, und wir wohnten mit unsern Eltern auf der Insel Sachalin. Mein Vater war reich und angesehen; wir besaßen unser eigenes Haus und viele Bauernhöfe.

Der Krieg sollte hinter all das den Schlußpunkt setzen. Unsere Familie verlor alles, und 1945 flohen meine Mutter und meine Schwestern vor den ankommenden Russen. Damals unterzog ich mich nahe bei Hiroshima der speziellen Schulung, um als menschlicher Torpedo – „Selbstmord-Torpedo“ genannt – ausgebildet zu werden. Mein Vater, der die Funktion eines Bürgermeisters ausübte, mußte zwei Jahre unter russischer Besatzung zurückbleiben.

Die Marineschule bildete eine Elite; wir hatten natürlich besondere Uniformen und ausgezeichnetes Essen, sogar im letzten Jahr des Krieges, als schon die amerikanischen Bomber ihre Angriffe begonnen hatten. Ich erinnere mich, wie ich für die Sommerferien heimkehrte: ich reiste zweiter Klasse und nicht in dem billigen Abteil der dritten Klasse; die jungen Mädchen schauten uns nach, um uns in den kurzgeschnittenen Waffenröcken zu bewundern. Wir aber standen unter Dienstbefehl und wollten nicht gegen die Disziplin verstoßen, indem wir uns mit ihnen einließen.

Nach anderthalb Jahren war es mir möglich, mich als Freiwilliger für die Selbstmordformation zu melden. Man bezog keinen zusätzlichen Sold.

Ich weiß nicht, ob man sich das Klima vorstellen kann, in dem



wir lebten. Mit dem heutigen Abstand kommt es mir vor wie ein Angsttraum. Aber wir nahmen die Sache sehr ernst: Disziplin und Hingabe. Seit unserer Kindheit waren wir auf den Gedanken, für den Kaiser zu sterben, vorbereitet worden. Wir hatten gelernt, Feigheit mehr als alles zu hassen. Unsere Eltern hätten uns lieber tot als in Kriegsgefangenschaft gesehen. Ich fühlte in mir die Seele der alten Samurai und war entschlossen, für den Kaiser bis zum letzten zu kämpfen.

Es war unmöglich, vorauszuwissen, welcher Abteilung man zugeteilt werden würde; das blieb geheim bis zum Augenblick, da die eigentliche Schulung begann. Es gab vier Abteilungen: die *kamikazi*, besonders geschulte Sturzkampfflieger für Fernziele; die *kaiten* für Unterseeboote und als Torpedo-Menschen; Piloten für Küstenboote und endlich Männer, denen man beibrachte, mit einer Dynamitladung in eine Truppenkonzentration, die eine erfolgreiche Landung vollzogen hatte, hineinzuspringen. Ich wurde der Sektion der *kaiten* zugeteilt, den Piloten der bekannten Torpedos. Das Wort *kaiten* bedeutet „Wender des Schicksals“. Man schickte uns weiter südlich an die Küste, etwa zwölf Kilometer von Hiroshima. Wir haben ungefähr sechs Monate gearbeitet. Um fünf oder halb sechs morgens geweckt, übten wir den ganzen Tag, große zigarrenförmige Torpedos gegen die verwundbarsten Stellen amerikanischer Kriegsschiffe zu lenken. Diese Übungen wurden absolut geheim durchgeführt: im Schutz von streng bewachten Mauern stiegen wir durch eine Falle ein, die hinter uns geschlossen wurde, und da, im Bauch unseres großen Fisches liegend, der ungefähr viermal länger als wir selbst war, betätigten wir mit Händen und Füßen die Steuerknüppel, die uns unter der Meeresoberfläche gegen den Feind führten.

Wir hatten ein Periskop, das uns nahe der Oberfläche diente, und natürlich einen Sauerstoffvorrat. Die Zielscheibe war ein Kriegsschiff, das elektrisch im Blickfeld unseres Periskops hin und her ging, und ein Zeigerapparat gab an, ob wir unser Ziel erreicht hatten oder nicht.

Eines Tages würde der Befehl kommen, das war uns bewußt, und

an diesem Tage würden wir zum letzten Mal in unser Torpedo einsteigen. Unsere Freunde würden den Einsteigdeckel zuschrauben, das Wasser würde um uns hochgehen und das Periskop überschwemmen, der Motor würde die Richtung zum Feinde einschlagen. Wir würden zwei Stunden Sauerstoffversorgung vor uns haben – mehr als genug, denn für den Fall, daß wir das Ziel verfehlten, war der Torpedokopf so reguliert, daß das Ganze nach zwei Stunden explodieren würde.

In Erwartung dieser Dinge verbrachten wir die Sonntage in diesem Sommer mit allerlei Zeitvertreib. Ich las mit Vorliebe Hegel, Kant, Goethe und Plato. Wir konnten am Radio klassische Musik hören. Ich war besonders beglückt, wenn ich Händel hörte. Heute scheint man am Radio ausschließlich Cowboy-Lieder zu singen.

Ich erinnere mich an einen dieser warmen schläfrigen Augusttage. Ich stand im Schatten eines großen Baumes. Die Bombardierungen hatten im Laufe dieses Sommers 1945 sehr zugenommen; ich beobachtete ein nahendes Grumman-Jagdflugzeug. Da es kein Bomber war, rannte ich nicht in Deckung. Plötzlich – br-r-r-rt – eine Salve aus dem Maschinengewehr! Mit einem Sprung war ich hinter dem Baum. Nie bin ich so nah am Tode vorbeigegangen.

Einige Tage später standen wir eben vom Frühstück auf. Es war ungefähr 8 Uhr 15, ein heißer und klarer Morgen. Plötzlich öffnete sich die Türe unter dem Druck einer ungeheuren Explosion, eines wirklichen Luftwalls. Über Hiroshima erhob sich weit in den Himmel hinauf eine Wolke wie rosarotes Nylon in Form eines Pilzes!

In den folgenden Tagen drängten wir uns in immer engeren Raum zusammen. Verwundete mit fürchterlichen Verbrennungen unter ihrem Verbandszeug kamen immer zahlreicher, und wir gaben ihnen unsere Betten. Wir mußten Leichen, die an den Strand geschwemmt wurden, beerdigen – die Leichen derjenigen, die ihre Brandschmerzen stillen wollten, indem sie sich in den Fluß oder ins Meer stürzten. Noch heute kommen sie mir in meinen Angstträumen vor.

Als der Krieg beendet war, stürzte alles zusammen. Ich konnte



keine Nachrichten von meiner Familie erhalten und glaubte, sie seien alle tot. Ich hatte keinen Grund mehr, mir irgendeinen Zwang oder eine Disziplin aufzuerlegen. Ich versuchte am schwarzen Markt und durch diese oder jene Beschäftigung Geld zusammenzuraffen.

Ich beschloß, mein Studium fortzusetzen. Zehn Prozent der verfügbaren Plätze in den Universitäten waren für die Militär- und Marineschüler reserviert. Der Konkurrenzkampf war erbittert. Ich hatte das Glück, in eine ausgezeichnete Schule (heute die Universität von Kyoto) eintreten zu können. Ich studierte allgemeine Fächer.

Ungefähr zwei Monate später war ich eines Abends unterwegs zur Schule. Es war sehr kalt. Drei amerikanische Soldaten hielten mich auf der Straße an, nahmen mir alle Wertgegenstände weg, die ich bei mir hatte, inbegriffen das Geld für mein Stipendium, das mir bewilligt worden war. Kurz darauf kamen die Rechnungen für die Schule. Ich konnte sie nicht zahlen und mußte gehen.

Wenn ich ein wenig Geld erhaschen konnte, aß ich Süßkartoffeln und Reis. Einmal hatte ich zwei Wochen lang nichts anderes zu essen als Meerrettich und Salz. So ging es auch allen andern. Wir froren, wir hungerten, wir waren voll bitterster Auflehnung.

Ich entdeckte in diesem Winter, daß meine Familie am Leben war, außer meiner Großmutter, die wir alle sehr liebten. Sie war auf einem Schiff gewesen, das die Russen torpedierten. Ich war wütend auf die Russen, weil meine Eltern mit nichts wieder anfangen mußten und mich nicht unterstützen konnten. Ich war wütend auf die japanische Regierung, die uns in den Krieg geführt hatte und schuld war an unserem elenden und verzweifelten Zustand. Ich war wütend auf die Amerikaner der Atombombe wegen, weil sie mich bestohlen hatten und weil sie mit einer Büchse Konserven oder ein paar Zigaretten fast jedes junge japanische Mädchen verführen konnten.

Monatelang mußte ich um jeden Pfennig kämpfen. Ich nahm den Zug, um irgendwo Arbeit zu suchen. Wenn der Schaffner meine Fahrkarte verlangte, machte ich mit der Hand eine Bewegung

über die Schulter, um ihn glauben zu lassen, ich hätte in einem anderen Abteil die Kontrolle bestanden; so fuhr ich, ohne den Fahrpreis zu bezahlen. Alle Disziplin, die ich mir in der Marineschule auferlegt hatte, war durch die innere Auflehnung und die Enttäuschungen weggefeigt worden. Ich begann damals, meinen Beinamen *Deko*, der Harte, zu verdienen. Ich organisierte eine Bande, die am schwarzen Markt mit Reis handelte, der sehr schwer zu bekommen war, oder mit amerikanischen Zigaretten, die noch seltener waren.

Endlich, im April 1947, bekam ich ein Stipendium, um Ingenieurwissenschaften an der Universität Aoyama Gakuin in Yokosuka zu studieren. Ich hatte die leise Hoffnung, daß eine solche christliche Schule meine Rettung werden könnte. Nach zwei dunklen Jahren ungeordneten Lebens als Schwarzhändler litt ich unsäglich. Ich erinnerte mich an eine Weihnachtsfeier unter Christen, der ich als Zwölf- oder Dreizehnjähriger beigewohnt hatte. Das war so ganz anders als mein jetziges Leben gewesen.

Ich fand Arbeit als Geschirrwäscher in einer amerikanischen Marinebasis, die sich nahe bei unserer Schule befand. Wir bekamen am Tag nur eine Mahlzeit. Wir waren so hungrig, daß es uns fast unmöglich war, der Versuchung, irgendwelche Abfälle aufzulesen, zu widerstehen. Aber wir wußten, daß man uns entlassen hätte, wenn wir dabei ertappt worden wären. Ich wollte diesmal meine Chance zu studieren nicht verlieren. Ich erinnere mich an den Zorn, der mich packte, wenn ich sah, daß man gute Nahrung in die Abfallkiste warf.

Verschiedene Studentenorganisationen kämpften an unserer Hochschule um die Vorherrschaft. Unsere Schule besaß ein Boot. Ich war ein ehemaliger Marineschüler. Ich trug immer noch die Uniform, ich hatte kein Geld, um mir einen Anzug zu kaufen. Wenn es mir gelänge, das Schiff in Bewegung zu setzen, würde ich alle für mich gewinnen. Allerdings war das Benzin rationiert. Die Amerikaner hatten es im Überfluß, wie ich wußte. Warum nicht versuchen, es dort zu holen? Ich war mir darüber klar, daß die Wache schießen würde, wenn ich entdeckt würde.



Ich wartete auf eine dunkle Nacht, um über die Absperrung zu klettern und mich einem Lastwagen der Marinebasis zu nähern. Gerade im Augenblick, da ich den Benzintank anzupfen wollte, hörte ich Schritte. Mein Herz schlug heftig, und in kalten Schweiß gebadet kroch ich unter den Lastwagen. Es war ein Militärpolizist, der mich aber nicht sah und seines Wegs ging.

Die folgenden Tage führte ich die Studenten mit dem Schiff spazieren. Wir bemühten uns, außer Sichtweite der Marinebasis zu bleiben: sie hätten sich fragen können, wie wir mitten in der Rationierung Benzin für Vergnügungsfahrten beschafft hätten.

Eines Abends hatten wir eine Panne gerade in dem Augenblick, da sich ein Sturm erhob. Eine starke Strömung riß uns schneller mit, als das Segel uns hätte zum Landungssteg zurückbringen können. Wir hatten alle Angst. Erst bei Morgengrauen gelang es mir, das Schiff an einem Strand auflaufen zu lassen. Wir knieten alle auf dem Sand nieder, um der Vorsehung für unsere Rettung zu danken.

Nachträglich vernahmen wir, daß von der Marinebasis aus ein Flugzeug ausgesandt worden war, um uns zu suchen, als sie hörten, daß wir in Schwierigkeiten geraten waren. Man fand uns aber nicht. Trotz meines Hasses gegen die Amerikaner mußte ich wohl oder übel zugeben, daß sie auch ihr Gutes hatten.

Die Bootfahrten und die Art, wie ich das Benzin beschafft hatte, erregte die Bewunderung der Studenten. Ich wurde zum Präsidenten erwählt.

Damals wußte ich nicht viel von den Kommunisten, aber ich erinnere mich eines Mannes, der mich aufsuchte. Er wollte meinen Haß aufstacheln. Viele der besten Marineschüler haben den Kommunisten Gehör geschenkt und sind heute selber Kommunisten.

Wenn ich zurückblicke, glaube ich, daß ich ihnen nur deshalb nicht folgte, weil zur gleichen Zeit ein anderer Mann, der ebenfalls für ein großes Ziel lebte, mich zu gewinnen suchte.

Es war ein Amerikaner, Roland Harker, der junge Inspektor unserer Schule. Sein Japanisch war besser als mein Englisch. Wir benutzten damals eine Mischung von Japanisch und Englisch. Ich

konnte nicht anders, als ihn zu lieben, weil er sich für jeden von uns als Menschen zu interessieren schien.

Ich war der Verantwortliche unseres Schlafsaals geworden. Er verbrachte zwei oder drei Abende in der Woche mit uns, um Spiele zu organisieren, damit wir in der Kälte uns erwärmten, und wir liebten seine Gesellschaft. Er erzählte uns eine Geschichte nach der andern von jungen Menschen wie wir, die ihr Leben völlig geändert hatten.

Das interessierte uns lebhaft. Bei der Existenz, die wir führten, erwarteten wir nicht mehr viel vom Leben.

Da ich kein Geld hatte, um heimzufahren, verbrachte ich meine Weihnachtsferien im Schlafsaal. In Japan ist der Vorabend vor Neujahr ein großes Fest. Roland hatte wohl erraten, wie einsam ich mich fühlte, denn er lud mich zu sich ein. Er servierte mir ein gutes gehacktes Beefsteak. Was für ein Leckerbissen im Vergleich zu meinen Süßkartoffeln. Wir machten allerlei Zündholzspiele auf dem Tisch. Er sprach mit mir über absolute moralische Maßstäbe. Das war ganz anders, als ich bisher gelebt hatte. Er sagte mir auch, es sei möglich, auf die innere Stimme zu hören, um zu wissen, was man tun solle, und er erklärte, wie man es mache. Ich hatte bisher nur auf die Stimme des Ehrgeizes, des Geltungstriebes und anderer Leidenschaften gehört.

Es war eine Herausforderung: „Während des Krieges gabst du dein Leben für dein Land?“ – „Ja.“ – „Warum könntest du es nicht für den Aufbau einer Welt, wie du sie haben möchtest, geben?“ An diesem Tag antwortete ich nicht auf seine Frage.

Ich mußte immer an das gestohlene Benzin denken. Ich wagte nicht, dieses Thema anzuschneiden. Die Amerikaner hätten mich wahrscheinlich zur Zwangsarbeit in Okinawa verurteilt. Auf alle Fälle wäre ich von der Universität ausgeschlossen worden.

Ich begann jedoch im Lauf der folgenden Wochen zu „horchen“, wie er es angeregt hatte. Es war keine durch militärischen Zwang auferlegte Disziplin. Es kam von innen, aus dem Herzen und dem Willen, und daher kam die überzeugende Kraft.

In diesem Frühling beschämte Roland uns alle. Wir fanden ihn,



den Inspektor, eines Tages, wie er in alten Kleidern die Schutthaufen vor unseren Gebäuden wegräumte. Unser erster Gedanke war: „Er ist verrückt!“ Aber man konnte nicht anders, als auch mit ihm Hand anzulegen. Die Schule war nicht reich, und die ganze Operation kostete keinen roten Heller.

Ungefähr zur gleichen Zeit fing ich an, über die vier moralischen Grundsätze nachzudenken und mein Leben Punkt für Punkt an ihnen zu messen. Aber es gelang mir immer noch nicht, vom Benzin etwas zu sagen.

Bald darauf lud mich Roland ein, seine Wohnung mit ihm zu teilen. Sie war wunderbar warm, und ich hatte seit drei Jahren nicht mehr so viel gegessen.

Einige Tage später fand eine Versammlung der Moralischen Aufrüstung in einem der großen Klubs von Tokio statt. Da habe ich mich entschlossen, den Schritt zu wagen, dem ich seit dem Neujahr auswich.

Ein ehemaliger Ministerpräsident war anwesend, ebenfalls ein Onkel des Kaisers und andere Persönlichkeiten. Ich war einer von denen, die das Wort ergriffen. Ich erzählte, was ich von der Moralischen Aufrüstung wußte, und nachher kam jemand, um mir zu danken. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich nicht mehr zurückweichen konnte und daß ich vom gestohlenen Benzin reden mußte, was es mich auch kosten sollte.

Ich fand Roland in seinem Zimmer und setzte mich auf das Bett neben ihn. Ich hatte wahnsinniges Herzklopfen, und ich fühlte, wie sich alles in mir sträubte. Ich hatte Angst, daß er mich nicht mehr bei sich haben wollte. Schließlich sagte ich ihm in einem Zug, daß ich bei der Marinebasis Benzin gestohlen hatte und warum. Ich glaube, daß er die ganze Zeit gespürt hatte, daß ich etwas verbarg. Auf alle Fälle schien er zu begreifen, daß ein Kerl wie ich nicht anders konnte, als schließlich alles ehrlich herauszusagen.

Ich wußte, daß ich auch zum Kommandanten der Marinebasis gehen mußte. Ich hatte noch mehr Angst als am Abend, da ich mich unter dem Lastwagen versteckte. Ich erzählte ihm stotternd, daß ich Benzin gestohlen hatte, und bat ihn um Verzeihung. Er war

überrascht. „Na, so was“, sagte er, „aber das ist es gerade, was wir nötig haben“ . . . und er ließ mich straflos gehen. Auf dem Heimweg regnete es in Strömen, aber ich hatte ein so strahlendes Lächeln, daß sich alle nach mir umkehrten.

An diesem Tag war meine Bitterkeit gegen die Amerikaner verfliegen.

Der nächste Schritt war aber noch schwieriger: mit meinen Eltern bei meiner Rückkehr nach Hokkaido im Sommer ganz ehrlich zu sein. Wir haben eine Redensart in Japan: Ein Japaner fürchtet sich vor Erdbeben, Feuersbrunst, Taifun . . . und vor seinem Vater.

Ich begann, meinem Vater alles zu sagen, was ich getan hatte und worüber ich mich schämte. Er wurde bleich und sagte kein Wort – ich wußte nicht, was schiefgegangen war. Er war buchstäblich wie aus Stein mit mir, neun Tage lang, bis er den Mut fand, mir etwas zu erzählen, was er unter der russischen Besatzung getan hatte und dessen er sich unsagbar schämte. Seither sind wir wahre Freunde geworden.

Ich mußte nachher zum Bahnhofsvorsteher von Tokio gehen, um die Reisen zu bezahlen, die ich schwarz gefahren war. Er war erstaunt, nahm meine Entschuldigung an, wollte aber das Geld nicht behalten, das ich ihm als Rückzahlung gegeben hatte; er schickte es der Moralischen Aufrüstung und hat seither regelmäßig einen Scheck gesandt.

Der Bahnhofsvorsteher nahm mich dann mit zum Gouverneur der japanischen Eisenbahnen. Ich sagte auch ihm, wie mir meine Unehrlichkeit leid tat und wie mein Leben sich gewandelt hatte. In der Folge stellte er seinen Konferenzsaal unentgeltlich der Moralischen Aufrüstung zur Verfügung.

Seit jener Zeit habe ich meine Studien vollendet und an der Arbeit der Moralischen Aufrüstung in Europa, Amerika und Asien teilgenommen.

Als ich zum ersten Mal Frank Buchman traf, war es am Ende einer Konferenz auf der Insel Mackinac im Staate Michigan. Er hatte einmal alle Japaner zu einem Essen in einer Villa der Insel eingeladen, aber persönlich hatte ich mich immer nur vor ihm ver-



neigt. Diesmal befanden wir uns in einem Zug, der nach dem Westen, nach Los Angeles fuhr. Er schickte mir in mein Abteil eine Einladung zum Mittagessen. Ich bereitete mich mehrere Stunden lang auf alles vor, was ich dem „großen Mann“ sagen wollte. Während des Essens sagte er kein Wort, es sei denn von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über die Landschaft, die herrlich war. Nach dem Essen stand er auf und dankte sehr höflich dem Schwarzen, der uns bedient hatte.

An diesem Tage begriff ich, daß ich einen großen Führer ins Zentrum meines Lebens hatte setzen wollen, statt Gott. Das ist eine Gefahr, der wir in Japan sehr leicht verfallen. Ich sagte es Frank am folgenden Tag. Er lächelte und sagte: „Fein, fein.“ Er hat mich bei diesem Mittagessen mehr gelehrt, indem er nichts sagte, als er es mit tausend Worten hätte tun können.

Ich erinnere mich an eine andere Gelegenheit, wo er noch einmal sehr wenig sagte, wo aber seine Worte ins Schwarze trafen! Wir waren in Madras mit einer großen Mannschaft, die verschiedene Schauspiele aufführte. Ich wies mit anderen zusammen die Plätze an. Wir kamen überein, daß es zu warm war, um den Leuten zu erlauben, hinten im Saale zu stehen. Frank und seine Gäste wären dadurch belästigt worden. Mehrere hundert Leute wurden so fortgeschickt.

In der Pause kam Frank heraus und bemerkte: „Es sind heute nicht viel Leute da.“

Wir sagten ihm, was wir angeordnet hatten.

„Was?“ donnerte er uns an, „Ihr habt sie fortgeschickt? Diese Leute, die stundenlang in der brennenden Sonne in der Hoffnung gewartet haben, einen Platz zu finden?“

Wir sagten, daß wir es sehr bedauerten. „Ich auch!“ sagte er.

Am folgenden Tag hatte ich Angst, Frank zu treffen. Ich glaubte, ich hätte alles verdorben, und war sehr entmutigt. Ich versuchte, ihm auszuweichen, aber er kam direkt auf mich los. Er zwinkerte mit den Augen, als er mich fragte: „Nun, wie geht es heute?“ Er lächelte mir zu. Ich spürte, daß er mir vergeben hatte. Er haßt die Sünde, aber er liebt den Sünder.

Von einer anderen Konferenz ist mir der Direktor einer Luftfahrtgesellschaft in Erinnerung, der sich von Frank Buchman verabschiedete. Eine Mannschaft sollte gerade im Flugzeug nach Indien gehen. Dieser Mann sprach Frank seine ganze Dankbarkeit für die Einheit und das Glück aus, die er mit seiner Familie gefunden hatte.

„Was werden Sie tun, um der Welt die Moralische Aufrüstung zu bringen?“, fragte Frank. „Ich werde den ganzen Betrag meiner Lebensversicherung geben“, antwortete der Mann. Alle Anwesenden dachten: „Das ist großartig“ – aber Frank gar nicht. „Und was noch?“, fragte er. „Ich werde denjenigen, die nach Indien reisen, Plätze anbieten.“ Wir fingen an, verlegen zu werden, und schauten auf den Boden. „Und was noch?“ fragte Frank noch einmal. „Ich werde mich selber für diesen Kampf geben.“ „Das ist gut“, antwortete Frank.

Noch ein anderer Mensch hatte großen Einfluß auf mein Leben. Es war ein junger Japaner, Yori Mitsui, der Sohn von Takasumi Mitsui, aus der sehr bekannten großen Industriellenfamilie. Im Jahr 1951 stellte Yori seine ganze Energie in den Dienst einer Delegation von 75 Japanern, die die Moralische Aufrüstung in Europa und Amerika studierten. Er ist dann schwer erkrankt, aber auf dem Sterbebett in der Mayo-Klinik gab er sich, ohne sich zu schonen, allen, die ihn umgaben. Er war einundzwanzig Jahre alt.

Als wir in Pasadena, Kalifornien, seinen Sarg ins Grab senkten, entschloß ich mich, seinen Kampf weiterzuführen. Wenn Entmutigung über mich kommt, denke ich seitdem an Yori, und ich weiß, daß ich mein Versprechen nicht brechen kann. Viele Japaner haben seither an seinem Grab eine neue Inspiration für ihr Leben bekommen. Auf seinem Grabstein sind die Worte Frank Buchmans eingemeißelt: „Yori lebt in der himmlischen Herrlichkeit, um für immer Japan mit Amerika zu einigen.“

Nie werde ich die Tage, die ich 1955 in Manila verbrachte, vergessen.

Ich war einer der ersten Japaner, die nach dem Krieg in die Philippinen gingen. Wir waren von einer der angesehensten Familien



eingeladen – obgleich es fast undenkbar schien, daß ein Japaner über die Schwelle eines philippinischen Hauses gehen könnte, so ungeheuer war der Haß, den der Krieg zurückgelassen hatte.

Eine Frau erzählte uns, was japanische Offiziere ihrer Familie angetan hatten. Diese Offiziere, die mehrere Monate bei ihren Verwandten einquartiert waren, fürchteten die Vergeltung, die ihnen von den Philippinen beim Nahen der Amerikaner drohte. Sie hatten alle Verwandten dieser Frau mit vielen anderen Filipinos in eine Kirche eingeschlossen. Nachdem sie das Gebäude mit Benzin übergossen hatten, legten sie Feuer daran.

„Wie habt Ihr so grausam sein können?“ fragte sie mich.

Was konnte ein Japaner antworten? Schließlich sagte ich: „Das alles tut mir zutiefst leid. Ich will mein ganzes Leben daran geben, um das Unrecht, das die Länder unter den Japanern erlitten haben, wieder gutzumachen. Ich will dafür arbeiten und leben, daß die Japaner nie mehr so etwas tun können.“

Es ist der Einsatz meines ganzen Lebens – und meine Frau Yuriko ist auch dabei.

*Hideo Nakajima, Japan*

### *Drei Brüder, ein Ziel*

Die Leute trauten ihren Augen kaum, als in Atpadi, einem verlorenen Dorf im Herzen Indiens, drei Cowboys und eine riesige Baßgeige einem alten Plymouth, Modell 1938, entstiegen. Auf der staubigen, von der Sonne versengten Straße hatte dieser alte Wagen manchen Büffelkarren überholt und da und dort tiefe Spuren in den Schlamm gegraben.

Rajmohan Gandhi, der Enkel des Mahatma, war der Freund und Führer von uns Cowboys. Man hatte uns zu einem Zusammenreffen mit Vinoba Bhave, dem großen Schüler Gandhis, eingeladen. Im Laufe der letzten Jahre hat dieser Heilige Tausende von Kilometern zu Fuß zurückgelegt, wobei er, das Werk des Mahatma

fortführend, von Dorf zu Dorf ging und die Grundbesitzer aufforderte, Land an Leute abzutreten, die keines besitzen.

Nachdem wir uns am Dorfbrunnen gewaschen und das Mahl eingenommen hatten, das uns die Bäuerinnen auf Bananenblättern bereitet hatten, kam die Kunde, daß Vinoba uns sehen wollte. Wir hatten eigens für ihn ein Lied komponiert. Zu dritt sangen wir es und begleiteten es auf unseren Instrumenten. Er hörte uns zu, lächelte dabei und schlug den Takt mit den Fingern. Die Worte sangen wir in seiner Sprache. Sie lauteten: „Es gibt genug Land in der Welt für die Bedürfnisse aller, aber nicht genug für die Begehrlichkeit der Menschen. Wenn jeder genug liebte, wenn jeder genug teilte, dann hätte jeder zum Leben genug.“ Nachdem Vinoba mehrere unserer Lieder gehört hatte, lud er uns ein, ihn zu seiner großen öffentlichen Versammlung zu begleiten. Unweit des Hauses saßen wohl zehntausend Personen am Boden und harrten erwartungsvoll, den heiligen Mann zu sehen und zu hören. Wir sangen zu Beginn für die Menge, Rajmohan übersetzte. Dann begann Vinoba seine Ansprache, der er die Worte unseres Liedes zugrunde legte. Alle brachte er zum Lachen, als er auf Ralphs große Baßgeige zu sprechen kam.

Am nächsten Morgen machten wir uns um halb fünf mit Vinoba und seinen Getreuen auf den Weg, um uns zu Fuß zum nächsten, zehn Kilometer entfernten Dorf zu begeben. Die ganze Bevölkerung kam uns entgegen, um Vinoba zu empfangen und zu ehren. Zur Begrüßung war ein Willkommens-Bogen über die Straße gespannt worden. Wir mußten uns einen Weg durch die Dorfbewohner bahnen, die sich in den fröhlich geschmückten Gassen drängten. Vinoba bat uns, wiederum zu singen und zur Menge zu sprechen. Bevor wir im alten Plymouth, der uns im Dorf erwartete, wegfuhr, ließ uns Vinoba rufen und sagte: „Ihr und ich, wir müssen zusammenarbeiten. Wir müssen einen moralischen Block bilden und die Welt für unsere Sache gewinnen.“

Auf der Rückfahrt winkten uns noch lange die Frauen des Dorfes, die am Fluß ihre Wäsche wuschen, freundlich nach.

Was hatte uns dazu gebracht, uns, drei Brüder in Cowboy-Klei-



dung, drei junge Amerikaner wie so viele andere, in diesem Dorf zu singen, das so weit entfernt und so ganz anders als unser Heimatland ist, und zwar Seite an Seite mit einem heiligen Manne Indiens? Dies ist unsere Geschichte:

„Ich habe eine Idee! Wie wäre es mit einem Orchester?“ schlug einer von uns vor, als wir an einem Regensonntag zu Hause saßen und überlegten, was wir tun sollten, um nicht aus lauter Längeweile zu gähnen. Wir waren drei – der große Bruder Steve, fünfzehn, Paul, zwölf, und Ralph, zehn Jahre alt. Unser vierter Bruder, Ted, war erst zweijährig und natürlich zu klein, um mitzumachen. Die Idee, ein Orchester zu bilden, schlug sofort ein; Steve holte seine 5-Dollar-Gitarre, die er seit fünf Jahren nicht mehr angefaßt hatte, und Paul überredete die Mutter, ihm ein billiges Ukulele-Banjo zu kaufen. So fing es an. – Wir liebten besonders die amerikanischen Cowboy-Songs. Damit begannen wir unsere Laufbahn. Nach zwei Wochen umfaßte unser Repertoire zehn Nummern. Bei einer Cocktail-Party unserer Elten traten wir erstmals auf. Höhepunkt des Abends war der zehnjährige Ralph mit seinem Song „Rye Whiskey“.

Papa, ebenso begeistert wie wir, schenkte Steve und Paul neue Instrumente, eine Gitarre und eine Mandoline. Ralph hatte kein Instrument; da er gern und gut sang, wurde er zu unserem Solisten ernannt. Mit seiner Chorknabenstimme konnte er fabelhaft jodeln. Aber dann kam der Moment, wo auch Ralph ein Instrument spielen sollte. Steve und Paul besprachen den Fall; man wählte die Baßgeige. Zehn Musikstunden, und einige Wochen später hatte sich Ralphs Baßgeige für immer zu uns gesellt. Sie erhielt den Spitznamen George und überragte den damals erst zwölfjährigen Ralph um drei Kopflängen. So mußten sie denn auch die Brüder ein oder zwei Jahre lang tragen.

Unser musikalisches Abenteuer entwickelte sich sehr rasch. Unsere Jugend und unsere Begeisterung gewannen alle. Man bat uns, in Vereinen, Wohltätigkeitsbazaren und Krankenhäusern zu singen. Wir gewannen einen Amateur-Wettbewerb in Indianapolis, bei dem wir aus einer riesigen Zahl von Konkurrenten als Sieger her-

vorgingen. Unter den andern Konkurrenten befand sich ein phänomenaler Jazzpianist. Um ihn auszustechen, hatten wir ein sehr rasches Chanson gewählt: „Freight Train Blues“, in welchem Paul sowohl Mandoline als Banjo spielte.

Unsere Musik wurde uns bald zum Beruf. Achtzehn Monate nach dem ersten Auftreten waren wir zur Kategorie der Berufsmusiker aufgerückt, und jede Vorführung brachte uns Geld ein. Ralph erinnerte sich noch daran, wie der erste Scheck von 30 Dollar in ihm die Lust nach dem Geld geweckt hatte. Das angenehme Gefühl unseres Erfolges brachte uns dazu, die Zukunft unseres Trios ernst zu nehmen. Mit unseren achtzehn, fünfzehn und dreizehn Jahren traten wir einmal jede Woche ganz allein im Fernsehen auf.

Dann haben wir uns einen eigenen Wagen gekauft: nacheinander hatten wir einen Oldsmobile 36, einen De-Soto 36 und einen Ford 41; der letzte war türkisblau. Unser Geld ging so größtenteils in Benzin, in Cowboy-Kostümen und Instrumenten auf. Einmal hatten wir einen weinroten Jeep mit aufklappbarem Dach. Dieser Jeep war mit einer musikalischen Hupe ausgerüstet, die „Mary had a little Lamb“ spielen konnte. Eines Tages verklemmte sich diese verflixte Hupe auf der höchsten Note, mitten in der Nacht in der Garage, und machte die ganze Nachbarschaft verrückt. Im Frühjahr 1951 wechselte Papa seine Tätigkeit: von Indianapolis zogen wir nach Los Angeles, wo er einen Lebensmittelhandel aufzog. Für uns drei bedeutete Kalifornien Hollywood und damit noch viel größere Aussichten. Kurz nach unserer Ankunft hatten wir den berühmten Cowboy-Sänger Tex Williams kennengelernt. Er forderte uns auf, regelmäßig in seinen Radio- und Fernsehprogrammen mitzuwirken. Die Radioprogramme wurden vom ganzen Land übernommen. Dann schlossen wir einen Aufnahme-Vertrag mit der Columbia-Schallplattengesellschaft. Die Zukunft lag glänzend und verheißungsvoll vor uns.

Nur zum Vergnügen hatten wir eigentlich unser Trio begonnen. Jetzt wurde es mit den Jahren und durch unseren Ehrgeiz mehr und mehr eine kommerzielle Angelegenheit und immer weniger ein Spiel.



*Paul:* Üben war eine Pflicht geworden. Ralph verließ die Lektüre seiner Illustrierten und, seine Pantoffeln am Boden nachschleifend, gesellte er sich zu uns. Jede falsche Note versetzte mich in Wut, und oft drohte ich, alles aufzugeben. Steve und Ralph stritten sich über die Frage, wer das Solo singen sollte. Ich entschied jeweils diesen Punkt nach bestem demokratischen Verfahren! Wir spielten weiter, aber sehr schlechter Laune.

*Ralph:* Dieses Künstlerleben war für uns, die wir noch nicht zwanzigjährig waren, etwas Einzigartiges. Da es zu unseren übrigen Betätigungen hinzukam, wurden wir die meistbeschäftigten jungen Leute der Stadt. Nie hatten wir einen Moment freie Zeit. Wer nicht am Steuer des Wagens saß bei der Fahrt ins Fernseh-Studio, probte im Auto. Wir hatten vielerlei Interessen. Wir hatten unsere Schularbeiten und waren auch unter den Verantwortlichen in unserer Studentenvereinigung. Dann gehörten wir auch den verschiedenen Sportmannschaften unserer Schule an: Fußball, Korbball, Baseball, Tennis und Leichtathletik. Schon von unserer frühesten Jugend an hatte uns unser Vater jeden Abend mit den Grundregeln des Baseballspiels vertraut gemacht. Und dann gab es noch die Klubs und die Tanzvergnügen und dazu das Baden am herrlichen Strand von Kalifornien. Alle jungen Leute gehen zum Strand. Wir nahmen unsere Freundinnen mit ans Meer und ließen uns tagelang von der Sonne bräunen. Zuerst spielten wir etwas Volley-Ball, stürzten uns dann ins Wasser und stiegen heraus, um noch einmal die Sonne zu genießen. Am Abend brieren wir Würstchen.

*Steve:* Alles drehte sich um unser gesellschaftliches Leben. An der Universität vertrödelte ich viel Zeit damit, an meine Rendez-vous zu denken, so daß meine Zeugnisse nicht gerade glänzend waren. Ich bin nicht etwa dumm, aber ich brauche eben Zeit, bis ich mich entschlossen hatte, mit welchem Mädchen ich ausgehen sollte.

*Paul:* Wenn man nicht zwei Rendez-vous pro Weekend hatte, war man nicht auf Draht.

*Ralph:* Das Schlimmste, was einem passieren konnte, war, an einem Freitag- oder Samstagabend nichts vorzuhaben.

*Steve:* Wir waren nie zu Hause. Mama flehte uns an, früh nach

Hause zu kommen, um Mitternacht oder ein Uhr. Nach amerikanischen Gewohnheiten ist das recht vernünftig! Gegen drei Uhr kamen wir dann heim. Am nächsten Morgen fragte sie uns: „Wann seid ihr heimgekommen?“ Wir gaben zur Antwort: „Um halb zwei.“ Unsere Eltern hofften noch, daß wir dem rechten Weg folgen würden!

*Paul:* Sie wußten, daß sie uns nicht viel sagen konnten, denn wir waren bei manchen Festen dabeigewesen, an denen unsere Eltern mehr als nur fröhlich waren. Und ihre Freunde lebten auch so. Bei einigen Freunden unserer Eltern kam es sogar nach zwanzigjähriger Ehe noch zur Scheidung.

Im Juli 1951 erhielten unsere Eltern Karten für ein musikalisches Schauspiel. Es hieß *Jotham Valley*. Sie kamen ganz begeistert heim und empfahlen uns lebhaft, es auch anzusehen. Endlich eine Gelegenheit, unsere Mädchen zu etwas anderem als ins Kino einzuladen, was wir so oft getan hatten. Außerdem kosteten die Karten nichts – ein wirklicher Glücksfall! Mit unseren Freundinnen zogen wir los, um *Jotham Valley* anzusehen. Nach dem Spiel unterhielten wir uns mit einigen der Darsteller. Es waren junge Leute wie wir, einer kam aus England, andere aus den Staaten und Kanada. Aber was hatten sie für fröhliche Gesichter! Ein freier und klarer Blick, wirkliche Kameraden, wie wir sie noch nie getroffen hatten. Mit Erstaunen vernahmen wir, daß keiner der Darsteller ein Honorar bezog. Der erste Tenor hatte eine Stimme, welche die Kritiker mit der von Ezio Pinza verglichen, aber er hatte Ruhm und Geld verschmäht, um in den Schauspielen der Moralischen Aufrüstung zu singen. Wir trafen diese jungen Menschen zum ersten Mal, aber, so eigenartig es sein mag, sie flößten uns augenblicklich Vertrauen ein. Wir fühlten irgendwie, daß sie unsere besten Freunde waren. Was uns an ihnen am meisten auffiel: sie hatten etwas, wofür sie lebten, und ein klares Ziel, während wir uns von den Umständen treiben ließen und dabei versuchten, unser Leben so angenehm wie möglich zu gestalten.

Einige Tage nachher bat man uns, beim Geburtstag eines der Schauspieler, eines jungen Schotten, zu spielen. Es war ein außergewöhn-



licher Abend. Noch nie hatten wir uns so gut unterhalten – und wir hatten wahrlich schon manche Feste gefeiert! Aber dieser Abend war anders. Es waren etwa 150 Personen – junge Männer und junge Mädchen, alte und junge Menschen aus verschiedenen Ländern. Wir sangen fast unser ganzes Repertoire und entfesselten Beifallsstürme. Der junge Schotte spielte auf dem Klavier phantastische Boogie-Woogies, die wir begleiteten. Hinreißend! Aber es waren die Atmosphäre und die Begeisterung dieser Leute, die den Abend so fröhlich machten. Es gab herzlich spontane Lachsalven, und jeder genoß das Leben von ganzem Herzen. Das war wahre und reine Freude. Wenn wir später an diesen Abend zurückdachten, konnten wir gar nicht begreifen, daß wir uns so hatten amüsieren können ohne das übliche Drum und Dran: Rendez-vous, gedämpftes Licht und Tanz.

Ein paar Tage später sollten wir bei einem wichtigen Essen singen. Kurz vor der Mahlzeit wurden wir Frank Buchman vorgestellt. Er war damals dreiundsiebzig Jahre alt und körperlich geschwächt. Er trug einen dunkelblauen Anzug. Nach einem Blick auf unsere farbigen kalifornischen Sportjacken sagte er mit einem schalkhaften Blick: „Oh, sieh mal einer diese prächtigen Jacken an! Gleich gehe ich mich umziehen.“ Er verschwand und erschien einige Augenblicke später in einem hellgrau und schwarz karierten Anzug, der es an Farbfreudigkeit mit unseren Jacken aufnehmen konnte. Dieser alte Herr hatte ein so junges und fröhliches Herz und wußte, wie man Schlingel wie uns gewinnen mußte.

*Jotham Valley* prangte auf den Plakaten des berühmten Carthay Circle Theaters in Hollywood. Man fragte uns, ob wir beim Platzanweisen helfen wollten. Das machten wir dann Abend für Abend. Es war faszinierend, denn wir arbeiteten als Mannschaft, und keiner erhielt einen Pfennig dafür. Grund genug, uns nachdenklich zu stimmen.

Jeden Abend diskutierten wir, während das Stück lief, im Foyer mit den anderen Platzanweisern. Und das stundenlang. Sie erzählten uns von den vier absoluten moralischen Maßstäben. „Du meine Güte!“ sagten wir, „Ihr müßt ja unfehlbar sein.“ Sie lachten. Wir

stellten viele Fragen, um herauszubekommen, was diese Grundsätze im Leben jedes einzelnen bedeuteten. Noch etwas fiel uns besonders auf. Sie sagten, daß ein gewöhnlicher Mensch ungewöhnliche Dinge tun könne und daß wir einfachen Jungens mit-helfen könnten, die Welt zu ändern. Wir fühlten unbestimmt, daß die Welt Änderung nötig hätte, aber natürlich hatte so etwas weit außerhalb unserer Interessensphäre gelegen. Wenn wir helfen könnten, die Welt zu ändern, war das wahrlich etwas Großes und Wichtiges; was uns noch mehr beeindruckte: diese jungen Leute lebten das, wovon sie sprachen. Dann kam schließlich der Tag, an dem sie uns fragten: „Möchtet ihr es versuchen?“ Wir sagten: „O. K. Was sollen wir tun?“ Sie machten uns klar, daß wir Gottes Stimme hören könnten, die zu unserem Herzen spricht. Einer der Jungen erklärte uns, wir seien wie Radioapparate. Wenn die Kontakte verschmutzt sind, muß man sie reinigen, um einen guten Empfang zu ermöglichen.

In unserer Familie waren wir bald alle von dieser Idee gewonnen. Eines Abends, als wir im Wagen durch die prächtig erleuchteten Avenuen Hollywoods heimfuhren, erklärten wir, daß wir gern unser ganzes Geld der Moralischen Aufrüstung geben würden und sogar bereit wären, mit dieser Idee durch die ganze Welt zu reisen, aber erst nachdem wir Reichtum und Berühmtheit erlangt hätten.

Wir hatten uns indessen alle entschlossen, einen Versuch zu machen. Unsere Freunde hatten uns gesagt, daß Gott nach ihrer Erfahrung einen Plan habe für unser aller Leben; wenn wir darauf hörten, könnten wir diesen Plan erfahren. Mit andern Worten: wenn wir hörten, würde Gott zu uns sprechen. Wir waren sehr skeptisch. Unsere Familie hatte im Kirchenbesuch einen ehrbaren Durchschnitt eingehalten, und wir konnten auch beten, aber daß Gott zu uns sollte sprechen können, schien uns dann doch etwas zu weit zu gehen.

*Ralph:* Ein Versuch war der Mühe wert, verlieren konnte man dabei nichts. Im Grunde jedoch hatte ich eine Heidenangst davor, was meine Schulkameraden sagen würden, wenn sie erführen, was ich tat.



Ich war erst vierzehn Jahre alt, aber dieser Gedanke traf mich: „Dein Leben ist in einem Durcheinander. Gib jetzt Gott eine Chance.“ Es war an einem schönen Sonntagmorgen. Ich setzte mich auf den Rand meines Bettes und schrieb: „Bitte Mama um Verzeihung und hilf mehr mit im Haushalt.“ Das tat ich. Mama wurde sofort fröhlicher. Ich war bei uns ein ziemlicher Tunichtgut. Ich war faul, unordentlich und machte nie meine Aufgaben. Mama hatte die größte Mühe, mich rechtzeitig auf den Schulweg zu bringen. Aber noch schwerer war es, mich zur Arbeit im Haushalt zu bewegen. „Ralph, hast Du die Autoeinfahrt gekehrt?“ – „Ja“, antwortete ich gewöhnlich hinter einer Micky-Maus-Zeitung hervor. Natürlich hatte ich überhaupt nicht gekehrt. Wenn Mutter es merkte und mich erwischte, wurde sie böse.

Es gab viele Dinge in meinem Leben, von denen die Familie keine Ahnung hatte. Ich gab mir alle Mühe, damit sie niemand entdecken sollte. Ich war nur ein Junge mit den gleichen Problemen wie alle: heimliches Rauchen, Mädchen, Schundliteratur; aber mein Leben drehte sich um diese Dinge. Wenn jeder dasselbe tat, warum sollte ich versuchen, etwas anderes zu tun? Über gewisse Dinge schämte ich mich wirklich, aber sie waren stärker als ich. Einer meiner neuen Freunde, ein junger Kanadier, hatte sich die Mühe genommen, mit mir über sich selbst, über seine begangenen Dummheiten zu sprechen und darüber, was er hatte tun müssen, nachdem er beschlossen hatte, sich zu ändern. Zum ersten Mal hatte jemand so offen zu mir gesprochen, und zum ersten Mal hatte ich mich frei gefühlt, über alles zu sprechen, was ich auf dem Herzen hatte, besonders auch über die Dinge, die ich sorgfältig verborgen hatte. Ich hatte ihm alles gesagt und fühlte mich danach leicht wie eine Feder.

Auch Steve und Paul habe ich alles erzählt und dann meinen Eltern; das war am schwersten. Ich war überzeugt, daß sie es nicht verstehen würden; sie verstanden es aber voll und ganz und waren sehr dankbar. Meine neuen Freunde hatten mir, dem ultramodernen Jungen, ein Ziel gegeben, das groß genug war, um mein Leben in Ordnung zu bringen und auf rechte Weise zu leben.

*Paul:* Es ist interessant, sich selber kennenzulernen und zu entdecken, was einen bei seinen Handlungen treibt. Ich habe *Jotham Valley* sehr gerne gehabt, doch fühlte ich mich während der Auf-führung jeweils nicht ganz wohl. Die Idee des Stückes (die Ver-söhnung von zwei Brüdern zum Wohl eines ganzen Tales) stimmte mich nachdenklich, doch suchte ich mich unwillkürlich zu recht-fertigen und sagte mir: „So hast du schon immer gelebt“. Ich hätte mich aber nicht so sehr verteidigt, wenn es wahr gewesen wäre. In den Augen meiner Kameraden war ich ein netter Kerl. Wenn sie unsaubere Geschichten erzählten, tat ich, als ob ich nicht darauf achtete. In Wirklichkeit lebte und dachte ich wie sie, wenn nicht schlimmer, aber ich wollte den äußeren Schein wahren. So kannten sie mich eigentlich nicht, ebensowenig wie meine Fa-milie.

Die Arbeit meiner neuen Freunde begeisterte mich durch ihre Weite. Es war als ob eine Bombe explodierte und mir eine neue Welt öffnete. Es war alles logisch und richtig und schien der näch-ste Schritt zu sein. Wir wollten uns hineinstürzen mit dem ganzen Ungestüm des jungen Blutes, das in unseren Adern rollte. Wir hatten ein interessantes Leben, Geld, Erfolg, aber etwas fehlte uns doch. Denn alles, was wir im Leben taten, bezog sich immer nur auf uns selbst.

Einer der ersten Gedanken, der mir in der Stille kam, galt meinem jüngeren Bruder Ralph, den ich oft als nicht existent behandelt hatte. Entschuldigungen drängten sich auf, aber ich schreckte davor zurück, aus Angst, er würde sie ausnützen. Genau gesehen, war ich eifersüchtig auf ihn. Er war körperlich und geistig so, wie ich gerne gewesen wäre. Ich bat ihn um Verzeihung, und wir wurden die besten Freunde. Eines Tages begriff ich, daß ich wegen meines Astmas immer Minderwertigkeitsgefühle gehabt hatte. Immer war ich schwächlich gewesen, und dieses Gefühl hatte mein Leben be-herrscht, ohne daß es mir bewußt geworden wäre. Zum Ausgleich suchte ich in allem, was ich tat, Vollkommenheit zu erreichen, seien es Schularbeiten, sportliche Betätigungen oder meine Musik. Wenn ich das Idealbild nicht erreichte, das ich mir von mir machte, ver-



lor ich das Gleichgewicht. Alle meine Anstrengungen liefen darauf hinaus, auf andere einen guten Eindruck zu machen, besonders auf die Mädchen. Welche Erleichterung, nur zur Schule gehen zu können, ohne sich um die Meinung anderer zu kümmern!

*Steve:* Ich hatte vielleicht mehr Ehrgeiz für unsere musikalische Laufbahn als Ralph und Paul; ich sah unsere Namen schon in Neonleuchtbuchstaben über den Straßen von Hollywood leuchten. Ich wußte nicht, wohin uns das führen würde, zum Film, zum Fernsehen, oder ob wir hoch zu Ross in Cowboy-Filmen auftreten würden, aber ich liebte den Beifall und den Erfolg. Das gibt das Gefühl, es zu etwas gebracht zu haben.

Als gewissenhafter Geschäftsmann hatte unser Vater ein Programm in vierzehn Punkten aufgestellt, nach dem sich unser Marsch zum Erfolg richten sollte. Zu diesem Plan gehörten neue Kostüme, Propaganda und der Briefwechsel mit den Fachleuten, welche die Schallplatten für das Radio aufnehmen. Während der Ferien hatten wir über der Garage einen Raum gebaut und darin unser Büro eingerichtet. Wir hatten einen riesigen Ordner angeschafft für die Briefe unserer Bewunderer und für unsere Geschäftskorrespondenz. Photographien unserer Freunde und unserer Hollywood-Idole schmückten die Wände. Als Gitarren-Solist hätte ich allein nie Erfolg gehabt. Wir mußten zu dritt sein. Alles, was sich diesem Ziel entgegenstellte, mußte ausgeschaltet werden. Paul war mit seiner Mandoline und seinem Banjo ein wahrer Künstler und ein idealer Partner. Ralph hingegen, obwohl er schon gesungen hatte, bevor er sprechen konnte, interessierte sich für ganz andere Sachen im Leben, zum Beispiel für Lesen und Schlafen. Daraus entstand häufig Streit zwischen uns. Als ältester Bruder übernahm ich ganz natürlich die Rolle des Impresarios und Orchesterleiters. Ich setzte die Proben fest und stellte die Lieder zusammen, die geübt werden sollten. Es war ganz selbstverständlich, daß in Anbetracht der Zahl meiner Jahre auf dieser Erde meine Meinung am wichtigsten war.

Ich entschloß mich, wie meine Brüder, den Sprung zu wagen. Ich brachte gewisse Dinge in Ordnung. Meinem Lateinlehrer schrieb

ich einen Brief, worin ich mich dafür entschuldigte, daß ich bei seinen Arbeiten zwei Jahre lang gemogelt hatte.

Dann erhielten wir eine Einladung zur Konferenz für Moralische Aufrüstung in Mackinac am Michigansee. Alle wollten hingehen, außer meinem Vater und mir. Ich hatte für diesen Sommer intensives Proben vorgesehen und wollte hier am Platze bleiben, um einträgliche Angebote zu erhaschen. Vater und ich dachten, wir könnten unendlich viel mehr für die Moralische Aufrüstung tun, wenn wir einmal populär und berühmt wären.

Gerade damals fragte mich ein Freund, warum ich eigentlich Musik triebe. „Weil es mir Spaß macht“, entgegnete ich lebhaft. „Steve“, sagte er, „ich glaube, du bist sehr ehrgeizig. Denkst du nie an deine Brüder?“ Wütend rief ich aus: „Wenn das bedeuten sollte, meine Musik aufzugeben, dann niemals! Was ist schon Schlechtes dabei, Musik zu machen?“

Aber wenige Tage später sagte mir eine leise Stimme zutiefst im Herzen, ich sollte mit meinen Brüdern nach Mackinac gehen. Ich hatte übrigens auch keine andere Wahl, denn sie waren entschlossen zu reisen, und ich konnte sie nicht davon abbringen.

Dieser Sommer in Mackinac wurde zu einem entscheidenden Wendepunkt in unserem Leben. Wir hatten etwas gefunden, das wir der Welt geben konnten. Aber es war ein Schlag für mich, als ich sah, daß diese berühmten absoluten moralischen Maßstäbe alle Motive meines Lebens in Frage stellten. Mein Freund hatte den richtigen Punkt getroffen mit seiner Frage, ob ich an meine Brüder dächte. Wenn Ralph sich voller Begeisterung in ein Fußballspiel stürzte, war meine einzige Sorge, daß er sich weder an Armen noch Händen verletzten möge, da er sonst seine Baßgeige nicht spielen könnte. Wie ich die Proben plante, so versuchte ich, auch das Leben meiner Brüder zu organisieren. Es gefiel mir, der Chef zu sein und die Fäden in der Hand zu halten. Es gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Nicht durch Zufall, sondern nur durch Änderung haben wir Brüder Einigkeit gefunden. Als erstes entschloß ich mich, mit mir selber absolut ehrlich zu sein, dann bat ich meine Brüder um Verzeihung für die Art, wie ich sie nach



meiner Pfeife hatte tanzen lassen. Beim großen Bruder war das nicht so leicht! Es bedeutete das Ende meines ganzen Prestiges. Ralph gab zur Antwort: „Nimm's nicht tragisch, alter Junge, wir haben dich sowieso nicht sonderlich respektiert.“ Zum ersten Mal hatten wir uns richtig kennen gelernt und uns Vertrauen geschenkt. Ich beschloß, daß nicht mehr ich, sondern Gott der Chef sein sollte.

Können Brüder Freunde werden? Ja, es ist möglich.

Auf der Rückreise von Mackinac im Wagen durch die Prärien des Wilden Westens schrieben wir unsere ersten zwei Lieder in einem neuen Stil: „A Spanking New Day“ und „Come on Folks“, die von Columbia aufgenommen wurden. Wir wollten unser Talent mehr denn je benutzen, um den Menschen etwas Neues zu geben. Die Impresarios von Hollywood beschworen uns, doch Melodien nach der Mode zu singen. „Sonst wird euer Programm nie populär werden!“ sagten sie. Wir merkten aber bald, daß die Leute „A Spanking New Day“ ebenso gern hatten oder eher noch mehr als „Lovesick Blues“.

Unser Repertoire von 150 Nummern wurde nun von allen sentimental und frivolen Liedern gesäubert. Wir hatten sie gesungen, ohne uns dabei etwas zu denken, einfach, um uns beliebt zu machen und unsere Popularität zu erhöhen. Dazu ist die Musik nicht da. Die Musik spiegelt das Leben und Denken der Völker; sie ist auch ein Mittel, auf die Völker einzuwirken. Jeder liebt sie; ihr Einfluß kann gut oder schlecht sein. Das ist uns später, im Verlauf unserer Reisen durch zahlreiche Länder, ganz besonders deutlich geworden. Wir haben den Einfluß gesehen, den die Filme Hollywoods besonders auf die Jugend ausüben. Der größte Teil unserer amerikanischen Filmausfuhr dient der Verbreitung schlechter Ideen, und wir bedauern, dazu beigetragen zu haben.

In unsere Musik zog ein ganz neuer Reichtum ein. Bis jetzt hatten unsere Lieder nur ein bestimmtes amerikanisches Publikum angezogen, und nun schien sich plötzlich die ganze Welt einer neuen Musik zu öffnen; denn diese Lieder sprachen zum Herzen eines jeden Menschen. Heute haben wir Lieder in zwanzig Sprachen in unserm Repertoire.

Zu Beginn des Jahres 1953 waren wir mehr beschäftigt denn je. Wir hatten die besten Programmgestalter des Fernsehens kennen gelernt. Sie hatten uns gebeten, mit ihnen zusammenzukommen, um die Einzelheiten der Verträge zu besprechen, die wir mit ihnen abschließen könnten. Diese Zukunftsaussichten versprachen uns Einnahmen von ungefähr 2000 Dollar für jedes Auftreten. In diesem Moment lud man uns ein zu einer Konferenz für Moralische Aufrüstung in Caux in der Schweiz.

Es war am 1. Juli. Die ganze Familie hatte einen Moment stille Zeit gemacht, und alle hatten wir den gleichen Gedanken: Wir gehen nach Caux!

Wir sind dort am 1. August angekommen, am schweizerischen Nationalfeiertag. Dieser Feststag wurde im großen, überfüllten Versammlungssaal gefeiert. Wir waren von der langen Reise sehr ermüdet, fühlten uns nicht in Stimmung und hatten uns erkältet. Aber irgend jemand gab der Versammlung bekannt, daß drei singende Cowboys soeben auf dem Luftweg eingetroffen seien. Da blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Instrumente zu nehmen und zu singen. Unser erstes Lied hieß „Le Chant de Caux“. Wir hatten es gerade noch vor unserer Abreise in Los Angeles geschrieben und beim Flug über den Atlantik vollendet. Dieses Lied beschreibt Caux – man hatte uns Photos gezeigt – und hat sogar einen kleinen Jodler. Die Decke ist damals beinahe eingestürzt unter den Beifallsstürmen. Wir waren glücklich. Wir sahen, daß unsere Cowboy-Musik auch in Europa verstanden wurde.

Unser Aufenthalt in Caux war vor allem für uns als Familie von größtem Gewinn. Bei unseren Eltern erwachte der Wunsch, uns aus ihrem Leben zu erzählen. Es war wirklich schwer für sie, denn sie fürchteten, für immer unsere Achtung zu verlieren. In den vorausgegangenen Tagen hatten Vater und Mutter unter sich eine neue Einigkeit und eine neue Liebe gefunden, nachdem sie absolut ehrlich miteinander waren.

Wir sind in ihr Zimmer gegangen, von dem man eine wunderbare Aussicht auf das Rhonetal, den Genfer See und die Alpen hatte.



Vater und Mutter sagten zu uns: „Wir wollen Euch sagen, was für Eltern ihr wirklich habt.“ Dann erzählten sie uns ihr Leben mit all den Dingen, die sie lieber für immer vor uns verschwiegen hätten. Wir waren überrascht und zugleich unsagbar dankbar. Welche Erleichterung zu wissen, daß wir alle gleich sind. Es gab keine Geheimnisse mehr; man brauchte nichts mehr zu verbergen. Wir hatten alle die gleiche menschliche Natur und hatten unsere gegenseitige Hilfe nötig. Wir fühlten in diesem Augenblick in unserem Innersten, daß Gott unsere Familie brauchen wollte für Seinen Kampf in der Welt, daß er uns aufrief, jeden Einzelnen und alle zusammen, Seine Instrumente zu werden, um das Leben und Denken der Jugend unserer Zeit zu ändern. Wir beschloßen, unser Leben Gott zu übergeben, Seinem Willen und Seinem Plan zu gehorchen, was immer der Preis sei und wo immer uns dieser Entschluß hinführen würde. Zusammen haben wir das getan, auf den Knien. Wir wußten weder, wohin uns das führen würde, noch konnten wir die ganze Bedeutung erfassen, aber wir wußten, daß wir an einem Wendepunkt unseres Lebens angekommen waren. Wohl hat es seither Ängste, Zweifel und Unsicherheit gegeben, aber Gott hat uns nie im Stich gelassen. Aus jedem Kampf wurde ein Sieg und eine tiefere Verpflichtung. Wenn wir heute aus der Distanz der Jahre zurückblicken, wissen wir unsere Dankbarkeit nicht in Worte zu fassen für die Offenheit unserer Eltern über ihre eigenen Verirrungen und für ihre dauernde Ermutigung, ihre Kinder das höchste Ideal leben zu sehen, das sie kennen.

Unsere Eltern kehrten nach drei Wochen nach Hause zurück. Wir sollten ihnen zum Semesterbeginn Anfang September folgen. Aber eines Tages ließ man uns wissen, daß uns Frank Buchman etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Wir fielen völlig aus den Wolken, als wir erfuhren, daß er uns einlade, ihn und seine Freunde ein Jahr lang auf ihren Reisen zu begleiten. Sofort telegraphierten wir die Neuigkeit unseren Eltern. Ihre Antwort lautete: „Was immer eure Entscheidung sein wird, wir stehen hundert Prozent hinter euch!“ Wir horchten in der Stille auf

Gott und erhielten alle die gleiche Antwort: Nehmt die Einladung an, das ist das Größte, was ihr in eurem Leben tun könnt.

Nun teilten wir unserem Programmleiter unsern Entschluß mit und baten ihn, unsere Verträge rückgängig zu machen. Steve und Paul schrieben dem Rektor ihrer Universität einen langen Brief und sagten ihm, wofür sie ihr Leben einzusetzen sich entschlossen hätten. Ralph jedoch setzte seine Studien auf dem Korrespondenzweg fort. Seine zwei Gymnasialjahre schloß er so ab, indem er in Hotels, Autos, Autobussen, Zügen, Flugzeugen und auf Schiffen lernte.

Und für unsere Arbeit erhalten wir keinen Pfennig!

Auch der kleine Bruder Ted wurde angesteckt. Mit elf Jahren ist er mit seiner Mutter nach Caux gekommen. Einmal bat er, in einer Versammlung ums Wort und sagte vor aller Welt: „Ich habe mich heute entschlossen, mit Mutter ganz ehrlich zu sein. Ich habe auch beschlossen, das Rauchen einzustellen.“ Nach einem Moment des Erstaunens gab es ein allgemeines Gelächter!

Durch all das hindurch haben wir eine neue Wertskala gefunden. Wir haben uns so sehen gelernt, wie wir wirklich sind. Wie so viele unter uns, hatten wir kein anderes Ziel gekannt, als uns zu amüsieren, zu tun, was uns paßte, und uns jeden Komfort zu verschaffen. Wenn wir uns doch etwas Mühe gaben, „gut“ zu sein, dann nur, um im Leben leichter vorwärtszukommen. Jetzt wurden unsere Vorstellungen umgestürzt. Die Wahl ist einfach: entweder sind wir ein Teil der Krankheit der Welt, oder wir ändern uns und tragen zur Gesundung bei.

Es interessierte uns nicht, „kleine Heilige“ zu werden. Zudem waren wir viel zu sehr beschäftigt, um uns irgendeiner Bewegung oder Organisation anzuschließen. Aber unsere Freunde hatten uns eine Ideologie gegeben – nicht, damit wir unsere Freizeit damit füllten, sondern um unser ganzes Leben dafür zu geben. Jetzt konnten wir die uns von Gott geschenkten Talente auf wirksame und aufbauende Weise für die Welt gebrauchen. Wir haben das Geheimnis gefunden, das uns hilft, unsere Probleme zu lösen,



aber was mehr ist, wir haben Menschen gefunden, mit denen wir der Welt die Antwort bringen können, die sie braucht.

Unsere tiefste Überzeugung ist, daß Gott einen Plan hat, die Welt neu zu gestalten. So wie wir, Schlingel, die wir waren, so kann auch jeder andere Mensch sein Leben in Ordnung bringen und seine ganze Kraft einsetzen, um Gottes Plan zu verwirklichen.

Für uns hieß das, an einem regnerischen Oktobertag des Jahres 1953 den Zug nach dem Ruhrgebiet zu besteigen, zusammen mit einer Gruppe von dreißig Personen aus Asien, Europa und Amerika. Das war die erste Etappe einer Reise, die uns in den letzten Jahren in zweiundzwanzig Länder und vier Kontinente geführt hat.

*Steve, Paul und Ralph Colwell, Vereinigte Staaten*

### *Eine Begegnung zwischen dem Orient und dem Okzident*

Ein unüberschaubares Meer von Pilgern aus allen vier Enden der Welt füllte das Schiff der Peterskirche in Rom. Es war Hochsommer, einige Monate vor dem Tode Papst Pius' XII. Auf der *sedes gestatoria* näherte sich der Papst dem Hauptaltar und erklimmte, überschüttet von Stürmen des Beifalls, die Stufen seines Thrones.

Links vom päpstlichen Thron gegenüber der Statue des Heiligen Petrus befanden sich an diesem Tage zwei Persönlichkeiten, die man noch nie in der Peterskirche gesehen hatte: zwei buddhistische Mönche aus Thailand, in safrangelbem Gewand und mit glattrasiertem Haupte. Der eine von ihnen war der Fürstabt von Wat Mahadhatu in Bangkok (dem größten buddhistischen Kloster in Thailand), der andere sein Übersetzer, der Mönch Manas Cittedame, Dekan der buddhistischen Universität von Bangkok.

Der Heilige Vater begrüßte die Menge in mehreren Sprachen. Seine Rede auf englisch abschließend, sagte er: Wir sind alle

Glieder einer und derselben Familie und sind Kinder eines und desselben Vaters im Himmel. Darum laßt uns die Bande der Liebe und des Verständnisses, die uns einigen, verstärken.“ Und nachdem er den Segen erteilt hatte, stieg er festen Schrittes zur vordersten Reihe der Gläubigen hinab. Als er sich dem buddhistischen Fürstabt näherte, folgten ihm viele Blicke mit größter Aufmerksamkeit. Der Fürstabt sagte zum Heiligen Vater: „Ich bin hierher gekommen auf der Suche nach einer Verständigung zwischen den Buddhisten und Katholiken. Ich glaube, daß alle großen Religionen ein gleiches Ziel verfolgen; obwohl wir nicht überall unseren Glauben in gleichen Formen praktizieren, sollten wir zusammenarbeiten, um den Frieden in der Welt zu sichern.“ Der Papst antwortete ihm mit sichtlicher Wärme, indem er die einzelnen Worte sorgfältig abwog: „Damit bin ich einverstanden, und das ist es, was ich will.“ Der Fürstabt überreichte dann dem Papst einen gelbseidenen Beutel, ähnlich demjenigen, in dem jeder buddhistische Mönch seine wenigen Habseligkeiten trägt. Der Papst klemmte ihn unter seinen Arm und fuhr mit seiner Audienz fort.

Der Fürstabt hatte schon an diese Begegnung mit dem Heiligen Vater gedacht, als er sich noch Tausende von Kilometern weg in der feucht-stickigen Hitze von Bangkok befand. Er trug sich damals mit dem Gedanken, nach Amerika zu reisen, um Frank Buchman zu treffen. Es war das erste Mal, daß eine in der Hierarchie des Buddhismus so hoch stehende Persönlichkeit eine Reise in den Westen unternahm.

Was sind die Gründe dieser außerordentlichen Reise? Anfang 1954 wurden die Delegierten einer asiatischen Konferenz für Moralische Aufrüstung, die damals in Bangkok stattfand, im Tempel von Wat Mahadhatu empfangen. Nachdem er jedermann willkommen geheißen hatte, bot Fürstabt Phra Bimaladharm großzügig die Gastfreundschaft seines Klosters seinen Gästen an, falls jemand gerne dort wohnen würde. So kam es, daß drei junge Männer aus dem Westen, die länger in Bangkok verweilen mußten und deren finanzielle Mittel einen Aufenthalt im Hotel



nicht erlaubten, sich an die Einladung des Fürstabts erinnerten. Sie wurden aufs herzlichste aufgenommen. Ihre Nahrung und Unterkunft waren genau die gleichen wie diejenige der tausend Mönche und Novizen des Klosters. Jeder erhielt sein Bett aus Teakholz, als Matratze eine Strohmatten von einem halben Zentimeter Dicke und ein Kopfkissen, das kaum weicher war. Die drei jungen Männer waren viel größer als die Thailänder – einer von ihnen war Däne, einer Norweger und der dritte Australier –, und die Betten des Klosters waren nicht einmal so lang wie einst zu Hause ihre Kinderbetten. Aber die Gastfreundschaft war großzügig, und die Mönche teilten mit ihnen die Nahrung, die sie auf ihren morgendlichen Runden erbettelt hatten.

Die drei Freunde verbrachten sechs Wochen im Kloster. Der Fürstabt, ein Mann in den Fünfzigern, hörte nicht auf, sie auszufragen; manchmal verbrachten sie die ganze Nacht im gemeinsamen Gespräch. Der Fürstabt ist ein „erleuchteter“ Mensch, wie die Buddhisten es ausdrücken. Innerer Friede und Würde mischen sich bei ihm mit prickelndem Humor, und er weiß sofort eine echte geistige Erfahrung zu erkennen. Eine gemeinsame Erfahrung moralischer Änderung und geistigen Suchens ließ diese vier Männer einander finden.

Der Fürstabt rauchte unaufhörlich. Aber eines Tages hörte er damit auf, ohne seinen Gästen, die selber nicht rauchten, etwas davon zu sagen. Der Vater eines der jungen Männer war der Außenminister seines Landes. Eines Tages sagte der Fürstabt mit einem Lächeln, hinter dem er eine gewisse Traurigkeit nicht verbergen konnte: „Sie sind der Sohn eines westlichen Außenministers, Sie leben in meinem Kloster. Ich wollte, daß die Söhne unserer Minister auch so lebten!“

Diese Freundschaft blieb über die Jahre bestehen. Im Mai 1958 erhielt Phra Bimaladharmā den Besuch von Freunden, die ihm Nachrichten von Frank Buchman überbrachten. Während die jungen Novizen Tee und Coca-Cola servierten, erhob sich der Fürstabt plötzlich, um seinen Kalender zu studieren. „Die Regenzeit beginnt am 1. August; dann nimmt die buddhistische Fasten-

zeit ihren Anfang, und ich muß in meinem Kloster zurücksein.“ So verriet er seinen lange gehegten Wunsch, Frank Buchman kennenzulernen, den Mann, von dem er so viel gehört hatte und der sich damals in den Vereinigten Staaten befand.

In den folgenden Tagen erteilten ihm der König, die Regierung und seine kirchlichen Behörden die Erlaubnis zur Ausreise. Er lud den Dekan der Universität und einen seiner früheren Klosterschüler, der seither ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden war, ein, ihn zu begleiten.

Der letztere sollte auf der Reise den Geldbeutel tragen, denn die Mönche dürfen kein Geld anrühren.

Am Tage des Abfluges fanden sich fünfhundert Mönche um fünf Uhr früh auf dem Flugplatz ein. Jemand meinte, daß tausend gekommen wären, wenn es nicht so schwierig wäre, so früh am Morgen vom Lande in die Stadt zu gelangen.

Es gehört noch nicht zu den üblichen Funktionen einer Reiseagentur, die Fahrt eines Fürstabtes zu organisieren. Buddhistische Mönche müssen z. B. ihre letzte Mahlzeit vor der Mittagsstunde einnehmen, und nach diesem Fahrplan wurde der Tageslauf in den folgenden sieben Wochen eingeteilt. Manchmal während des Fluges nach Westen war es allerdings schwierig, die genaue Tageszeit festzustellen! Dann kam die Frage des Sitzplatzes im Flugzeug; der Fürstabt darf sich nicht neben einer Frau befinden. So mußten ihm die Mahlzeiten von einem Steward und nicht von einer Stewardess serviert werden. Gewohnt, unter sehr einfachen Bedingungen zu schlafen, kauerten sich der Fürstabt und seine Begleiter in ihren Sitzen zusammen und schlummerten in Frieden.

Kaum in Mackinac angelangt, bat der Fürstabt um eine Unterredung mit Frank Buchman. Am folgenden Morgen fand er sich neben ihm auf der Rednertribüne. „Diese Grundsätze der Moral“, erklärte er, „sind der Leuchtturm, der die Menschheit ihrer endgültigen Bestimmung zuführt.“ Dann bat er seine Begleiter, den zeremoniellen goldgeschmückten Gong, den er aus seinem Kloster mitgebracht hatte, viermal anzuschlagen, als Symbol für die vier absoluten moralischen Prinzipien der Moralischen Aufrü-



stung. Hierauf heftete er eine Goldmedaille, auf der ein Bildnis Buddha's eingraviert war, in das Knopfloch Frank Buchmans.

Der Aufenthalt des Abtes dauerte zwei Wochen. Am Vorabend seiner Abreise begab er sich zu Frank Buchman, um sich von ihm zu verabschieden. „Wenn ich in Asien reise“, sagte er, „so erhalte ich nicht immer die mir bekömmliche Nahrung. Aber hier in Mackinac erhielt ich genau, was ich brauche. Und ich habe mich hier so zu Hause gefühlt, als ob ich in meinem eigenen Kloster wäre. Bedauern überkommt mich nur, wenn ich daran denke, was wir hätten für den Frieden in der Welt tun können, wenn wir einander vor zwanzig Jahren getroffen hätten.“ Und mit einem schalkhaften Lächeln erwiderte Frank Buchman: „Es ist nie zu spät, um anzufangen. Wir wollen zusammen arbeiten. Ich bin sehr beglückt zu erfahren, daß Sie nach Washington gehen.“

Auf dieser Reise in die amerikanische Hauptstadt machte der Fürstabt Halt in Detroit, wo er die Ford-Werke besuchte, am Fernsehen ein Interview gewährte, einen schwarzen Arbeiter in seinem Hause aufsuchte, und sich endlich bis Mitternacht mit einer Gruppe repräsentativer Persönlichkeiten der Stadt unterhielt. „Man hat mir erzählt“, sagte er, „daß 90 Prozent der amerikanischen Arbeiter mit ihrem Lebensstandard nicht zufrieden sind. Sie wollen mehr verdienen. Das ist eine große Gefahr für Ihr Land. Sie sind vielleicht des Glaubens, daß die größte Gefahr für Sie in einem von außen drohenden Materialismus liegt, aber der Materialismus, der Sie von innen her bedroht, ist viel gefährlicher.“

Jeden Abend fand er sich im Nationaltheater in Washington ein, wo die Bevölkerung der Hauptstadt sich drängte, um das Schauspiel *Krönung des Lebens* zu sehen, das von einer internationalen Truppe der Moralischen Aufrüstung aufgeführt wurde. Dieses Stück ist nach dem Leben einer großen schwarzen Pädagogin Amerikas geschrieben, die nach Jahren des Kampfes für ihre Rasse und der erfolglosen Bemühung um gesunde menschliche Beziehungen die Lösung findet, nach der sich die Menschen ihrer Hautfarbe sehnen. Nach dem letzten Vorhang richteten sich die Scheinwerfer auf die

Präsidentenloge, wo der Fürstabt seinen Sitz eingenommen hatte. Indem er jedes Wort betonte, sprach er zur Menge: „Was Sie heute hier auf der Bühne sahen, muß morgen auf der ganzen Welt in die Praxis umgesetzt werden.“

Nicht wenige Mitglieder des amerikanischen Kongresses haben seine Direktheit nicht mehr vergessen können. Eines Abends äußerte sich ein Abgeordneter in Tönen höchster Begeisterung über das Stück: „Sehr gut“, erwiderte ihm der buddhistische Mönch, „wir zählen auf Sie, daß Sie diese Botschaft den Mitgliedern des Kongresses bringen.“ Und indem er seinem Gesprächspartner ein kleines vergoldetes Bild Buddhas überreichte, fügte er hinzu: „Jedesmal, wenn Sie dieses Bild betrachten, werden Sie sich daran erinnern, daß Sie absolute moralische Maßstäbe leben müssen.“

Bevor er die Vereinigten Staaten verließ, wollte er sich noch bei all seinen Freunden bedanken. „Es ist für mich nicht schwer“, führte er aus, „die Bedeutung absoluter moralischer Maßstäbe zu verstehen, denn wir kennen sie auch im Buddhismus. Das einzig Schwierige für mich ist, sie in die Praxis umzusetzen. Ich bewundere die einfache Art, in der Sie gelernt haben, sich zu entschuldigen, wenn Sie im Unrecht sind. Dahin müssen alle Weisen gelangen.“

Vom Flughafen aus rief er Frank Buchman noch telephonisch in Mackinac an: „Ich stehe an Ihrer Seite im Kampf für einen echten Frieden in der Welt“, sagte er. „Die Welt muß gemäß diesen vier absoluten Maßstäben leben.“ Frank Buchman dankte ihm für seinen Besuch und erwiderte: „Sie sollten Bundeskanzler Aदनauer besuchen.“

Und tatsächlich veröffentlichten einige Wochen später viele deutsche Zeitungen eine Photographie, die den Empfang des Fürstabtes und seiner Begleiter durch den Bundeskanzler zeigte. Die beiden Männer hatten sich miteinander über das neue Element unterhalten, das Frank Buchman in die heutige Welt hineinbringt.

Tags darauf sagte der Fürstabt zum Oberbürgermeister von Bonn: „Asien hat sich bisher mit der Bitte um technische Hilfe



an den Westen gewendet, aber es hätte nie erwartet, geistige Hilfe von ihm zu erhalten. Diese vier absoluten moralischen Grundsätze bedeuten eine geistige Hilfe, die Asien dankbar entgegennimmt.“

Als der Fürstabt sich in der Schweiz befand, erreichte ihn die Nachricht, daß seine Mutter in einem Dorfe im Norden von Thailand verschieden sei. „Jetzt kann ich ihr das Geschenk, das ich ihr zgedacht habe, nicht mehr überreichen“, sagte er sich. Er hatte in Amerika für sie einen Rollstuhl erstanden.

Er befand sich in Rom, als er ein Telegramm von Frank Buchman erhielt: „In Liebe und Mitgefühl gedenke ich Ihrer. Meine Mutter starb, als ich mich in Asien befand. Ich fühlte ihre Gegenwart wie ein Licht an meiner Seite. Ihre Mutter hat der Welt einen großen Sohn geschenkt. Sie lebt in Ewigkeit und verleiht Ihrer mutigen Aktion in der Welt Dauer.“

In Delhi wünschte der Präsident Indiens, den Fürstabt sogleich nach seiner Ankunft zu sprechen. Als er den Präsidentenpalast wieder verließ, befragten ihn die versammelten Journalisten über die Krise im Mittleren Osten. Der buddhistische Mönch antwortete einfach: „Die Lösung findet sich in den vier absoluten moralischen Maßstäben. Vielleicht ist diese Tatsache schwer zu verdauen, aber sie verspricht rasche Heilung. Wir müssen diese Prinzipien ohne Zaudern annehmen und leben. Wenn wir sie befolgen, werden die Spaltungen, die der Nationalismus mit sich gebracht hat, verschwinden. Vielleicht kommt es so zu einem Weltnationalismus. Es ist besser, sich selber zu besiegen, als andere zu besiegen, denn dieser Sieg bringt einem selber Freude und Glück und niemand anderem Leid. Wenn die Staatenlenker diesen Sieg über sich selbst erringen würden, gäbe es keinen Krieg.“

Am gleichen Abend sagte er noch zu einigen Freunden, bevor er das Flugzeug bestieg, das ihn in seine Heimat zurückführen sollte: „Die Welt ist wie eine Uhr. Man findet da Räder verschiedener Größe. Einige drehen sich schneller, andere langsamer. Aber wenn sie sich miteinander drehen, weisen sie uns die rechte Zeit.“

## Zweiter Teil

### DIESER MANN OHNE GRENZEN

FRANK BUCHMAN

Welcher gemeinsame Zug eignet all diesen Lebensläufen?

Was ist geschehen mit Irene Laure, mit diesem nigerischen Gewerkschafter, mit einem Mann wie Bjerkholt? Was hat diese drei amerikanischen Sänger, diesen indischen Freiheitskämpfer oder diesen jungen Japaner zum Einsatz ihres Lebens geführt? Welches ist der gemeinsame Boden, auf dem sich ganz natürlich ein französischer Industrieller und ein Maurice Mercier treffen?

Welches ist dieser unbekannte Faktor, dem Menschen verschiedenen Standes, verschiedener Rassen, verschiedener Religionen, verschiedenen Alters an der entscheidenden Wendung ihres Lebens begegnet sind?

Welches ist dieses neue Element, in das diese Menschen eingetaucht wurden, und das plötzlich das Gesetz ihrer inneren Dynamik, die ganze Kurve ihrer Existenz geändert hat?

Es handelt sich da um ein allen offenes, ein sozusagen öffentliches Geheimnis.

Welches ist es?

Eine Definition würde uns nur irreführen, denn wir haben es mit einer Wirklichkeit zu tun, die nicht leicht zu fassen ist, obwohl sie denen, die ihr nahe gekommen sind, wohl vertraut ist. Viele leben so, daß sie derselben jedesmal, wenn sie ihr begegnen, unbewußt den Rücken kehren; sie behaupten, sie sei nicht da, aber tatsächlich wäre sie da gewesen, wenn man sie hätte sehen wollen. Andere haben eine Ahnung von ihrer Größe, ihrem Umriß gehabt, aber sie zogen vor, ihr aus dem Weg zu gehen. Andere haben überhaupt nie mit ihr zu tun gehabt.

Versuchen wir diese Wirklichkeit zu umreißen, indem wir ihren Spuren in einem Menschen nachgehen, dessen Leben völlig nach ihr ausgerichtet war.



Dieser Mann feierte kürzlich seinen achtzigsten Geburtstag. Zu diesem Anlaß waren Hunderte aus allen Landen herbeigeströmt: es waren Vertreter der verschiedensten Regierungen. In seinem safrangelben Gewand mit geschorenem Kopf stand der Fürstabt des Klosters von Wat Mahadhatu, der sein fernes Thailand verlassen hatte, um an diesem Fest teilzunehmen. Der uralte Häuptling eines großen Indianerstammes in Amerika war da, dessen schreckenerregender Kopfschmuck mit den zwei Büffelhörnern von bunten Federn starrte. Die Gewänder der Japaner, Indonesier, Filipinos, Vietnamesen bildeten mit ihren Pastellfarben einen lebendigen Kontrast zu den feurig bunten Roben der Afrikaner. Es waren da Staatsmänner, Gewerkschaftsführer, Botschafter, Generaldirektoren, hohe Offiziere, lauter Männer, die auf ihrem Gebiet den höchsten Gipfel des Erfolgs, der Ehre und des Ruhmes erreicht hatten. Endlich waren da Hunderte von ganz einfachen Leuten, ganze Familien mit ihren Kindern.

Er war der Mittelpunkt der Dankbarkeit aller. Briefe und Telegramme brachten ihm die Glückwünsche von Tausenden, die im Laufe seines langen Lebens seine Freunde in allen Ländern der Welt geworden waren. Eine dieser Botschaften war von dem um einige Jahre älteren Bundeskanzler Adenauer unterzeichnet. Seinen Glückwünschen fügte der Kanzler hinzu:

„An diesem Tage wird der weite Kreis Ihrer Freunde mit großer Dankbarkeit Ihrer aufopfernden 20jährigen Tätigkeit im Dienste der Moralischen Aufrüstung gedenken. Sie können versichert sein, daß Ihrem Werk in den Herzen der Menschen unserer Zeit ein bleibendes Denkmal gesetzt ist. Ihre Bemühungen, die Beziehungen zwischen den Menschen und Völkern auf die feste Grundlage absoluter moralischer Werte zu stellen, werden unvergessen bleiben.“

Im bescheidenen Wohnhaus, das das Heim seiner Eltern war, bewahrt dieser Mann die Zeichen der Dankbarkeit, die ihm von allen Ländern zuflossen. Über dem Kamin hängt das Schwert, das der Oberkommandierende der chinesischen Armeen im Jahr 1945 aus den Händen der Japaner als Zeichen ihrer Übergabe

erhielt; er schenkte es als Ehrengabe dem Mann, von dem er das Geheimnis des wahren Friedens gelernt hatte. Ein reichgeschmücktes orthodoxes Kreuz, Photographien mit handschriftlichen Widmungen zeugen von seiner langjährigen Freundschaft mit einer königlichen Familie. Anderswo werden die höchsten Auszeichnungen aufbewahrt, die ihm durch Monarchen und Regierungshäupter überreicht wurden . . .

Dieser Mann heißt Frank Buchman.

Die Botschaft, die Bundeskanzler Adenauer geschickt hatte, wurde von folgendem Appell begleitet:

„Ich teile die Ansicht, daß die europäische Einigkeit im Zeichen moralischer Maßstäbe stärker denn je betrieben werden sollte. Ein Europa, in dem Freiheit und Brüderlichkeit herrschen sollen, läßt sich nur schaffen, wenn die Völker sich ihrer moralischen Verpflichtung gegeneinander bewußt sind. Diesem großen Werk der Einigung Europas haben Sie wertvolle Impulse gegeben.

Ich weiß mich mit Ihnen eins in der Überzeugung, daß die Fortsetzung dieses Werkes für die Erhaltung des Friedens in der Welt unerläßlich ist. Ich würde mich daher sehr freuen, wenn Sie selbst in den kommenden entscheidenden Monaten der europäischen Entwicklung Ihr besonderes Augenmerk schenken würden.“

Spät am Abend, als diese Feier des achtzigsten Geburtstages zu Ende ging, wandte sich Frank an alle, die von den fünf Kontinenten gekommen waren, um ihm zur Seite zu stehen.

„Als ich dieses Telegramm von Bundeskanzler Adenauer empfing, war ich so bewegt, daß ich keine Worte mehr fand. Seither habe ich ununterbrochen daran gedacht, was getan werden sollte . . . Gott wird uns einen Schritt nach dem andern zeigen.

Die Welt ist an einem Wendepunkt. Gott hat einen Plan, und wir werden ihm folgen.“

Welches Geheimnis offenbart sich in dem Leben dieses Mannes, der einem buddhistischen Würdenträger und einem Indianerhüptling Hoffnung geben kann, und den ein Adenauer auffordert, Europa zu helfen?



Versetzen wir uns um fünfzig Jahre zurück.

Da ein Arzt der Vereinigten Staaten Frank Buchman eine Ruhezeit verordnet hatte, verbrachte er einige Wochen in Europa. Während dieser Reise befand er sich eines Tages in Keswick im Norden Englands. Er trat in eine kleine Kirche ein, nur wenige Personen waren da versammelt . . . Eine Stimme erhob sich, sie sprach von Wahrheiten, die Frank seit langem kannte, aber die für ihn plötzlich Leben bekamen.

„Zum ersten Mal sah ich mich mit meinem ganzen Stolz, meiner Selbstsucht, meinem Versagen und meiner Sünde. Mein Ich war das Zentrum meines Lebens; wenn ich mich ändern wollte, mußte dieses große Ich gekreuzigt werden. Die bitteren Gefühle, die ich gegen sechs Männer empfand, erschienen mir wie Grabsteine in meinem Herzen. Ich bat Gott, mich zu ändern; er verlangte von mir, daß ich mich mit diesen Männern versöhne. Ich gehorchte und schrieb sechs Entschuldigungsbriefe.“

Diese sechs Männer waren der Vorstand eines Heims für Jugendliche, dessen Leiter Frank war; Frank hatte seine Stellung aufgegeben: die Freigebigkeit des Herzens, die er den jungen Menschen erwies, hatte ihn in Gegensatz zur kleinlichen Haushalterschaft dieser Vorstandsmitglieder gebracht, die nicht zögerten, die Rationen zu kürzen, um das Budget auszugleichen. „Diese sechs Männer hatten vielleicht Unrecht, aber wegen meines Grolls war ich sieben-ter im Unrecht.“

Frank bekam nie eine Antwort auf seine Briefe. Das war nicht der wichtige Punkt. Worauf es ankam, war, daß etwas in sein Leben eingetreten war, das ihm für immer eine neue Richtung gab. Ein neuer Mensch war entstanden, der nicht mehr die Mittelmäßigkeiten und Kompromisse des alten ertragen konnte, der nicht mehr sein Leben durch seinen Eigenwillen treiben ließ, der sich vollständig wie ein Instrument in die Hände einer höheren Macht gegeben hatte. Ein Gefangener war aus dem Kerker ausgebrochen. Er war ein freier Mensch geworden.

Das Leben wurde Verpflichtung, Hingabe und Gehorsam.

Am gleichen Tag traf Frank Buchman mit einem jungen Mann

aus Cambridge zusammen – einem charmanten Jungen aus guter Familie, der aber nicht glücklich war. Frank erzählte ihm, was eben geschehen war, und der junge Mann bat ihn um eine Unterredung. Sie machten zusammen einen langen Spaziergang einen See entlang. Frank hörte seinem Gefährten zu. Dieser öffnete sein Herz, und als er am gleichen Abend heimkam, war er ein freier Mann.

Franks ganzes Leben ist durch diesen Tag entscheidend bestimmt worden. Heute, nach fünfzig Jahren, kommen Staatsmänner zu ihm, wie jener junge Mann kam.

„Im Jahr 1915“, erzählt ein junger Asiate, „unterhielten sich zwei Männer, einer aus dem Westen und ein Inder, am Strande von Madras. Eine unerschütterliche Freundschaft entstand zwischen ihnen auf der Grundlage einer gegenseitigen Hochachtung und einer gemeinsamen Liebe zur Menschheit. Im Lauf der folgenden dreißig Jahre sollte jeder zu Weltruhm gelangen. Jeder wurde der Vertraute von Staatsmännern und zu einer Gestalt, deren Einfluß sich auf Millionen ausdehnte. Der Inder war mein Großvater, Mahatma Gandhi, den ein Fanatiker vor zehn Jahren tötete, der Mann aus dem Westen war Frank Buchman.“

„Der Mahatma“, fuhr der junge Rajmohan Gandhi fort, „sagte, das Werk Frank Buchmans sei das Beste, was der Westen hervorgebracht habe.“

Viele aus der Familie Gandhi haben die Zuneigung für Frank bewahrt, die der Mahatma für ihn hatte. Wenn Devadas Gandhi, der Sohn des Mahatma, der dessen journalistische Tradition in Neu-Delhi fortgesetzt hatte, nach London kam, so verfehlte er nie, mit all den Seinen Frank Buchman zu besuchen, als wäre er ein Glied der Familie. Manilal Gandhi, der andere Sohn des Mahatma, der in Durban die von seinem Vater gegründete Zeitung *Indian Opinion* fortführte, empfing immer die Freunde Franks, als wären es seine eigenen; er setzte seine Zeitung ein für die Ideen, mit denen Frank Südafrika zu durchdringen suchte.

Auf dem Bahnsteig der Gare du Nord in Paris war es, wo Raj-



mohan, der Vertreter der dritten Generation, Frank kennenlernte; ein Jahr später begab er sich zu einer internationalen Zusammenkunft, an der auch Frank teilnahm. Er schildert selber diese Begegnung:

„Eine gewichtige Gruppe von weißen Südafrikanern weckte sofort meine Aufmerksamkeit. Seit den ersten Jahren des Kampfes, den mein Großvater führte, um die Rechte der Inder in Südafrika zu verteidigen, bestand eine tiefe Spaltung zwischen den beiden Rassen. Eines Morgens kam mir der Gedanke: „Du hast einen bitteren Groll in deinem Herzen gegen diese Männer. Bitte sie um Verzeihung.“

Es war für Rajmohan sehr schwer, dieser inneren Weisung zu folgen, doch eines Abends ergriff er das Wort und sprach zu den Südafrikanern: „Ich hegte Groll gegen Sie; können Sie mir verzeihen?“ Am folgenden Morgen wandte sich ein hervorragender Vertreter der südafrikanischen Studenten an die Inder und im besondern an den jungen Gandhi: „Ich muß Frieden schließen mit den Indern und Pakistanern“, sagte er mit Tränen in den Augen. „Ihre Länder führen einen diplomatischen Krieg mit dem meinigen. Ich muß Rajmohan Gandhi um Verzeihung bitten, denn ich haßte ihn aus tiefstem Herzen wegen der Aktion, die sein Großvater in unserm Land 1911 unternahm, indem er den passiven Widerstand predigte.“

Wenige Tage später vernahm Rajmohan durch einen telefonischen Anruf mitten in der Nacht, daß sein Vater eben gestorben war. „Es war ein schwerer Schlag für mich“, sagte er, „aber derjenige, der mir in dieser verzweifelten Stunde zu Hilfe kam und mir beistand wie ein Bruder, war der junge Mann, der mit mir das Zimmer teilte, ein weißer Südafrikaner. Wir beteten zusammen. Ich kehrte mit dem nächsten Flugzeug nach Indien zurück. Von London bis Bombay saß neben mir ein junger indischer Student, der heimkehrte, um seine schwerkranke Mutter zu sehen. Mir kam der Gedanke, ihm ganz ehrlich von meinem bisherigen Leben zu erzählen und von dem neuen Ziel, das ich verfolgte. ‚Mein Leben ist genau wie das deinige gewesen‘, sagte er mir.“ Noch bevor

das Flugzeug in Bombay landete, hatte der indische Student von Rajmohan genau dasselbe bekommen, was der junge Mann aus Cambridge fünfzig Jahre vorher von Frank gelernt hatte.

Zwischen dem Erlebnis eines Rajmohan und dem ursprünglichen eines Buchman fanden hunderttausend ähnliche statt, die sich heute in einer Umwandlung der sozialen Zustände, in den Beziehungen zwischen Menschen und Völkern auswirken.

An jenem denkwürdigen Tag in Keswick hat Frank eine einfache Wahrheit gelernt: der Wiederaufbau der Welt beginnt beim Einzelnen; ich muß bei mir selber anfangen. „Die Völker möchten die Früchte der grundlegenden Lösung genießen, ohne die Lösung für sich selber anzunehmen. Wir wollen Produktionssteigerung. Wir wollen Frieden. Wir wollen Konjunktur. Wir wollen eine Weltorganisation. Wir wollen ein geeintes Europa. Wir wollen ein neues politisches Leben. Aber wir gehen den Dingen nicht an die Wurzel.

Völker versagen, weil sie verzweifelt suchen, moralische Apathie mit wirtschaftlichen Plänen zu bekämpfen. Vielleicht ist es aber so, daß eine Wirtschaftskrise nur den Materialismus und den moralischen Zusammenbruch, die dahinter stecken, verdeckt. Deshalb wissen wir nicht, wie wir sie überwinden können.

Das Problem liegt nicht in dem Eisernen Vorhang, der ein Volk vom anderen trennt, sondern in der stählernen Selbstsucht, die einen Menschen vom anderen und alle Menschen von Gottes Herrschaft trennt.“

Es läßt sich auf eine einfache Formel bringen: „Die Natur des Menschen kann geändert werden. Das ist die grundlegende Lösung. Die Wirtschaft der Völker kann geändert werden. Das ist die Frucht dieser Lösung. Der Lauf der Weltgeschichte kann geändert werden. Das ist die Bestimmung unseres Zeitalters.“

Für Frank Buchmann hat es keinen Sinn, sozusagen Augentropfen aus einem Fenster im zweiten Stock herabzuschütten, um eine an Augenkrankheit leidende Menge zu heilen. Man muß jeden Patienten für sich behandeln. Das einzige, worauf es für ihn ankommt, ist



„dieses tägliche Sich-um-den-Menschen-Kümmern, für das er sein Leben hingegeben hat“.

Eines Tages wurde Frank im Bahnhof von Mailand bei einem Aufenthalt von elf Minuten von einem Kommunisten begrüßt, der an der Spitze der Straßenbahnarbeiter der Stadt stand. Die Schwester dieses Kommunisten, die selber eine Zeitlang ein Mitglied der Partei gewesen war, hatte im Umgang mit den Freunden von Dr. Buchman ein neues Ziel für ihr Leben gefunden und hatte versucht, ihren Bruder dafür zu gewinnen. Dieser war damals schon sehr krank und kam aus seinem Spitalbett, um Frank bei diesem Anlaß kennenzulernen; es fand zwischen beiden Männern die vollkommene Einigung statt, die die Frucht einer gemeinsamen Verpflichtung für die gleiche Sache ist: „Ich will nur noch für die Zukunft meiner kleinen Tochter leben und für die neue Welt, für die Sie Ihr Leben gegeben haben“, sagte der Kommunist zu Frank. Als der Zug sich in Bewegung setzte, sagte er zu denen, die um ihn waren: „Mein Herz ist ganz leicht geworden. Jetzt habe ich diese Verpflichtung auf mich genommen, und ich fühle mich in Frieden mit Gott.“ Am Vorabend hatte er in der Spitalkirche seine Ehe kirchlich einsegnen lassen. Diese Begegnung mit Frank war sein letzter Ausgang gewesen. Er starb einige Wochen später, aber im Frieden mit dem Glauben, den er sein Leben lang bekämpft hatte. Frank bewahrt immer seine Freunde in seinem Gedächtnis. Am Bahnhof stand gemeinsam mit dem Kommunisten der Nachkomme eines berühmten italienischen Geschlechts, Graf Francesco Ciccogna. Zwei Jahre später, im Augenblick, da die Kunde vom Hinscheiden des Grafen ihn erreichte, war er gerade daran, mit seinen Freunden das Andenken an diese Begegnung zu erneuern.

Im Jahre 1948 befand sich Frank für einige Tage in Freudenstadt. An diesem Ort war bei ihm vor dem Kriege die Überzeugung durchgebrochen: die nächste große Bewegung in der Welt wird eine moralische Wiederaufrüstung aller Völker sein. Die Familie, die Inhaber des Hotels war, wo er zehn Jahre früher gewohnt hatte, war eben wieder in den Besitz ihres Eigentums gekommen, das von den Besatzungstruppen freigegeben wurde. Sie setzte alles daran,

Frank aufs Beste zu bedienen, soweit allerdings der enge Rahmen der Rationierung es zuließ. Frank gratulierte der alten Köchin und lud sie zu einer Kutschenfahrt ein. Am Abend nach der Heimkehr sagte sie der Hausherrin: „Ich habe für Tausende in diesem Hotel den Kaffee bereitet: für Könige, Fürsten, weltbekannte Persönlichkeiten. Niemand hat mir je gedankt. Aber heute hat mich dieser Herr zusammen mit seinen Freunden spazieren geführt und hat mir den besten Sitz in der Kutsche gegeben. Es ist der schönste Tag meines Lebens.“

Dieser Mann, der sein Bestes den Andern geben kann, erwartet auch von jedem sein Höchstes. Wenn er auch Nachsicht übt und Fehler vergibt, so kennt er doch keine Grenzen in seinem Kampf um das, was notwendig ist. Viele erinnern sich an seinen Freimut, weil er ihnen in einem bestimmten Moment ihres Lebens half, sich zu sehen, wie sie waren. Im ersten Weltkrieg lernte er Sun Yat Sen kennen, den großen Mann, dessen Name heute sowohl im kommunistischen als auch im nationalistischen China geehrt wird. Frank sagte ihm: „Die größten Übel Chinas sind das *Squeeze* (das Erpressen von Bestechungsgeldern), das Konkubinat und das Glücksspiel. Ihr müßt euer neues Land auf festen moralischen Fundamenten aufbauen.“ Und Sun Yat Sen sagte von ihm: „Buchman hat mir die Wahrheit über mein Land und mich selber gesagt.“

Im Jahre 1915 war Frank in Japan. Er wurde von Graf Shibusawa empfangen, dem Mann, den der Kaiser 1860 nach Europa zu Napoleon geschickt hatte, um aus dem Westen die Technik heimzubringen, die das moderne industrielle Japan geschaffen hat. Heute hat Masahide Shibusawa, der Urenkel des Grafen, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern den Komfort eines wohlhabenden Lebens aufgegeben, um sich dem Kampf, den Frank Buchman führt, zu widmen. Der Finanzminister Keizo Shibusawa, der Vater Masahides, war einer der ersten, der die Einladung Buchmans annahm, als dieser nach dem Krieg eine Gruppe von Japanern in die Vereinigten Staaten einlud. In Frank lebt die Kraft einer Freundschaft, die imstande ist, fünf Generationen anzuregen, ihr Leben in dem Kampf einzusetzen, dem er sein Leben widmete.



Ein Veteran des amerikanischen Kommunismus sagte: „Ich habe dreihundert Mann im Kommunismus geschult, die meisten haben mich im Stich gelassen. Welches Geheimnis hat es Frank Buchman ermöglicht, die Treue all dieser Männer zu bewahren, die er nach sich gezogen hat?“

Rajmohan Gandhi hat geschrieben: „Wenn ihr an Frank Buchman denkt, müßt ihr an die unzähligen einfachen Leute denken, in Asien, Afrika, Amerika, Europa, in allen Rassen, Kulturen, Religionen und Gesellschaftsschichten, die ihn als ihren wahren Freund betrachten. Sein Geheimnis war immer eine brennende Anteilnahme am Leben der Einzelnen und der Völker und ebenso ein waches Gefühl für die Bestimmung, die Gott für jeden bereit hat.

Es ist wunderbar, neben ihm zu leben: man hat die Gewißheit, daß man für voll genommen wird. Das gilt auch für die Nationen. Während andere nichts Besseres wissen als protestieren, gering-schätzen, lächerlich machen, bewahrt er immer den Glauben, bestärkt durch seine eigene Erfahrung, daß der schwierigste Mensch und die Nation, die am meisten gespalten ist, sich ändern und zum lebendigen Beweis der Lösung werden können.“

Diese Freundschaft, die Frank so offenherzig all denen gibt, die Gott ihm über den Weg führt, ist erfüllt von einer durchdringenden Einsicht in die tiefsten Bedürfnisse des Herzens der andern und vom brennenden Wunsch, die rechte Antwort darauf zu finden. Der tiefste Antrieb dieser Freundschaft aber ist die unbezwingliche Leidenschaft, in jedem den Sinn für seine Bestimmung zu wecken und ihm zu helfen, sie zu erfüllen.

„Der gewöhnliche Mensch kann, von Gott geführt, die ungewöhnlichsten Dinge tun“, sagt Frank Buchman; jedem gibt er die Möglichkeit, seine Stelle auf dem großen Bauplatz der neuen Welt zu finden.

In den Jahren zwischen den zwei Kriegen, im Augenblick, da die japanische Aufrüstung die Besorgnis der ganzen Welt weckte, sagte Frank einem Studenten, Takasumi Mitsui, dem Sohn des bekannten japanischen Industriellen: „Du mußt ein Architekt des Friedens werden.“

Eines Tages befand sich Buchman bei einem Essen neben einer alten Dame aus Edinburg, die ihr Leben für gute Werke hingegeben hatte und ihm anvertraute: „Ich bereite mich vor zu sterben.“ – „Zum Sterben vorbereiten! Warum nicht anfangen zu leben?“ Einige Wochen später reservierte diese schottische Dame hundert Zimmer in einem Genfer Hotel für Frank Buchman und seine Freunde. Sie brachte sie mit den im Völkerbund versammelten Staatsmännern zusammen. Ihr Sohn, der eine hohe Stellung in dieser Institution hatte, unterstützte sie dabei tatkräftig.

Der Präsident des norwegischen Parlaments, Carl Hambro, der auch der letzte Präsident des Völkerbundes sein sollte, stellte diese Männer einer Gruppe von Delegierten aus dreiundfünfzig Ländern mit folgenden Worten vor: „Diese Männer haben grundlegende Resultate erreicht, wo wir selber versagt haben. Sie haben den konstruktiven Frieden geschaffen, den wir seit Jahren vergeblich suchen. Da wo unsere Bemühungen, die Politik zu ändern, gescheitert sind, ist es ihnen gelungen, die Menschen zu ändern.“ Frank Buchman ist offen für die Menschen um ihn herum, weil er sich eines Tages ein für allemal entschlossen hat, nie mehr an sich selber zu denken. Seine Feinfühligkeit läßt ihn die wirklichen Bedürfnisse der Einzelnen entdecken. Man erinnert sich an den hochgelehrten Mann, der ihn stundenlang mit abstrakten Problemen unterhielt, und an den Frank plötzlich die Frage stellte: „Sie haben mir noch gar nichts von Ihrer Frau gesagt.“ Frank weiß denjenigen zu erkennen, der Hilfe und Ermutigung braucht, wie er zuweilen auch eine ganz energische Zurechtweisung geben kann. „Ich habe Gott gebeten, mich für die anderen überempfindlich zu machen“, sagte er, „aber es hat Zeiten gegeben, in denen ich versucht war zu wünschen, ich hätte dieses Gebet nie gebetet.“ Wer die Menschen sieht, wie sie sind, und gleichzeitig weiß, was aus ihnen werden könnte, dessen Leben wird zu einem einzigen Kampf, um andere ihrer höchsten Bestimmung zuzuführen.

Wenn es wenige gibt, die einen Sinn für ihre eigene Bestimmung haben, so gibt es noch weniger Menschen, die den Sinn für die Be-



stimmung ihres Volkes haben. Meist langt es nur zu einem verschwommenen Idealismus, der verquickt ist mit einem Hang zur Behauptung des nationalen Prestiges und genährt wird durch den Stolz auf die eigene Vergangenheit. Im Gegensatz dazu geht es Frank Buchman darum, in jedem Volk den Sinn für seine eigentliche Bestimmung zu wecken.

Anlässlich einer europäischen Kundgebung in Skandinavien im Jahr 1935 sagte er über den Rundfunk: „Wir brauchen eine geistige Autorität, die von jedermann überall anerkannt wird.

Soll dieses Wunder in der Welt geschehen, muß ein Volk vorangehen. Ein Volk muß in Gottes Willen seine Bestimmung finden und gottgeführte Menschen zu seinen Botschaftern zu Hause und im Ausland berufen. Ein Volk muß neue Führer hervorbringen, die, frei von der Sklaverei der Furcht, über den Ehrgeiz hinauswachsen und immer bereit sind, der Führung des Heiligen Geistes zu folgen.

Solch ein Volk wird im Innern Frieden haben und in der Völkerfamilie Frieden stiften. Wird es Ihr Volk sein?“

Der Schweiz sagte er noch im gleichen Jahr: „Ich sehe die Schweiz als einen Propheten unter den Völkern und als einen Friedensstifter in der Familie der Nationen.“

Im Jahr 1938 ruft er Schweden auf, „Versöhner der Völker“ zu sein.

Den Vereinigten Staaten sagt er 1939: „Amerika braucht die Herausforderung zu einem neuen nationalen Leben, das ihm die Kraft gibt, mit Vollmacht zur Welt zu sprechen, weil es im eigenen Leben die Lösung seiner Schwierigkeiten gefunden hat.“

Dem japanischen Ministerpräsidenten Hatoyama sagte Frank im Jahre 1956: „Japans Bestimmung ist, der Leuchtturm Asiens zu sein. Es kann eine Ideologie haben, die alle Fehler der Vergangenheit auslöschen wird und durch ihre moralische und geistige Kraft eine Antwort auf alle Probleme findet.“ Einige Tage später wurde dieser Gedanke in den Spalten des *Mainichi* durch die Feder des Ministerpräsidenten der ganzen japanischen Nation vorgelegt.

Als Frank Buchman im Jahre 1946 auf einer großen europäischen

Konferenz die Abwesenheit eines ganzen Volkes feststellte, fragte er sofort: „Wo sind die Deutschen?“ Keiner der Anwesenden hatte ein Jahr nach dem Krieg daran gedacht, welche Stellung Deutschland im neuen Europa einnehmen werde. So drückte später Bundesminister Heinrich Hellwege die Meinung seiner Kabinettskollegen aus: „Wir waren allein, und es war ein Mann, Frank Buchman, der uns in die Familie der Nationen zurückgebracht hat.“

Der japanische Minister Ichimada sagte von Frank: „Was mir am meisten auffiel, ist sein Verständnis für die verschiedenen Völker und seine Fähigkeit, jedem Land einen neuen Geist zu verleihen.“

Der moderne Mensch lebt seit der Renaissance in einer Art Anarchie: die verschiedenen Lebensgebiete – sein persönliches, politisches, religiöses, soziales Leben –, gleich autonomen Königreichen, stehen unter völlig verschiedenen Gesetzen, die, wenn sie einander nicht absolut widersprechen, doch keinen wesentlichen Zusammenhang unter sich haben. So geschieht es, daß der Mensch des XX. Jahrhunderts in seinem Denken ein Rationalist, in seiner Religion ein Anhänger der Kirche, in Geschäften ein „Realist“, in der Politik ein Demokrat und zu Hause ein Diktator sein kann.

Der Erfolg der modernen Ideologien läßt sich durch ein unbewußtes Bedürfnis des heutigen Menschen nach innerer und äußerer Geschlossenheit des Weltbilds erklären. Sein tiefstes Wesen jedoch lehnt sich dagegen auf; denn die Versuche, das Leben in eine Geschlossenheit zu fassen, lassen immer den einen oder andern grundlegenden Aspekt des menschlichen Wesens außer acht.

Für Frank Buchman bekommen alle Lebensgebiete ihre Richtung durch die zentrale Realität, die alle Realitäten beherrscht. Ein französischer Gewerkschafter, dessen Leben durch den Marxismus entscheidend geformt wurde, behauptet, daß sein Kontakt mit Frank Buchman und seinen Freunden ihn „eine Gesamtkonzeption der Welt“ entdecken ließ.

Buchman vermittelt den Einzelnen und den Völkern eine Lebensqualität, die sich auf Maßstäbe gründet, die das Leben der Individuen, Familien, Gemeinschaften und Nationen beherrschen.



„Was fehlt in all dem Planen und in der Staatsführung der heutigen Welt?“ fragt er.

„Der Einheit der Planung und Leidenschaft der fremden Ideologien versuchen wir dadurch zu begegnen, daß wir von hohen Idealen reden, die wir nur mit dem Munde bekennen, um dann schließlich unsere Zuflucht zur Gewalt zu nehmen. Und wir hoffen, leben zu können, wie wir immer gelebt haben: selbstüchtig, bequem und ungestört.

Die Staatsmänner sprechen von einer Lösung. Sie reden von Einigkeit. Aber die Uneinigkeit greift um sich. Sie reden von moralischen Werten. Aber Unmoral hat in der Politik die Oberhand. Sie benutzen diese Worte, und die harte Logik der Geschehnisse bestätigt ihre Wahrheit. Doch es bleiben nur Worte. Diese Männer sind nicht entschlossen, die Kosten für eine Lösung in ihrem eigenen Leben und in dem ihrer Völker zu tragen.

Auf das Äußerste im Bösen muß das Äußerste im Guten antworten. Eine fanatische Gefolgschaft des Bösen muß mit einer leidenschaftlichen Nachfolge des Guten überwunden werden.

Deshalb versagt die Demokratie. Nur eine Leidenschaft kann eine Leidenschaft heilen. Und nur eine höhere weltumspannende Ideologie kann eine Welt heilen, die durch widerstreitende Ideologien zerrissen wird.“

Maurice Mercier vom Textilverband (Force Ouvrière), dessen Geschichte wir weiter oben lesen, sagt: „An den Menschen um Frank Buchman sah ich etwas, das weiter geht als der Marxismus. Das gab mir die Gewißheit einer besseren Gesellschaftsordnung, die sich auf ein vollkommenes menschliches Verhalten gründet, auf einen neuen Menschentyp.“ Und er fährt fort: „Der Mensch ist nicht ein halber Mensch; er besteht aus Bedürfnissen, er besteht aus Gedanken. Er braucht eine große Hoffnung. Man kann ihm die Hoffnung auf Komfort und Sicherheit geben, aber das ist nur ein Teil des menschlichen Seins. Man muß sich an den ganzen Menschen wenden, und es gibt keine Gesamtkonzeption des Menschen ohne absolute moralische Maßstäbe.“

Für Frank lebt das Persönliche nur, wo es im Universalen ver-

wirklicht wird, und das Universale nur, wo es im Persönlichen verwirklicht wird. Als er einmal auf der Insel Mackinac eine internationale Konferenz vorbereitete, dachte er mitten in der Nacht an einen alten Inselbewohner von indianischem Blut, der ein Invalide des ersten Weltkriegs und eben erkrankt war. Am Morgen früh, bevor er sich den Briefen, Telegrammen und Besprechungen zuwandte, hatte er keine Ruhe, bevor dem Indianer eine gute warme Mahlzeit in seinem Namen gebracht wurde. Das Leben ist für ihn eine Einheit, und das allerpersönlichste Geschehen, indem es sich einer weltumspannenden Aktion einfügt, gibt ihm seinen tieferen Sinn.

Kurz nach dem Krieg kam der Gründer von Pakistan, Mohammed Ali Jinnah, nach London, um mit der englischen Regierung zu verhandeln. Er benützte den einzigen freien Abend, um ein Schauspiel der Moralischen Aufrüstung zu sehen und nachher in Frank Buchmans Londoner Heim zu kommen; er kam müde an, durch ein langes Tagewerk erschöpft, mit dem Gefühl, keinen Erfolg in seiner Mission gehabt zu haben. Frank empfing ihn mit dem Genie für Gastfreundschaft, das ihm eigen ist, und ließ einen köstlichen Curry servieren, den ein Inder mit großer Sorgfalt zubereitet hatte. Am Ende des Abends war Jinnah, wie seine Leibwachen sagten, zum ersten Mal seit seiner Ankunft in London entspannt. „Ich will Sie in Pakistan haben“, sagte er zu Frank, als er ihn verließ, „Sie haben das Heilmittel für den Haß in der Welt.“

Für viele ist die beste Erinnerung an Frank, mit ihm Weihnachten gefeiert zu haben. Weihnachten beginnt für ihn Mitte Dezember, und oft ist es Ende Januar, und noch immer setzt man sich um den Baum, wenn dieser noch seine Nadeln hat. Während eine Kerze nach der andern verlöscht und an den Wänden riesige Schatten aufsteigen, wartet Frank, wie er es als Kind tat, bis das letzte Lichtlein verglimmt. Aber auch hier denkt Frank daran, denjenigen, die da sind, zu helfen, mit dieser geheimnisvollen Realität in Berührung zu kommen, die wiederzuentdecken unsere Welt so nötig hat. „Unser ist die ewige Einigkeit, von einem Stern geführt“, schreibt er bei Anlaß einer Kriegsweihnacht, „je-



dermann und jedem Staatsmann das Geschenk einer neuen Welt zu geben.“

Zu diesen Festen lädt Frank alle ein. Einmal waren es die Delegierten der Länder des Islam bei den Vereinten Nationen, die sich um die Krippe versammelten. „Die schönste Weihnacht, die wir je im Westen gefeiert haben“, sagten beim Abschied diese Männer, bereichert durch ein Element, das sie über alle politischen und nationalen Differenzen einigte.

Dem Regierungschef eines Landes des Mittleren Ostens, der ihn fragte: „Doktor Buchman, Sie tun so Großes für die Menschheit, wie stellen Sie es an?“ antwortete Frank: „Ich bin ein einfacher Mann und tue einfache Dinge, aber gerade das ist es, was die Welt braucht.“

Heute, fünfzig Jahre nach der ersten Unterredung Frank Buchmans mit dem jungen Mann aus Cambridge, ist eine unzählbare Armee von Menschen von einem Ende der Welt zum andern in Bewegung, von Menschen, die durch ihn und gleich ihm daran sind, die Welt neu aufzubauen, indem sie das Leben einzelner neu aufbauen. Manche hatten ein skeptisches Lächeln, als sie in den Jahren zwischen den beiden Kriegen während der Konferenzen in den Hauptstädten Europas und im Völkerbund Frank versichern hörten: „Man kann die neue Welt auf dem Papier planen, aber bauen kann man sie nur mit Menschen . . . Ohne eine Ideologie ist die Demokratie zum Scheitern verurteilt.“ Viele Leute glaubten damals an den Erfolg der Konferenzen und des geistigen Austausches. Andere setzten ihre ganze Hoffnung auf den Stern gewisser Männer, deren Gedächtnis jetzt von der Menschheit in den Kot gezogen wird. Andere endlich klammerten sich an einen leeren Idealismus, der am harten Gestein der täglichen Realität zu Welenschaum zerschellte. Man hat alles versucht, um der Lebensänderung ausweichen zu können. Buchman aber, weil er auf die Bedürfnisse der Menschen um sich her einging, schlug einen scheinbar längeren Weg ein, doch heute, im Licht der vergangenen fünfzig Jahre, erweist er sich als der einzige, der zum Ziele führt.

Im Jahr 1921, während der Abrüstungskonferenz, wurde Frank von einem englischen Militärexperten nach Washington eingeladen. Was bleibt heute von dieser Konferenz übrig? Das gleiche Problem bleibt ungelöst. Wenn aber ein Schritt zu dieser Lösung getan wurde, so war es durch den Entschluß, den Frank auf der Rückreise im Zug faßte, als der Gedanke über ihn kam: „Rücktritt, Rücktritt, Rücktritt!“ Frank gab damals seine sichere Universitätsstellung auf und begab sich, zuerst ganz allein, mit dem Mut des Glaubens an die Aufgabe, die darin besteht, die Unordnung der Welt zu heilen, indem man bei der Unordnung des Herzens den Anfang macht. Eine neue Überzeugung erfaßte ihn mit Macht: „Wir können, wir müssen, wir werden eine moralische und geistige Kraft entfalten, die stark genug ist, um die Welt neu aufzubauen.“

Viele Menschen folgten ihm. Gleichwie ein Mensch als erster das Geheimnis von Frank erfuhr, das seinem Leben eine neue Richtung gab, so geschah es eines Tages, daß ein Mensch auch als erster sich entschloß, alles zu verlassen, um an seiner Seite den Kampf aufzunehmen. Heute sind es mehr als tausend. Aber was Frank interessiert, ist nicht ihre Zahl, sondern das unschätzbare Werk, das die Weisheit, die die Schicksale der Welt lenkt, durch sie vollbringt.

Frank hat sich in seiner Demut nie an ihre Spitze gestellt. Er hat weder eine Organisation noch eine Bewegung schaffen wollen, auf die er stolz sein könnte. Immer wieder sagt er: „Gott ist's, der die Führung hat, nicht ich“, und er fügt hinzu: „Ich bin wunderbar geführt worden.“

Frank macht sich keine Illusionen über die Schwächen der menschlichen Natur, aber er hat einen unerschütterlichen Glauben in ihre Möglichkeiten. Er schlägt keine Patentlösung vor. Er ist überzeugt, daß jeder im Rahmen seines Glaubens seinen möglichen Beitrag zum Wiederaufbau der Welt entdecken kann, wenn er bereit ist, diesen Glauben bis aufs Letzte zu leben. „Uns, die wir dem Islam angehören“, sagte ein Pakistaner, „hat Franks Arbeit gelehrt, die Grundsätze unseres Glaubens wieder zu entdecken und neu anzuwenden.“ Christen, Buddhisten, Shintoisten sagen das Gleiche.



„Ich habe das Christentum aufgegeben, weil ich zu viele Christen gekannt habe“, sagte Paul Kurowski, der mehr als zwanzig Jahre der Kommunistischen Partei Deutschlands angehört hatte. „Ich habe Frank Buchman kennengelernt; die Atmosphäre um ihn herum war für mich etwas ganz Neues, eine wahre Revolution. Es war da ein Frieden, ein Sorgen für die anderen, eine große Demut, wie ich es nie bei einem Menschen vorher gesehen hatte. Frank Buchman hörte mir geduldig zu, nie hat er versucht, mich zu bekehren oder auf meine antireligiösen Argumente zu antworten. Er glaubte ganz einfach an das Beste in mir.“

Frank hat nie jemandem eine Stellung, materielle Sicherheit, Aussicht auf die Zukunft geboten. Er hat noch nie von jemandem verlangt, sich an seiner Seite zu verpflichten. Er hat jeden vor die Not der Welt und vor sich selber gestellt und hat ihn den Entschluß fassen lassen, den ihm sein Gewissen eingab.

Diese weltweite Armee, die sich um Frank Buchman schart, ist für manchen eine schwer zu fassende Realität. Sie fragen nach Statuten, Geschäftsführern, Mitgliederkarten, Direktiven . . . und finden keine. Sie möchten gerne mit Persönlichkeiten zu tun haben, die autoritativ im Namen des Ganzen sprechen könnten; andere spielen mit der Möglichkeit, die unerbittliche Gewissensforderung ihren Vernunftgründen anzupassen. Es handelt sich jedoch um eine Gemeinschaft von Menschen, deren Verpflichtung im tiefsten Grunde individuell ist, von Menschen, die allein in ihrem Gewissen die Wahl treffen, die sich in der alleinigen Abhängigkeit von Gott frei wissen und dennoch unlöslich miteinander verbunden sind durch die Einsicht in die Not der Welt und durch ihren unerschütterlichen Willen, dafür eine Lösung zu bringen.

Das ist der Grund, warum Menschen aller Bekenntnisse, die nie Frank und seinen Freunden begegnet sind, aber dank der Kraftquellen ihres Glaubens eine gleiche Verpflichtung im Dienste Gottes eingegangen sind, in Frank den unmittelbar mit ihnen verbundenen Kampfgefährten sehen.

Es ist gewiß verständlich, daß gewisse religiöse Führer, die eine geistige Verantwortung tragen, sich mit den Problemen beschäfti-

gen, die eine solche Kampfgemeinschaft von Menschen verschiedener Konfessionen aufwirft. Eine Tatsache, die sie beruhigen kann, ist, daß Frank immer wieder versichert, die *Moralische Aufrüstung bestärke alle ursprünglichen Verpflichtungen* – seien sie nationaler, familiärer oder religiöser Natur.

Der Scheik El Azhar, Rektor der berühmten Universität von Kairo, sagte den Freunden von Frank Buchman: „Ich muß euch immer wieder meine tiefe Befriedigung darüber zum Ausdruck bringen, daß ihr den Menschen diese Ideologie gebt, die allen Menschen die Grundsätze des Friedens, der Liebe und der gesunden Moral bringt ohne Unterschied der Person und Völker. Die Ideologie, für die ihr kämpft, enthält die Grundwahrheiten, die der Islam verteidigt, und stellt eine treue Interpretation seiner wesentlichen Prinzipien dar.“

Der Ehrwürdige U Rewata, einer der führenden buddhistischen Äbte Burmas, behauptet seinerseits: „Auch der Buddhismus kennt diese vier moralischen Grundsätze, die das Fundament der Moralischen Aufrüstung sind; worauf es aber ankommt, ist, daß wir sie jederzeit in die Praxis umsetzen. Wir müssen jedem Land die Moralische Aufrüstung bringen.“

Frank glaubt, daß Gott Hunderte und Tausende anderer Menschen brauchen kann, um noch bessere Arbeit zu tun als er. „*Man hat nichts getan*“, sagt er oft, „*wenn man nicht zehn andere Menschen dazu gebracht hat, bessere Arbeit zu tun, als man selber tut.*“

Er hat erfahren, welchen Wert es hat, jedem eine Aufgabe zu geben, die so groß ist, daß sie alle seine Möglichkeiten übersteigt und ihn darum zur Quelle des Glaubens führt. So vertraute er vier jungen Leuten die Verantwortung für einen ganzen Kontinent an, als er 1952 Louis, den Sohn von Frau Laure, mit drei Freunden nach Brasilien schickte.

Hunderte von Menschen lernen unter seiner Inspiration, als Mannschaft zusammenzuarbeiten, und durch ihren gemeinsamen Einsatz wird das Unmögliche möglich. Afrikaner aus den vier Himmelsrichtungen ihres Kontinents haben sich vereinigt, um im Süden der Vereinigten Staaten die Weißen aufhorden zu lassen und die Sym-



pathie der Schwarzen zu gewinnen und so ein gegenseitiges Verständnis herbeizuführen. Politiker, Arbeiter, Industrielle der verschiedenen Länder gehen als geeinte Kraft nach Asien und Afrika, um sich mit ihren Kollegen über die gemeinsamen Probleme und ihre Lösungen zu unterhalten. „Zum ersten Mal“, bemerkte ein kommunistischer Botschafter, als er einer solchen Gruppe begegnete, „sehe ich Leute aus dem Westen von so verschiedener Nationalität und Herkunft gemeinsam ein gleiches Ziel verfolgen.“ Franks Genie besteht darin, die Lösung der Weltprobleme in der Gestalt von Menschen zu sehen.

Er hat keine vorgefaßte Meinung über die Art, wie etwas getan sein sollte. „Ich weiß es nicht, aber ihr werdet es selber herausfinden“, ist die etwas unerwartete Antwort, die er oft denjenigen gibt, die in der Hoffnung zu ihm kommen, Direktiven zu erhalten.

Unmittelbar nach dem Krieg, als eine beträchtliche Mannschaft seiner Mitarbeiter daran war, eine größere Aktion in Deutschland zu unternehmen, besuchte er den Generaldirektor der deutschen Kohlenbergbauleitung. Dieser fragte ihn:

– Sagen Sie mir, Herr Doktor, was kann ich für Deutschland tun?

– Ich weiß es nicht, aber Gott kann es Ihnen sagen.

Später rief ihn der Industrielle an und lud ihn mit Menschen aus allen Ländern in eine Bergbaustadt des Ruhrgebiets ein, die eines der Hauptzentren der kommunistischen Tätigkeit war. Damit begann eine entscheidende Wendung des ideologischen Gefälles in Deutschland.

Ein Japaner erzählt, daß Frank eines Morgens zu ihm kam und sagte: „Sumi, Sie müssen sich nicht unter die Führung Franks, sondern unter die Führung Gottes stellen!“ Der Japaner fügt hinzu: „Das ist typisch für ihn, denn er hat nie erlaubt, daß man ihn als Führer betrachte. Aber er hat uns immer aufgefordert, in allen Dingen nur von Gott abhängig zu sein.“

Führen wir die Worte eines schwedischen Journalisten an, die im Jahr 1938 veröffentlicht wurden:

„Sein Geheimnis beruht nicht in seinem strahlenden Lächeln, in seinen durchschlagenden Sätzen, in seiner geistigen Beweglichkeit

und Einfühlungsgabe, in der Kraft, mit welcher er eine ganze Versammlung im Bann hält, um im nächsten Augenblick in der Reihe der andern zu verschwinden . . . nichts von dem allem zeigt, was der wahre Frank Buchman ist.

Schaut seine Photographien genauer an, und ihr werdet in seinem Ausdruck etwas fast Zerstreutes sehen, als ob er jemand Unsichtbaren reden hörte. Und diesmal sagt die Kamera die Wahrheit. In Wirklichkeit scheint er immer auf etwas zu lauschen, als wäre seine ganze Aufmerksamkeit davon beansprucht. Beobachtet ihn einige Tage lang, seht euch sein Gesicht an, ihr werdet erstaunt feststellen, wie oft er am Ende seiner Kräfte, um nicht zu sagen, wie hilflos er zu sein scheint. Und er verhehlt es nicht.

Sein fabelhaft tätiges Leben beruht auf einem einzigen Element – der göttlichen Führung, auf die er in jedem Augenblick lauscht. Er ist wie ein immer vom Wind geschwelltes Segel; sein Herz ist ungeheuer weit und warm und demütig; er ist ein Demokrat, der für nichts anderes wirkt, als die Menschen frei zu machen unter der Diktatur Gottes.“ (Herbert Grevenius in *Stockholms Tidningen*)

„Die Weisheit Gottes kann da Erfolg haben, wo die Weisheit der Menschen gescheitert ist.“

Das ist die Haltung Buchmans vor den schwersten Problemen. „In jedem Land scheint jeder seine eigene Lösung zu haben, die auf seinem persönlichen und nationalen Vorteil beruht“, versichert er. „Aber das Geheimnis heißt: ‚Nicht mein Weg, sondern Gottes Weg. Nicht mein Wille, sondern Gottes Wille.‘“

Das ist für ihn nicht eine theoretische Wahrheit, sondern eine tägliche Erfahrung, die er allen, denen er begegnet, weitergeben will. Er glaubt, daß der Mensch des XX. Jahrhunderts in dieser Hinsicht bei den Männern in die Schule gehen kann, die in der Geschichte von der Höchsten Weisheit als Instrumente gebraucht wurden.

Aus Rom zurückkehrend, wo er in der Basilika von Sankt Peter der Kanonisation von Niklaus von der Flüe beigewohnt hatte,



stellte er diesen Heiligen als ein Beispiel für die Welt hin, indem er zeigte, daß er für die Schweiz des XV. Jahrhunderts der wahre Staatsmann im vollen Sinn des Wortes gewesen ist:

„Niklaus hatte diese Gabe der göttlichen Führung. Als er sie ausübte, wurde er zum Retter seines Landes. Er war ein Bauer, der sein Land gut bestellte, ein Soldat, ein Beamter. Bedrückt von den Problemen einer kriegszerrissenen Welt, gab er mit fünfzig Jahren vieles auf, um der Führung Gottes radikal zu folgen. Bald gewann sein inspirierter, klarer Verstand, seine Menschenkenntnis und die Einfalt seines Herzens die Achtung seiner Zeitgenossen – nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa. Er wurde zum gesuchtesten Schiedsrichter in Staatsangelegenheiten. Als der bittere Streit zwischen den Kantonen sein Land an den Rand des Bürgerkrieges brachte, führte sein von Gott eingegebener Rat die Schweiz auf den guten Weg, der ihr Einigkeit schenkte.

„Es ist höchst zeitgemäß“, fährt Frank Buchman fort, „daß dieser Staatsmann, der vor 500 Jahren auf Gottes Wort hörte und es furchtlos seiner Generation weitergab, heute diese höchste Anerkennung erfährt. Er ist wahrhaftig ein Heiliger für unsere Zeit, ein Vorbild für die Vereinten Nationen.“

Frank Buchman weiß, daß die gleiche leise Stimme, die seinem Gewissen während der Eisenbahnfahrt: „Rücktritt, Rücktritt, Rücktritt!“ zugeflüstert hatte, im Herzen eines jeden Menschen gehört werden kann.

„Nehmen wir die ganze Frage der Führung – Gottes Denken und mein Denken. Ein Gedanke, der zu irgendeiner Zeit auftaucht – bei Tag oder in der Nacht –, kann ein Gedanke des Schöpfers allen Denkens sein. Ein Gedanke taucht auf – vielleicht nur ganz flüchtig – und läßt einen nicht mehr los. Man folgt ihm. Wenn er verwirklicht wird, kann er Millionen Menschen bereichern.“

Vor einiger Zeit war Frank der offizielle Gast des Premierministers von Burma. U Nu ist ein Buddhist; er stand an der Spitze eines buddhistischen Landes, aber das Beispiel eines Niklaus von der Flüe ist für ihn so real wie für einen Christen, der sich völlig in die Hände dessen gibt, der für ihn die höchste Autorität ist.

U Nu fragte Frank: „Sagen Sie mir, bitte, wie bekommen Sie genaue Führungen? Ich verbringe viel Zeit in Meditation. Ich habe ein Haus am Seeufer, wo ich hingehge, um zu meditieren. Aber ich bekomme keine Führung wie die, von der Sie eben sprachen.“ Frank hatte ihm ganz schlicht erzählt, wie er trotz der Schwierigkeiten der Reise und des heißen Klimas sich unwiderstehlich gedrängt fühlte, von Neuseeland nach Rangun zu kommen, um sich mit ihm zu besprechen.

– „Haben Sie so klare Gedanken?“ fragte U Nu.

– „Ja“, antwortete Buchman, „so klare, daß ich sie aufschreiben kann.“

Ein langes Schweigen folgte.

U Nu unterbrach es: „Das ist sehr wichtig für mich. Als Premierminister habe ich mit Problemen zu tun, die der menschliche Geist von sich aus zu lösen unfähig ist.“

Im Kontakt mit Frank haben Tausende wie U Nu gelernt, daß vom Grund ihres Gewissens eine Stimme spricht – vorausgesetzt, daß man ihr Gehör schenkt.

„Ich hatte sehr viel zu tun“, erzählte Frank Buchman selber, „und arbeitete täglich achtzehn bis zwanzig Stunden. Ich war so angespannt, daß ich zwei Telephone in meinem Schlafzimmer hatte. Und doch war ich nicht zufrieden mit den Ergebnissen. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, aber die Änderung im Leben meiner Besucher war nicht nachhaltig genug; sie war zu wenig revolutionär, um dauernd zu sein. Deshalb entschloß ich mich zu einem radikalen Schritt: In der Stunde von fünf bis sechs Uhr morgens, in der das Klingeln der Telephone nicht zu befürchten war, auf die ‚stille, sanfte Stimme‘ zu horchen, damit sie mich lenke und leite . . .“

Frank Buchman bringt in diese Welt der Gehetztheit, des Lärmes, die Stille der inneren Sammlung: er hat sie aus den Klöstern und Exerzitienhäusern geholt, um sie ins Büro des Industriellen, ins Arbeitszimmer des Ministers, in den Schulsaal und in die Familienküche einzuführen.

„Wir können eine so tiefe Befriedigung in diesem Schweigen fin-



den“, sagte er, „daß die innere Sammlung die tägliche Quelle unseres Denkens und schöpferischen Lebens werden wird. So kann die Stille zur lenkenden Instanz der Menschen und Nationen werden. Denn nur in der Stille wird die göttliche Führung vernehmbar.“

So sagt er auch mit aller Entschiedenheit: „Staatsführung ohne Gottes Führung und Änderung des Herzens gleicht dem Steuern eines Flugzeugs bei stürmischem Wetter über unbekanntem Gelände, ohne Benutzung des Funks, des Kompasses und der Karte.“

Beim Nahen des zweiten Weltkrieges erhob er seine warnende Stimme: „Wir müssen auf Führung hören, oder wir werden Kanonen hören.“ Oder dieser andere Ruf: „Gott im Kommando: darin beruht die Sicherheit der Welt, eure Sicherheit und die eures Hauses.“

Alle diese Formeln sind der Ausdruck von Franks Grundüberzeugung: Gott hat einen Plan für die Welt, und Er verwirklicht ihn durch die Menschen, die sich Seinem Willen unterstellen.

Die Radiobotschaft, die Frank Buchman bei Anlaß seines achtzigsten Geburtstages sprach, schließt mit den Worten:

„Ein Mann von achtzig Jahren spricht zu Ihnen. Ein Mann, den oft Verwirrung bedrückt hat, und der schrittweise die Antwort für ein Volk kennenlernte. Auf alle die Probleme, die den Staatsmann und den gewöhnlichen Menschen verwirren, empfangen diejenigen die Antwort, die horchen. Aber die Bereitschaft zum Gehorchen muß da sein. Es kommt nicht darauf an, was wir erwarten, sondern darauf, was wir von Gott uns geben lassen. Mit der ganzen Überzeugung meiner achtzig Jahre und erfüllt von der Sorge um die bedrohte Welt sage ich: Gott ist die Antwort auf die moderne Verwirrung, die uns bedrängt. Gehen Sie den ganzen Weg mit Gott, und Sie werden die Antwort haben. Gehen Sie den ganzen Weg mit Gott, und Sie werden Ihrer Nation die Antwort bringen.“

Aus seinem Gottvertrauen hat Frank den Mut geschöpft, der ihm erlaubte, der Opposition, der er begegnete, standzuhalten.

Seine Worte, das Zeugnis seines Lebens, sind eine Herausforderung,

die auf jeden unangenehm wirken, der seine Schwächen vor der Welt zu rechtfertigen versucht. Aber mehr als das: sein Wirken und dasjenige seiner Freunde erschüttert das Werk derjenigen in seinen Fundamenten, die auf Haß, Vorurteile, Selbstsucht, Neid und menschliche Leidenschaften bauen. Die unglaublichsten Koalitionen haben sich wider ihn aufgerichtet – Koalitionen, in denen Menschen aus den entgegengesetztesten Lagern sich in ihrer gemeinsamen Schwäche geeint fanden. Frank wurde mit den widersprechendsten Vorwürfen angegriffen, und je nach dem Umstand des Ortes und der Zeit wirkte die Verleumdung um so vergiftender. Die gleichen Menschen, die ihm höhnend vorwarfen, diesen oder jenen Vertreter des Weltgeschehens nicht angegriffen zu haben, versuchten später, ihn mit der gleichen Person zu kompromittieren. Sogar gutgesinnte Menschen, die bei ihrem beschränkten Horizont nicht imstande waren, die ganze Größe der sich bekämpfenden Weltkräfte zu beurteilen, ließen sich durch ihre Neigung zu kleinlicher Kritik verleiten, dieser höchst verdächtigen Opposition ihre Unterstützung zu leihen.

„Kritik ist unbehaglich. Ich weiß das. Es ging mir wie ein Dolch durchs Herz, als ich zum ersten Mal angegriffen wurde. Ich litt. Ich weiß, was es heißt. Aber wenn Sie ein wirklicher Revolutionär sind, behalten Sie die richtige Perspektive, ganz gleich, was man über Sie sagt. Mögen Steine fliegen, Sie gehen geradeaus. Die Steine der Kritik sind so anspornend – sie bringen einen für den ganzen Tag in Schwung.“

Seinen unerschütterlichen Glauben an die Führung Gottes wendet Frank auf alle Gebiete des Lebens an, ganz besonders auf die materiellen Fragen, die durch die Finanzierung eines so gigantischen Werkes aufgeworfen werden, das keine Hilfsquellen zur Verfügung hat. Als er vor mehr als vierzig Jahren dem Ruf folgte, der ihn aufforderte, seine Universitätsstellung zu verlassen, verlor Frank Buchman seinen letzten sicher bezahlten Posten, um von nun an einzig aus seinem Glauben zu leben. Er ist überzeugt, daß da, wo Gott führt, Er auch vorsorgt. Seither haben Zehntausende,



seinem Beispiel folgend, nach diesem neuen Grundsatz zu leben gelernt. Die kühnsten Unternehmungen wurden in Angriff genommen ohne jede materielle Sicherheit, nur aus der innersten Überzeugung, daß es dringlich war, einer bestimmten Not zu steuern.

Ein amerikanischer Geschäftsmann schrieb Frank eines Tages, um ihn um Rat zu bitten. Er war einer von denen, die es unternommen hatten, Frank in Amerika ein Zentrum für seine Arbeit zur Verfügung zu stellen, wo es möglich wäre, Delegierte von allen Ländern zu empfangen; er fühlte sich vor allem für die Finanzierung dieser Unternehmung verantwortlich; die Rechnungen häuften sich an, die am Bau beschäftigten Arbeiter waren zahlreich, es war kein Geld mehr vorhanden. Als vorsichtiger Geschäftsmann fragte unser Freund, ob es nicht richtig wäre, eine Reduktion des Arbeitsprogramms in Aussicht zu nehmen.

„Ich möchte“, antwortete Frank, „daß Sie mit mir und dem amerikanischen Volk in die Dimension dessen, was getan werden sollte, hineinwachsen könnten und sich nicht an das halten, was zu tun uns möglich scheint. Ich will, daß Sie mir helfen, nicht auf das zu zählen, was ich habe, sondern auf das, was Gott gibt. Man findet dabei eine solche Freiheit, und es funktioniert . . .“

Dieses Leben des Glaubens beschwingt die ganze Arbeit von Frank Buchman; wie oft haben seine Freunde gesehen, wie er alles, was er bekommen hatte, hergab, um einem dringlichen Bedürfnis des Augenblicks zu entsprechen. Hundert junge japanische Jugendführer waren bereit, zu einer Konferenz zu kommen, die, wie die Folge zeigt, für Japans Zukunft entscheidend sein sollte; das Datum der Abreise war festgelegt, das Flugzeug, das sie von Tokio nach den Vereinigten Staaten bringen sollte, war bestellt; aber kein Geld war da. Es gibt für solche Dinge keine Geldreserven, die man beanspruchen könnte. Frank hat ein für allemal und unter allen Umständen beschlossen, auf nichts anderes zu zählen als auf den Glauben. Bei einem solchen Anlaß geschah es dann, daß er seine ganze Briefftasche leerte, und daß, seinem Beispiel folgend, Hunderte dasselbe taten.

Wenn diese wirtschaftliche Konzeption den Denkgewohnheiten westlicher Geschäftsleute ein wenig ins Gesicht schlägt, so findet sie dagegen ein wirkliches Verständnis bei den Arbeitern und bei allen denen, die aus einer tiefen Überzeugung heraus leben. Das ist der Grund, warum die meisten Gaben von Tausenden ganz einfacher Leute kommen, die bereit sind, Opfer zu bringen, um eine Aktion zu unterstützen, die für unsere Welt ihrer Überzeugung nach eine Lebensnotwendigkeit bedeutet.

Frank unterhielt sich eines Tages mit einem militanten Sozialisten, George Light, der auch in seinen besten Zeiten nie mehr Geld hatte, als er brauchte, um gerade das Ende der Woche zu erreichen. Es war mitten in der Depression, und George war einer der drei Millionen Arbeitslosen, die es damals in England gab. Er erzählte Frank, wie schwer es diese Leute hatten. Frank nahm ihn in sein Zimmer und sagte ihm: „Mein Auftrag ist, alles Geld, das ich habe, mit dir zu teilen.“ Er öffnete seine Brieftasche und zeigte ihm sein Bankkonto. „Er übergab mir“, sagte später George, „die Hälfte seines Guthabens, und als ich sein Zimmer verließ, drückte er mir die Hand und sagte mit einem Lächeln: Jetzt sind wir beide Sozialisten.“

Die Arbeiter in den Reisplantagen Indiens verstehen die einfache Philosophie Franks, wenn er sagt: „Es gibt genug Reis in der Welt für jedermanns Bedürfnis, aber nicht für jedermanns Begierde.“ Und Frank fügte hinzu: „Wenn jeder genug liebt und jeder genug gibt, hat dann nicht jeder genug zum Leben?“

Die ungeheuren technischen Möglichkeiten, die dem Menschen heute durch die neuesten Entdeckungen zur Verfügung gestellt werden, sollen nach Franks Willen in diesen Kampf für den Wiederaufbau der Welt eingesetzt werden. Ob es der Lufttransport von großen Mannschaften von einem Ende der Welt zum andern ist oder die Organisation von Konferenzen an den entlegensten Orten oder die Schaffung von Filmen oder die Inszenierung von Schauspielen oder der Bau von Zentren, wo sich Menschen aus allen Kontinenten versammeln können – all das ist für Frank Anlaß zu täglichen Glaubensentscheidungen. Nach seinem Vorbild haben sich Tausen-



de mit allem, was sie sind und haben, in den Dienst dieser weltweiten Arbeit gestellt. So entwickelten sich unter ihren Augen die größten Unternehmungen, und ihr und vieler anderer Glauben wuchs. Einer besaß einen Familiensitz und stellte ihn für die Zusammenkünfte von Menschen zur Verfügung, die durch Austausch von Erfahrung und Versöhnung mit ihren Gegnern neues Leben für sich und ihr Volk fanden; ein anderer, der nichts als seine Arme hatte, brachte seine Arbeit; aber alle setzten aus freiem und dankbarem Herzen ihr ganzes Leben ein.

„Die Weltprobleme bleiben unverändert, weil das Hauptproblem – die menschliche Natur – ungelöst bleibt. Solange wir uns nicht drastisch und radikal mit der Natur des Menschen befassen, und zwar volksumfassend, werden die Völker ihrem Schicksalsweg der Gewalt und Zerstörung folgen.“

Frank Buchman weiß, daß es möglich ist, die Motive des Menschen von Grund auf zu ändern; er erlebte selber die Änderung seiner Motive in Keswick vor fünfzig Jahren. Von jenem Tage an beherrschte eine neue Wertskala sein ganzes Leben. In einem blitzartigen Aufleuchten sah er alles, was das äußerst respektable Leben, das er bisher der Sitte und den besten Grundsätzen gemäß gelebt hatte, von der Absolutheit Gottes trennte.

In einer Epoche, da die Selbstsucht und der Opportunismus bei den einzelnen wie bei den Völkern das Normale sind, setzt Frank Buchman mit Entschiedenheit absolute moralische Grundsätze wieder in ihr Recht ein. Seine Tätigkeit an der Staatshochschule von Pennsylvanien gab Frank Buchman die Gelegenheit, seine Überzeugung in der harten Auseinandersetzung mit sorglosen und skeptischen jungen Leuten zu festigen. Er wird sich bewußt, daß der idealste Schwung zusammenbricht, weil im Innern eine langsam sich durchsetzende Fäulnis wirkt, die unaufhaltsam die Grenzen des Anstands und der guten Sitte verschiebt. „Was ihr nötig habt“, sagt er zuweilen zu jungen Leuten, „ist eine kräftige Reinigung durch eine städtische Straßenkehrmaschine mit nachfolgender Spülung durch eine Feuerwehrspritze.“ Der Ausgangspunkt für jeden

Menschen ist immer eine innere Änderung, „eine Rückkehr zu den schlichten Wahrheiten, die man auf dem Schoß der Mutter gelernt und nachher so oft vergessen und mißachtet hat“.

Die Krise ist moralischer Natur, so muß auch die Gesundung moralischer Natur sein: „Alles geht auf die grundlegenden Wahrheiten zurück: absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit und absolute Liebe.“

Da er selber mit seinem ganzen Leben zur Absolutheit Gottes Ja gesagt hat, hat Frank auch den Mut, einem Staatsmann, einem Studenten, einem Docker den gleichen Vorschlag zu machen. Mit seinem Berliner Humor sagte der bedeutende Gewerkschafter Scharnowski: „Diese vier Grundsätze sind in der Bibel, sie sind im Koran. Aber sie sind nicht in den Gewerkschaften . . . wenigstens noch nicht!“

„Es handelt sich nicht darum, nur mit den Lippen Ja zu sagen, sondern auch mit der Disziplin unseres Lebens. Das macht einen natürlich und echt. Man braucht niemals zu versuchen, besser oder klüger zu erscheinen, als man wirklich ist. Um solche Menschen scharen sich die andern und folgen ihnen.“

Das ist es, was einem französischen Marxisten bei der Begegnung mit Frank den größten Eindruck machte – er ist ein Mann, der im zähen Kampf der Gewerkschaften hart geworden ist –, er sagt: „Was auffällt, ist die Ausstrahlung des Mannes, der euch in die Augen schaut, indem er klar und mutig sagt: das, wovon ich rede, wende ich auf mich selber an. Es gibt nicht viele Leute in der Welt, die sagen können: Ich lebe nach den vier absoluten Maßstäben. Das gibt den richtigen Kampfgeist: man sieht die Flamme in den Augen, und das wirkt stärker als alle schönen Reden.“

Frank weiß, daß die Welt nicht so sehr ein neues philosophisches System, eine hochebauerliche Predigt oder ein vielversprechendes Programm nötig hat, sondern vielmehr eine neue Lebenswirklichkeit, die sich Tag für Tag, Jahr für Jahr im Alltag bewährt. „Die Kunst“, sagt er, „besteht darin, mit einem Menschen unter vier Augen zu sprechen und ihm die Antwort auf seine tiefsten Nöte zu geben.“ Frank machte nicht viele Worte, aber was er



sagt, wirkt im Leben der Menschen, die ihm begegneten, lange nach.

Eines Tages befand sich in einer Sitzung eine hohe Persönlichkeit des neugegründeten Staates von Ghana an der Seite Franks. Der Afrikaner ist Abgeordneter im Parlament seines Landes, politischer Führer der mohammedanischen Bevölkerung der nördlichen Provinzen und religiöses Oberhaupt seines Volkes. Aus seinem Gesicht spricht der Adel einer langen Ahnenreihe von Herrschern. Der Tolon Na erzählte heute freimütig, was ihm damals begegnete.

„Es war während einer Vollversammlung im großen Saal von Caux. Frank war da, und jemand sprach davon, was der Diebstahl einem ganzen Lande schaden könne. Da ich neben ihm war, kehrte sich Frank zu mir und fragte mich mit einem schalkhaften Lächeln: ‚Wann haben Sie zum letzten Mal gestohlen?‘

Die Frage traf mich wie ein Schlag. Mein Herz fing an zu klopfen, das Blut stieg mir zu Kopfe, die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Es war eine ganz einfache Frage, und doch hätte ich nicht auf der Stelle antworten können.

Ich ging in mein Zimmer und bat Allah, mir gnädig beizustehen, indem ich für alle Verfehlungen, die ich seit meiner Kindheit begangen hatte, um Verzeihung flehte. Wie ich da auf meinen Knien lag, fühlte ich, daß Gott immer die Antwort auf die Frage Franks erwartete; es war mir, als ob die ganze Welt auf mich schaute; es war die peinlichste Situation, in der ich mich je befand.

Allerlei Gedanken kamen durcheinander. Endlich trat ein großer Friede ein, als ich mich entschloß, alles aufzuschreiben, was ich seit meiner Kindheit – soviel ich mich erinnern konnte – gestohlen hatte. Ich notierte, daß ich verschiedene Bücher zurückgeben sollte, die ich in den Schulen, wo ich unterrichtete, mitgenommen hatte, und ich schrieb auch verschiedene Personen auf, denen ich Unrecht getan hatte und die ich um Verzeihung bitten wollte. Ich beschloß endlich, das Leben zu leben, das Frank Buchman lebt.“

Aus eigener Erfahrung wußte Frank, daß nicht die menschliche Anstrengung, die nach absoluter Moral strebt, die innere Änderung

herbeiführen kann. Wie der Tolon Na die Hilfe der höheren Macht, die er kannte, herbeigefleht hatte, so hatte Frank selber vor fünfzig Jahren seine grundlegende Entscheidung am Fuß des Kreuzes fassen müssen. Das Geheimnis von Franks Leben läßt sich nicht in Worte fassen. In vorliegenden Blättern haben wir einige Züge gezeichnet, Geschehnisse berichtet, Anekdoten erzählt. Alle diese Elemente sind wie die bunten Steine des Mosaiks, die daliegen, bevor der Künstler sein Werk beginnt.

Wenn jeder von uns im Mosaik seines Lebens jedem Steinchen den Ort einräumt, der ihm vom Schöpfer bestimmt ist, und wenn er dem großen Ordner aller Dinge freie Hand gibt, diese Arbeit in seinem Inneren zu tun, erlebt er etwas von diesem Geheimnis, dessen Realität so viele Menschen in den vergangenen Jahrtausenden erfuhren. Es liegt an jedem von uns, der Handwerker zu sein, den der himmlische Künstler brauchen kann, um die Größe Seines Werkes zu offenbaren. Er wird dann sehen, daß dieses Werk weit über alles Verstehen die Grenzen seiner Persönlichkeit überschreitet, um in die Welt, in die Geschichte, ins Ewige zu münden.



VOM PERSÖNLICHEN ZUM WELTWEITEN

Eine unerbittliche Flut droht, ganze Völker zu verschlingen. Menschen bemühen sich, da und dort einen bescheidenen Deich aufzuschütten, der die Fluten wenige Monate lang aufhält und sie dann um so plötzlicher hereinbrechen läßt.

Ein Ideengebilde, eine Art Kollektivbewußtsein, erfaßt die Massen, und plötzlich spürt man, wie der Sturm einer Revolution losbricht und mit einem einzigen Windstoß Gebäude zum Einsturz bringt, die man für festgefügt hielt.

Eine Idee überfällt ein Volk ohne die Formalität einer Kriegserklärung. Sie macht Gefangene und erobert ganze Länder ohne einen einzigen Schuß, während die Parlamente debattieren.

Solchen Ereignissen gegenüber ist das Verhalten der Regierenden voller Widersprüche. Die einen fördern diese revolutionären Bewegungen, weil sie ihren eigenen Interessen oder, wie sie meinen, der geschichtlichen Entwicklung entsprechen. Andere sehen ihre Aufgabe darin, an dem Bestehenden festzuhalten, weil sie „Werte“ zu verteidigen glauben, die jedoch oft nichts als große Worte sind, hinter denen sich nackte Interessen verbergen. Aber in einem Punkt sind alle gleich: in der Meinung, ihre politischen Ideen seien die einzig richtigen.

Die Welt des Westens will nicht nach dem Vorbild der kommunistischen Welt und die kommunistische Welt nicht nach dem Vorbild der westlichen Welt leben. Die eine wie die andere ist darum bemüht, sich den Völkern Asiens und Afrikas als Beispiel hinzustellen. Diese aber sind offenbar fest entschlossen, ohne fremde Hilfe ihre eigene Bestimmung zu finden.

Gibt es einen Weg, den die Völker der Erde gemeinsam gehen können?

Während internationale Konferenzen einander unaufhörlich ab-

lösen und die Enttäuschungen, die sie mit sich bringen, diese Frage zu verneinen scheinen, beweist die Aktion Frank Buchmans und der Menschen, die sich mit ihm einsetzen, ohne Zweifel, daß es einen solchen Weg gibt. Es gibt ihn nicht nur, es haben sich schon Menschen und Völker für ihn entschieden.

Heute, nach Jahren unablässigen Bemühens, zerstreut die Fülle der Tatsachen und die ungeheure Tragweite persönlicher Änderung die letzten Zweifel einer wachsenden Zahl von Staatsmännern.

Es gibt eine Lösung.

In seinem Vorwort zu Frank Buchmans Buch spricht Robert Schuman von dem „Beginn einer mächtigen sozialen Umwälzung“, deren Früchte man bereits erkenne.

Zu einer Zeit, als in Europa nach schwierigen Verhandlungen wichtige internationale Verträge unterzeichnet worden waren, sprach Bundeskanzler Adenauer in einem Brief an Frank Buchman vom Wirken eines Geistes, der „unsichtbar aber wirksam dazu beigetragen hat, bei den Verhandlungsteilnehmern das Gegensätzliche zu überbrücken und in der Suche nach dem gemeinsamen Guten den friedlichen Zwecken zu dienen, auf die alles menschliche Streben gerichtet sein sollte“.

Selbst die kommunistische Welt hat seit mehreren Jahren die Bedeutung dieser Aktion erfaßt. Von sowjetischen Sendern wurden folgende Kommentare über die Freunde Frank Buchmans verbreitet: „Seit mehreren Jahrzehnten stehen diese Menschen an der Front des ideologischen Kampfes . . . Sie haben auf jedem Kontinent Brückenköpfe und Stoßtrupps gebildet, die fähig sind, ihre Ideologie in die Massen zu tragen. Sie sind jetzt in das entscheidende Stadium der Weltexpansion eingetreten.“ (Nationalsender Radio Moskau, 21. November 1952.) Auf der gleichen Welle hörte man etwas später: „Diese Menschen setzen an die Stelle des unausweichlichen Klassenkampfes den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse . . . Das steht im Zentrum ihrer Aktion, deren Endziel nach ihrer Überzeugung nichts weniger als die Änderung der Welt sein wird.“ (9. Januar 1953.)



Die Staatsmänner Asiens schätzen diese Aktion richtig ein. „In diesem kritischen Augenblick unserer Geschichte ist diese Idee lebensnotwendig“, erklärt der japanische Ministerpräsident Kishi. „Ich bin beeindruckt von der wirksamen Art, mit der diese Menschen Einigkeit zwischen Völkern schaffen, die sich früher feindlich gegenüber standen.“

Der Präsident von Südvietnam, Ngo Dinh Diem, schreibt an Frank Buchman: „Ich bin mir der ungeheuren Auswirkung dieser Mobilisation der geistigen Kräfte bewußt, die Sie in der Welt unternommen haben.“

In den Spalten einer großen amerikanischen Tageszeitung findet sich eine besonders charakteristische Beurteilung: „In Amerika und überall in der Welt haben diese Menschen den Lauf der Geschichte unserer Zeit geändert.“ (*New York Journal American*, 28. Juli 1957.)

Welcher Weg führt zum Ziel?

Viele haben die Weltlage gründlich untersucht. Viele haben eine Diagnose gestellt. Viele haben als Lösung eine Theorie, eine schematische Organisation der Völkerbeziehungen vorgeschlagen. Bücher über dieses Thema häufen sich. In den Archiven der Kanzleien sammeln sich Pläne. Ein Element fehlt offenbar immer: Wie kann man die Regierenden und die Massen, wie kann man feindliche Kräfte dazu bringen, diese Pläne zu verwirklichen? Wie kann man Menschen mit diametral entgegengesetzten Einstellungen zu einer gemeinsamen Überzeugung führen?

Die kommunistische Welt scheint dieses Geheimnis des Ideenkrieges zu kennen: man sieht, wie der Kommunismus infiltriert, wie er Menschen in den Ministerien selbst der Länder gewinnt, die gegen ihn kämpfen, und wie er das Denken der Jugend in seinen Bann schlägt. In dieser Lage überprüft die westliche Welt ihr Vorgehen und versucht den Vorsprung einzuholen, indem sie in aller Eile eine „psychologische Aktion“ unternimmt, ohne immer eine sehr klare Vorstellung davon zu haben, wohin sie zielt.

Die von Frank Buchman geführte Aktion der Moralischen Auf-

rüstung geht vom Menschen aus. Sie gründet sich auf eine tiefe Kenntnis der menschlichen Natur. Sie befaßt sich mit den innersten Motiven, die den Menschen lenken, und mit den Kräften – geistiger und übernatürlicher Art –, die ihn verwandeln können.

Weil er ein so intimes Wissen von dem besitzt, was das Leben eines Menschen ändern kann, hat Frank Buchman den Weg gezeigt, der das Leben der Welt ändern kann.

Klarblickend sagt er: „Im Laufe meines Lebens war ich Zeuge zweier epochemachender Entdeckungen, der Entdeckung des Atoms als Quelle ungeahnter Energie und ihre Mobilisierung. Das hat uns das Atomzeitalter gebracht. Die andere Entdeckung ist die des Menschen als Quelle ungeahnter Energie und seine Mobilisierung. Das hat uns das ideologische Zeitalter gebracht. Darin liegt der Schlüssel für die Ereignisse unserer Zeit.“

Für den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts stellt sich der ideologische Konflikt oft in der Gestalt einer falschen Alternative dar: er glaubt, zwischen Ost und West wählen zu müssen. Wer sich weigert, sich auf eines der beiden Systeme festlegen zu lassen, versucht verzweifelt, zwei einander diametral entgegengesetzte Ideengruppen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Frank Buchman schlägt eine Lösung vor, die eine Änderung sowohl des Ostens als auch des Westens bedeutet, der sich alle anschließen können, und – in der Tat – viele beginnen, sich ihr anzuschließen.

Zu den internationalen Begegnungen, die Frank Buchman organisiert hat, kamen viele führende Persönlichkeiten der jungen Völker Afrikas und Asiens, um eine konstruktive Idee zu finden, die wirklich befriedigt und die sie ihren Völkern vorschlagen können. So ist es bezeichnend, daß es gerade die Regierungen Burmas, der Philippinen, Vietnams und Japans sind, die als erste die internationalen Begegnungen unterstützt haben, die während der letzten Jahre in Baguio auf den Philippinen im Rahmen einer Aktion der Moralischen Aufrüstung stattgefunden haben. Die Völker Afrikas sind bereit, sich einer solchen Initiative anzuschließen; so schreibt der Ministerpräsident der sudanesischen



Republik: „Asien und Afrika sind durch ein gemeinsames geistiges Erbe schicksalhaft verbunden. Die Regierung des Sudan möchte ihrer Verbundenheit mit Ministerpräsident Kishi, Präsident Garcia, dem Ministerpräsidenten Burmas, U Nu, und anderen führenden Asiaten Ausdruck geben, deren Initiative und politische Weisheit den Weg bereitet für die moralische Aufrüstung der Völker unter der Führung Gottes, der uns allen gemeinsamen Autorität.“

Ähnliche Töne erklingen aus Nigerien, Kamerun und Ghana, und das Gleiche gilt für Nordafrika. Bei diesen Menschen findet sich etwas, das uns Europäern fast verloren gegangen ist: ein Sinn für die Verbindung, die zwischen dem Politischen und dem Moralischen bestehen muß.

Das erklärt vielleicht, warum gewisse westliche Politiker die Aktion der Moralischen Aufrüstung mit etwas Skepsis betrachten. Aber es erklärt auch, warum diejenigen unter ihnen, die sich wirklich um die innerste Bestimmung ihrer Völker sorgen, hier nicht nur *eine* Hoffnung sehen, sondern vielleicht *die* Hoffnung.

Wie erfaßt die Moralische Aufrüstung das Denken eines Volkes, und wie wirkt sich das auf die Bestimmung eines Volkes, eines Kontinents und der Welt aus?

Das ist die Frage, die wir in diesem dritten Teil zu beantworten suchen. Eine theoretische Betrachtung wäre möglich. Aber es wird besser sein, ein bestimmtes Beispiel herauszugreifen und an Hand der Tatsachen das unaufhaltsame Ansteigen einer Flutwelle zu verfolgen, die ein Volk emporhebt und zu einer Renaissance führt.

### *Der verlorene Sohn*

Am 6. August 1945 zerstörte eine Explosion eine ganze Stadt, erschütterte damit die Welt und sprengte den traditionellen Rahmen der Geschichte.

Die Atombombe auf Hiroshima hat nicht nur Hunderttausende von Toten und eine Stadt in Trümmerstaub hinterlassen, sondern auch eine geistige Leere in einem Volk, das seinen Daseinsgrund verloren hatte.

In wenigen Sekunden wurde eine Nation, die – in verblendeter, aber höchster Opferbereitschaft – alle Energien in einem Krieg einsetzte, von der brutalsten aller Kräfte, der des Atoms, besiegt.

Es ist interessant, jetzt, nach zehn Jahren Abstand, die Berichte der ersten Japaner zu lesen, die nach dem Krieg ihr Land verlassen konnten. Eine japanische Studentin sagte damals: „Im Krieg lehrte man uns junge Japaner die Bereitschaft, für unser Vaterland zu sterben. Dann kam das Kriegsende und der Zusammenbruch. Man sprach von Demokratie, aber wenige wußten, was das bedeutet. Man sprach von Freiheit, und die Jugend stellte sich darunter den Aufstand gegen jedes Gesetz und jeden Grundsatz vor. Die heutige Generation ist daher ziellos und eine leichte Beute anderer Ideologien.“

Zitieren wir noch einen jungen Japaner: „Nach dem Krieg verlor ich jede Hoffnung für die Zukunft. Ich stürzte mich in den Schwarzen Markt, um Geld zu verdienen; reich zu werden wurde das treibende Motiv meines Lebens.“

Im Ausland empfanden viele das ideologische Vakuum, das durch die plötzliche Niederlage im japanischen Volk entstanden war, und einige Leute hatten verschiedene Ideen, wie man es füllen könnte.

Jeder bot an, was er am besten liefern konnte. Die Vereinigten Staaten boten Ratschläge, Dollars und eine Verfassung. Rußland, das Menschen zu formen versteht, ergriff die Gelegenheit, die sich ihm in den zahlreichen japanischen Kriegsgefangenen bot, und entließ sie nach dem Maße, in dem ihre Bekehrung befriedigend erschien. „Wir haben eine neue Verfassung“, sagten damals die Japaner, „sie ist wie ein leerer Korb. Was werden wir hineinlegen? Wir brauchen eine Ideologie, die es der Demokratie möglich macht zu funktionieren.“



Die westliche Welt war über ihren Beitrag auf ideologischem Gebiet einigermaßen verlegen. Die kommunistische Welt bot ihre Ideen auf silbernem Tablett. Aber Frank Buchman gab Japan einen anderen Inhalt für jenen leeren Korb. „Die Moralische Aufrüstung gibt dem japanischen Volk die Möglichkeit, das demokratische Gedankengut zu leben und in die Praxis umzusetzen“, so las man damals in einem Leitartikel der *Nippon Times*. „Die geistige Erneuerung des Einzelnen wirkt sich auf seine Umgebung aus, gewinnt einen nach dem anderen und kann so ein ganzes Land durchdringen und in Bewegung setzen.“

Wiedergeburt der Einzelnen, Ansteckung von Mann zu Mann, Mobilisation des ganzen Volkes, Erwachen des Kontinents zu seiner Bestimmung: das ist das Programm, das sind die Etappen. Diese Etappen wollen wir im Laufe dieses und des nächsten Kapitels verfolgen.

Die wenigen einzelnen, auf die sich alles aufbauen sollte, hatte die Vorsehung im Laufe der Vorkriegsjahre mit Frank Buchman zusammengeführt. Wir sprachen schon von der ersten Reise Frank Buchmans nach Japan im Jahre 1915 und von den Freundschaften, die er dort schloß. Wir erzählten, wie er in Oxford einem japanischen Studenten vorschlug, ein „Baumeister des Friedens“ für sein Land zu werden. Dieser Japaner, Takasumi Mitsui, Präsident der Stiftung, die seinen Namen trägt, führte als einer der ersten eine Gruppe Japaner nach Europa zu einer internationalen Begegnung in Caux.

Hier möchte ich eine kurze Zwischenbemerkung einfügen. Unmittelbar nach dem Krieg beschloß eine kleine Gruppe von Schweizern, die sich der Gnade bewußt war, durch die ihr Land vor den Schrecken des Krieges bewahrt blieb, Frank Buchman ein Zentrum für seine Arbeit zur Verfügung zu stellen, wo sich die Verbindungen zwischen den Völkern neu knüpfen lassen würden. Es handelt sich tatsächlich, um mit einem französischen Staatsmann zu sprechen, um eine „Schule, in der man durch eine Art gegenseitiger Einübung das praktische Verhalten seinen Mitmenschen gegenüber erlernt“. Einige Schweizer opferten ihr gan-

zes Vermögen. Viele ihrer Mitbürger trugen dazu bei, die Hotels des kleinen Schweizer Dorfes Caux zu erwerben, dessen Name jetzt Millionen in der ganzen Welt bekannt ist. Die Weitsicht und das Opfer dieser Schweizer haben es ermöglicht, daß dieses Zentrum seit den ersten Nachkriegsjahren für die Neuausrichtung des heutigen Japan und vieler anderer Länder eine entscheidende Rolle spielt.

Die erste Gruppe Japaner kam 1949 nach Caux. Drei Jahre später, 1952, trafen sich die Völker der Welt in San Franzisko, um den japanischen Friedensvertrag zu schließen. Dort würdigte der Vertreter Frankreichs, Robert Schuman, Frank Buchmans Leistung mit den Worten: „Sie haben mit Japan Frieden geschlossen, zwei Jahre, ehe wir ihn unterzeichneten.“

Was war im Laufe dieser Jahre geschehen?

Jene ersten Japaner erlebten 1949 in Caux, wie Deutschland, ein Land, das sich in ähnlicher Lage befand wie das ihre, wieder in die Familie der Völker aufgenommen wurde. Zahlreiche Deutsche nahmen damals an der Konferenz teil. Schon vorher war der jetzige Bundeskanzler, Dr. Konrad Adenauer, mit seiner Familie dort gewesen. Die Japaner sahen, wie diese Deutschen die Bestimmung ihres Volkes neu entdeckten und mithalfen, den Grund zu legen, auf dem heute die Demokratie Westdeutschlands aufgebaut ist. Ihr Beispiel gab Katayama, dem die schwere Aufgabe zugefallen war, sein Land unmittelbar nach dem Kriege als Ministerpräsident zu führen, sehr zu denken, und er sagte bei seinem Abschied von Caux: „Wenn wir in unserem Land Frieden und Demokratie aufbauen wollen, so wird uns das auf dem Boden des Materialismus nicht gelingen, denn der Materialismus schafft durch widerstreitende Interessen Konflikte. Wir können es nur auf dem Boden einer hohen Moral tun, der einzigen und wirklichen Quelle geistiger Erneuerung.“

Eine andere japanische Stimme befaßte sich mit dem Problem der Jugend: „Verantwortungsbewußte Studenten möchten für mehrere Universitäten ein Zentrum zur Förderung der demokratischen Grundsätze schaffen. Sie sagen, sie fänden nirgends



Menschen, die ihnen auf moralischem Gebiet eine Richtung weisen könnten.“

Buchman und die Menschen aus allen Völkern, die damals in Caux waren, boten Japan das, was es unbewußt suchte.

Diese wenigen Japaner kehrten mit dem festen Entschluß in ihre Heimat zurück, ihre Regierung dazu zu bewegen, eine für das ganze Land repräsentative Delegation zu Frank Buchman zu entsenden. Ein Jahr später, im Juni 1950, landete ein Sonderflugzeug mit einer Delegation von sechsundsiebzig von der japanischen Regierung ausgewählten Persönlichkeiten in Genf. Unter ihnen befanden sich sieben Provinzgouverneure, die Oberbürgermeister von Hiroshima und Nagasaki, sowie führende Industrielle und Gewerkschafter. Lesen wir den Text der Botschaft, den Ministerpräsident Yoshida durch diese Delegation übersandte:

„Japan erwartet viel von der Moralischen Aufrüstung. Sie kann der neuen japanischen Demokratie eine moralische Ausrichtung geben und es ihr ermöglichen, die moralischen Grundsätze wieder aufzurichten, die seit dem letzten Weltkrieg allzu leicht vergessen wurden . . .

Die Moralische Aufrüstung kann ferner dem Land die Kraft geben, seine Ideen und sein Handeln zu festigen, indem sie die Menschen vom Materialismus befreit.

Schließlich schafft die Moralische Aufrüstung die Grundlagen, auf denen das japanische Volk eine friedliche Nation werden kann . . . Ich habe die feste Hoffnung, daß diese japanischen Delegierten mit der guten Saat in die Heimat zurückkehren, und daß wir mit Hilfe all ihrer Freunde von der Moralischen Aufrüstung eine große Ernte in Japan erleben werden.“

Die Zukunft wird zeigen, ob Yoshidas Erwartung sich erfüllt. Aber die Tatsachen, von denen wir berichten werden, und ihre Auswirkungen, die sich bereits im Leben anderer asiatischer Völker bemerkbar machen, verleihen seinen Worten schon heute eine prophetische Note. Bei der Verabschiedung der Delegation sagte der Ministerpräsident: „1870 reiste eine japanische Delegation

nach dem Westen. Nach ihrer Rückkehr änderte sich das Leben in Japan durch eine industrielle Revolution. Ich vertraue darauf, daß diese Delegation auch ihrerseits ein neues Blatt in unserer Geschichte aufschlagen und uns eine ideologische Revolution bringen wird.“

Bei allen Japanern, die 1950 nach Caux kamen, klingt derselbe Ton der Hoffnung auf. In einem Interview für die Zeitung *Le Monde* ließ der Oberbürgermeister von Hiroshima, Shinzo Hamai, die Hölle wieder aufleben, in die seine Stadt gestürzt worden war, und erklärte dann: „Wir rufen der Menschheit zu: Atomare Abrüstung durch moralische Aufrüstung! Japan leidet an der Demoralisierung der Politik ... Wenn nicht im Herzen jedes Japaners, jedes Menschen in der Welt eine Revolution anbricht, dann wird diese Welt untergehen. Dann ist jede Stadt in Gefahr, daß der Schrecken des Feuers über sie kommt, das uns versengte ...“

Oberbürgermeister Hamai überbrachte eine Botschaft seines Stadtrates. Darin heißt es: „Die Erneuerung des einzelnen und die Schaffung eines dauerhaften Friedens – diese Ziele der Moralischen Aufrüstung entsprechen allen unseren Hoffnungen.“ Zitieren wir auch einen ehemaligen Finanzminister: „Eine der wesentlichen Voraussetzungen unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaues ist die moralische Gesundung des japanischen Volkes.“

Was ging in diesen Japanern während ihres Aufenthaltes in Caux vor? Es ist schwer, das zu wissen. Von den vielen Begegnungen, die sie dort hatten, war diejenige mit Irène Laure für sie besonders bedeutsam. Sie erzählte ihnen von den Erfahrungen, die sie als französische Widerstandskämpferin dazu geführt hatten, nach Deutschland zu gehen und an der deutsch-französischen Versöhnung mitzuwirken. Diese Japaner erlebten auch, daß Kommunisten und Marxisten aus verschiedenen Ländern Europas in der Botschaft Frank Buchmans etwas fanden, das weit über ihre eigene Ideologie hinausging. Sie sahen, wie führende Industrielle der westlichen Welt ein revolutionäres Bewußtsein ihrer eigent-



lichen Aufgabe fanden, so daß ihre Arbeiter bereit wurden, Schulter an Schulter mit ihnen zu kämpfen. Vor allem aber spürten sie, daß man sie verstand, ihnen Liebe entgegenbrachte, und daß hier Menschen bereit waren, sie zu unterstützen.

Einige erlebten damals die überraschende Wirkung der Erfahrungen, von denen sie hörten, in ihrem persönlichen Leben. Zwei Männer hatten sich im Flugzeug möglichst weit auseinander gesetzt. Der eine, Suzuki, war Polizeichef von Osaka. In dieser Eigenschaft hatte er bei Streikunruhen öfters die öffentliche Ordnung sichern müssen, und Gott weiß, was das in Japan bedeutet! Der andere war ausgerechnet ein Gewerkschaftsführer von Osaka, ein Vorstandsmitglied der Metallarbeitergewerkschaft. Katsuji Nakajima hat eine kleine Statur und ein kämpferisches Temperament und steht damit schon rein äußerlich im Gegensatz zum stämmigen Polizeichef Suzuki.

Eines Nachts in Caux konnte der Gewerkschafter nicht schlafen. Was er am Tage gehört hatte, ging ihm immer wieder durch den Kopf. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten, stand auf, klopfte bei Suzuki an die Zimmertür und bat ihn um Verzeihung wegen seines Hasses. „Alle meine schönen Reden über Brüderlichkeit“, sagte er, „sind nichts wert, solange ich einen solchen Haß gegen Sie im Herzen trage.“ Der Gewerkschafter kehrte in sein Zimmer zurück und schlief friedlich ein. Jetzt aber konnte Suzuki nicht mehr schlafen. Am nächsten Tage vor versammelter Konferenz, 1000 Menschen aus allen Ländern, entschuldigte sich der Polizeichef bei Nakajima wegen seiner Einstellung gegenüber Sozialisten und Kommunisten. „Ihre Haltung hat mich erschüttert“, sagte er, „Sie haben eine Kettenreaktion in mir ausgelöst. Ich verdanke es Ihnen, daß ich jetzt von meinem Haß vollständig frei geworden bin.“

Wer in Japan gelebt hat und die große Zurückhaltung und den Stolz dieses Volkes kennt, hält solche Entschuldigungen für unmöglich. Ihnen folgten indessen andere, deren Wiederhall bis in die Weltöffentlichkeit drang.

Diese Japaner hatten den Mut, der jüngsten Vergangenheit ihres

Landes ins Auge zu sehen: „Japan ist ein verlorener Sohn, der die Völkerfamilie verlassen hat“, erklärte einer von ihnen. „Jetzt bedauert es zutiefst, was es angerichtet hat, und möchte seinen Platz in der Völkerfamilie wiederfinden. Das Wort des verlorenen Sohnes ‚Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor Dir und bin hinfort nicht wert, Dein Sohn zu heißen‘ bringt die Änderung der Japaner zum Ausdruck. Mit Reue und Buße muß Japan anfangen.“

Während dieser Wochen in Caux 1950 nahm die Familie der Völker, voran Frank Buchman, den verlorenen Sohn mit Freuden wieder auf. Es dauerte nicht lange, bis die Welt Frank Buchman auf dem eingeschlagenen Wege folgte.

Die Japaner kehrten auf dem Wege über die Vereinigten Staaten nach Japan zurück und unterbrachen die Reise in New York, wo sie als erste japanische Delegation von den Vereinten Nationen empfangen wurden. Das entscheidende Ereignis jedoch geschah in Washington. Die japanische Delegation wurde im Sitzungssaal des amerikanischen Senates empfangen. Der persönliche Vertreter des japanischen Ministerpräsidenten wurde gebeten, von der Rednertribüne aus das Wort zu ergreifen; zum ersten Male seit dem Krieg sprach ein Japaner offiziell zu den Vereinigten Staaten. Der japanische Sprecher entschuldigte sich im Namen seines Volkes für das Verhalten seines Landes während des Krieges. In diesem Raum, der den Lärm so vieler Debatten gehört hatte, herrschte einen Augenblick lang atemlose Stille. Nach dem Bericht eines australischen Augenzeugen war es ein ergriffenes Schweigen; jeder einzelne war sich bewußt, daß hier etwas geschehen war, was noch wenige Minuten zuvor niemand für möglich gehalten hatte. „Vor meinen Augen wurde ein Blatt im Buch der Geschichte gewendet“, schrieb er.

Dann fuhr der japanische Sprecher fort: „Wir sind nach Caux gefahren, um den wahren Gehalt der Demokratie zu entdecken. Wir haben eine Ideologie gefunden, die in Japan eine Demokratie schaffen kann und zugleich weit über den Kommunismus hinausgeht.“



Etwas Ähnliches geschah im Repräsentantenhaus, das mit allen Traditionen brach, um die japanische Delegation in offizieller Sitzung zu empfangen. Ein Abgeordneter ergriff im Namen der Japaner das Wort und fügte, nachdem er wie sein Landsmann im Senat seinerseits um Verzeihung gebeten hatte, hinzu: „Wir sind nach Caux gekommen, weil wir in der Moralischen Aufrüstung die reale Grundlage für eine wahre Erneuerung und den Wiederaufbau unseres Landes sehen.“

Am nächsten Tage hieß es in einem Leitartikel der *New York Times*: „Es ist tröstlich zu wissen, daß die Feinde von gestern die Freunde von heute sein können. Chojiro Kuriyama, Abgeordneter des japanischen Parlamentes, hatte aufmerksame Zuhörer, als er dem Senat gegenüber sein Bedauern über Japans großen Fehler aussprach und die amerikanische Großzügigkeit und Bereitschaft zu vergeben anerkannte. Und dies geschah in Washington am 28. Juli 1950, kaum fünf Jahre nach den Atomexplosionen in Hiroshima und Nagasaki! Unter unseren Gästen von gestern befanden sich die Oberbürgermeister von Hiroshima und Nagasaki. Auch sie haben uns etwas zu vergeben, und sie haben dieses Wunder vollbracht. Für einen Augenblick konnte man aus dem dunklen Heute in eine Zukunft schauen, in der alle Menschen Brüder sein können.“

Als der Gewerkschafter aus Osaka sich mitten in der Nacht beim Polizeichef entschuldigt hatte, schlief er beruhigt wieder ein, während für den anderen eine unruhige Nacht begann. Hatte die Tat der japanischen Delegation im amerikanischen Kongreß eine ähnliche Wirkung? Die *Saturday Evening Post* schrieb: „Für einen Amerikaner ist es schwer, die Erklärung von Herrn Kuriyama voll zu erfassen. Es ist jedoch tröstlich zu sehen, wie eine Nation zugibt, daß sie auf falschem Wege gewesen ist . . . vielleicht könnten auch die Amerikaner an Ereignisse der Vergangenheit denken, von denen sie sagen müßten: damals haben wir ganz sicher falsch gehandelt.“

Vor ihrer Rückkehr nach Japan erregte die Delegation mit einem Interview in einer englischen Zeitung die Aufmerksamkeit zahl-

reicher westlicher Regierungen: „Rußland hat in Asien Fortschritte gemacht, weil die Sowjet-Regierung die Kunst der ideologischen Kriegsführung beherrscht. Sie kämpft um die Herzen der Menschen. Wir fordern die Regierungen und Völker des Westens auf, das Gleiche zu tun: Sachverständige in der Philosophie und Praxis der Moralischen Aufrüstung zu werden, denn dies ist die Ideologie der Zukunft. Dann wird ganz Asien aufhorchen.“ (Observer, 22. Juli 1950.)

Der Oberbürgermeister von Hiroshima hatte Frank Buchman ein Holzkreuz überreicht, geschnitzt aus dem heil gebliebenen Kernstück eines durch die Atombombe vernichteten riesigen Kampfbaumes, der vor 400 Jahren bei der Gründung der Stadt gepflanzt worden war. Die japanische Delegation brachte aus Caux 1950 einen Samen heim, der im japanischen Boden kräftig Wurzeln schlug und zu einem Baum wurde, der allen Explosionen der Zukunft trotzen wird.

### *Weder links noch rechts, sondern geradeaus*

Im Mai 1957 sind hundert junge Japaner im Begriff, ihre Koffer zu packen, um nach Moskau zu fahren. Sie sind zu den Weltjugendfestspielen und anschließend zu einem Besuch in Peking eingeladen worden. Jeder von ihnen sitzt an einer Kommando-stelle in der einflußreichen Jugendorganisation Seinendan, mit ihren 4,3 Millionen Mitgliedern, die als dynamische und fortschrittliche Elemente der jungen Generation bis in die entferntesten Dörfer Japans wirksam sind.

Der Seinendan ist schon 300 Jahre alt. Im Anfang faßte er nur die jungen Menschen zusammen, die sich für den Fortschritt ihrer Gemeinden einsetzten; sie bildeten die ersten Feuerwehrrabteilungen Japans und unternahmen große Bewässerungs- und Straßenbauarbeiten. Während des Krieges wurde die Organisation zu militärischen Zwecken benutzt.



Im Jahre 1945 wurde der Seinendan mit Hilfe der amerikanischen Besatzungsbehörden neu gebildet. Jetzt sollte er dazu dienen, die japanische Jugend für die Prinzipien der westlichen Demokratien zu gewinnen. Sofort warben die verschiedensten politischen Gruppen um die Gunst der Jugendführer. Die äußerste Linke bildete Zellen in allen Zweigen der Organisation, und einer ihrer Sprecher konnte zuversichtlich sagen: „Wenn die rote Fahne erst über dem Hauptsitz des Seinendan weht, dann stehen wir vor der Machtübernahme im Lande.“

Als die Einladung aus Moskau kam, erhob sich im Hauptvorstand des Seinendan nur eine Stimme dagegen, die einer Vizepräsidentin, der Tochter einer einfachen Bauernfamilie. Als sie sich gegen die Annahme der Einladung wandte, wurde sie nicht nur von der äußersten Linken niedergeschrien; auch ihre eigenen Freunde zuckten die Achseln: „Was sollen wir denn sonst tun? Hast du neben dieser Einladung aus Moskau irgendetwas anderes zu bieten?“

Zwei Wochen später landen hundert Führer des Seinendan nach einem Flug von 10 000 Kilometern. Ein kleines Schiff bringt sie an einen zauberhaften Ort, die Insel Mackinac im Herzen der großen amerikanischen Seen. Eine Einladung, die einzige dieser Art aus dem Westen, war von Frank Buchman ergangen; und dank dem hartnäckigen Kampf der jungen Vizepräsidentin war das Wunder geschehen. Innerhalb von zwei Wochen hatte sich die ideologische Waagschale auf die andere Seite gesenkt.

Früher war die Insel Mackinac ein Treffpunkt für die Indianerstämme Nordamerikas gewesen. Dann stritten Franzosen, Engländer und Amerikaner um ihren Besitz, und drei Fahnen flatterten nacheinander vom Turm der historischen, aus Holzstämmen erbauten Festung.

Seit einigen Jahren versammeln sich in neu errichteten Gebäuden Tausende von Menschen aus allen Teilen der Welt zu den Konferenzen der Moralischen Aufrüstung. Nach einer indianischen Legende hat Manitu, der große Gott der Indianer, gesagt: „Auf

dieser Insel werden die Stämme zusammenkommen und sich miteinander versöhnen, und später werden sich die Völker der Erde dort begegnen und Frieden schließen.“

Die hundert Seinendanführer geraten hier in ein wahres Völkergewimmel. Als ihr Flugzeug auf amerikanischem Boden landete, kamen in Mackinac Delegierte aus fünf Kontinenten an. Zu ihnen gehörte der brasilianische Hafenarbeiter Damasio Cardoso mit seinen Arbeitskameraden aus Rio; der junge Nationalist R. D. Mathur und der Enkel Gandhis mit ihren indischen Landsleuten; der nigerische Führer Alhadji Umoru mit Vertretern des ganzen afrikanischen Kontinents, darunter einer Parlamentarierdelegation aus Ghana; Gewerkschafter, Industrielle und Politiker aus Europa. Kurz, eine ganze Welt versammelt sich in dem großen Saal, der in Form eines Indianer-Wigwams gebaut ist.

In diesen hundert Japanern lebt ein Kapitel Weltgeschichte. Die meisten von ihnen kommen zwar von einfachen Bauernhöfen und von Reisfeldern, aber viele haben in den japanischen Heeren in China, in Indonesien, auf den Philippinen gekämpft. Vier von ihnen haben die Atombombenexplosion in Hiroshima oder Nagasaki miterlebt und ihre Familien dort verloren. Jeder von ihnen trägt im Herzen eine tiefe Feindschaft gegen die amerikanische Politik. Das zögernde Vertrauen zur westlichen Demokratie, das sie einmal gehabt haben mögen, ist längst verflogen.

Die Japaner sind straff organisiert. Von Anfang an bilden sich in der Delegation ein Block auf der Rechten und eine Zelle auf der Linken. Nach jeder Sitzung treffen sich die Gruppen zu einem Kriegsrat und stellen ihre Parteilinie fest. Jeden Abend bis zur Morgendämmerung hört man kleine Gruppen in den Zimmern leidenschaftlich debattieren. Alles wird analysiert, diskutiert, zerlegt. Erst wenn gar nichts mehr herauschaut, geht man zu Bett.

Aber in den Sitzungen bahnt sich hinter den unbeweglichen Gesichtern die Wirklichkeit einer im Entstehen begriffenen neuen Welt jeden Tag ihren Weg.



„Wie viele andere der jungen Japaner, die mit mir kamen“, erzählt später eine Lehrerin aus Hiroshima, „war ich recht skeptisch und begriff nicht, was die scheinbar oft unwesentlichen und ganz persönlichen Fragen mit der Weltlage zu tun haben sollten. Aber eines Tages erzählte eine junge Holländerin, die mit ihrer Familie in Indonesien gelebt hatte, wie sie und die Ihren von japanischen Soldaten gefangen genommen und in ein Konzentrationslager gebracht worden waren. Sie hatten niemals genug zu essen gehabt, waren mißhandelt worden, und viele Insassen des Lagers waren umgekommen. Das Mädchen hatte uns alle gehaßt. Aber jetzt, fügte sie hinzu, habe sie keine Bitterkeit mehr, weil sie wisse, daß man mit Haß im Herzen keinen Frieden schaffen könne. Die japanische Regierung hat ihr kürzlich eine Summe Geld als Wiedergutmachung überwiesen. Sie erklärte, sie wolle dieses Geld für die Arbeit der Moralischen Aufrüstung in Japan geben. Sie sei überzeugt, daß nur dieser Geist Einigkeit in Asien schaffen könne. Ihre Geschichte ging uns allen unmittelbar zu Herzen.“

„Damals fing ich an zu begreifen“, fährt die junge Lehrerin fort, „was Frank Buchman mit dem Wort sagen will: ‚Friede ist keine Idee, sondern entsteht, wenn Menschen anders werden. Wenn Sie wollen, daß die Welt anders wird, dann fangen Sie am besten bei sich selber an.‘ Ich begriff, daß auch ich bei mir selber anfangen mußte.“

Eines Morgens wird einer der Japaner, der am entschiedensten antiamerikanisch eingestellt ist, von einem New Yorker Chirurgen und dessen Frau und vier Kindern eingeladen. „Während des Frühstücks mit Dr. Close und seiner Familie“, berichtet er später, „erzählte ich die Geschichte einer Japanerin, die in einem amerikanischen Stützpunkt in Japan umgekommen war. Sie hörten aufmerksam zu und baten mich demütig für das Unrecht um Verzeihung, das diese Amerikaner getan hatten. Ihr kleiner Junge von sechs Jahren sagte mir: ‚Ich habe ein bißchen Geld gespart, nimm es für diese Leute, denen es so schlecht geht.‘

Bis dahin hatte ich diese Leute verabscheut, aber ich hatte nie verstanden, daß andere mich hassen konnten, und hier entschuldigte

sich dieses Kind für das, was die Amerikaner angerichtet hatten. Diese einfache Tat bringt jahrelange Bitterkeit zum Schmelzen.“

Im Speisesaal sieht man an einem der Tische eine Burmesin mit fünf Japanern. Sie erzählt ihnen, wie ihr Lieblingsonkel während der japanischen Besetzung sich bemüht hatte, gute menschliche Beziehungen zu den Soldaten, die sein Haus bewohnten, zu unterhalten. Diese Einstellung mißfiel jedoch den höheren japanischen Offizieren. Der Onkel wurde verhaftet und starb wenige Monate später im Gefängnis. Tief betroffen hören die Japaner den Bericht schweigend an. Vier von ihnen waren im Krieg Offiziere gewesen, der fünfte Lehrer an der Militärakademie. Plötzlich bricht der Japaner, der der Burmesin gegenüber sitzt, in Tränen aus. Zum ersten Mal erkennt er, was sein Land angerichtet hat. Er denkt an den Tag, an dem er, von seinem Vorgesetzten bedroht, Gefangene zusammengeschlagen hat. Was er noch nie jemand gesagt hat, erzählt er heute ganz einfach, und dieser Bericht, weit davon entfernt, Bitterkeit zu schaffen, heilt tiefe Wunden. Jedem an dem Tisch ist es, als würde das Herz frei von der Last der Bitterkeit und Verzweiflung.

Diese Erlebnisse werden die Abgeordneten des amerikanischen Kongresses am tiefsten berühren. Die japanische Delegation wird nach Washington eingeladen. Im Restaurant des Senats erzählt ein Taxichauffeur aus Nagasaki, daß sein Leben nach dem Abwurf der Atombombe nur noch zwei Ziele hatte: für die Vergangenheit Rache zu nehmen und mit allen Mitteln einen Atomkrieg zu verhindern. Während der ersten drei Wochen in Mackinac habe er sich stets geweigert, mit einem Menschen aus dem Westen an einem Tisch zu sitzen. Jetzt aber sei er überzeugt, daß man sich mit einem Herzen voller Haß nicht für den Weltfrieden einsetzen könne.

Senator Wiley, Mitglied des Auswärtigen Ausschusses des Senats, ist von den Worten des Japaners so bewegt, daß er sie einige Tage später in einer Senatssitzung zitiert und diese Unterhaltung ein Erlebnis nennt, an das er sich lange erinnern wird. Dann sagt der Senator über die Führer des Seinendan: „Sie entdecken eine Ideologie der Freiheit, welche der Korruption und Spaltung ein Ende



macht, die der Materialismus im Osten wie im Westen hinterläßt.“

Unter den jungen Japanern befindet sich ein Apotheker namens Yamamoto. In der ersten Woche in Mackinac gehört er zu den wildesten Antiamerikanern und Atomgegnern.

„Während meines ersten Monats in Mackinac“, erzählt er, „schliefe ich am Tage und war nachts hellwach. Ich wollte den Leuten der Moralischen Aufrüstung das Leben schwer machen. Mein Zimmerkamerad hieß Leland Holland. Am Tage arbeitete er viel und kam erst gegen elf Uhr abends ins Zimmer. Da ich den Tag über geschlafen hatte, war ich gerade dann voller Energie. Mit Hilfe eines Übersetzers diskutierte ich mit ihm über Moralische Aufrüstung. Ich rechnete damit, daß er am nächsten Morgen länger schlafen werde, aber er tat es nie. Seine Disziplin hat mich tief beeindruckt. Jeden Morgen stand er um halb sechs auf und brachte mir eine Tasse Kaffee, vierzig Tage lang. Nach und nach begriff ich, daß die Leute von der Moralischen Aufrüstung nicht viel reden, aber eine Idee in die Praxis umsetzen.“

Eines Tages erhebt sich Yamamoto in einer Sitzung in Mackinac: „Ich habe gerade einen Brief in den Kasten gesteckt“, sagt er, „der mein ganzes Leben ändern kann.“ Als er Japan verließ, waren die Streitigkeiten in seiner Familie so angewachsen, daß er keine andere Lösung als die Scheidung sah. In diesem Brief hatte er zum ersten Mal ehrlich sein eigenes Unrecht zugegeben, seine Frau um Verzeihung gebeten und sie gefragt, ob sie einen neuen Anfang mit ihm machen möchte.

Einige Tage später erwacht Yamamoto mit ganz neuen Ideen: die Grundlinien eines Theaterstückes waren ihm gekommen. Nach drei Tagen hatte er das Stück *Der Weg ins Morgen* geschrieben, und eine Woche später wurde es aufgeführt. Ihm war ein großes Schicksal beschieden.

Die Führer des Seinendan befanden sich in Mackinac, als der japanische Ministerpräsident Kishi zu einem Staatsbesuch nach Washington kam. Er empfing drei der Jugendführer und einige japanische Politiker aus Mackinac. Aus dem traditionellen Gäste-

haus der amerikanischen Regierung, Blair House, rief er Frank Buchman an, um ihm für die Schulung zu danken, die die Elite der asiatischen Länder in Mackinac erhielt.

„Ich glaube, daß der sicherste Weg zu einem dauerhaften Frieden über eine Änderung des Herzens geht. Was Sie tun, ist notwendiger als je.“

„Die japanischen Jugendführer“, erwiderte Frank Buchman, „lernen hier, nicht nach rechts, nicht nach links, sondern geradeaus zu gehen. Das müssen alle jungen Menschen lernen: absolut geradeaus zu gehen.“

Ich wünsche, daß Japan für Asien nicht nur ein Leuchtfeuer, sondern eine Kraftquelle wird. Möge es dem ganzen Fernen Osten Einigkeit, Ziel und Richtung geben“, sagte Frank Buchman.

Dann sprach der Ministerpräsident durch einen an das Telefon angeschlossenen Lautsprecher zu den jungen Japanern, die mit Frank Buchman zusammensaßen: „Ich erwarte viel von euch. Ich hoffe, daß ihr die Moralische Aufrüstung vollständig kennenlernt und euch von ihrem Geist ganz durchdringen laßt. Das müßt ihr in unser Land zurückbringen.“

### *Die Politik des demütigen Herzens*

Die Formulierung, die Frank Buchman in seinem Telefongespräch mit dem japanischen Ministerpräsidenten geprägt hatte, wurde einige Monate später in einer öffentlichen Erklärung in Tokio aufgenommen: „Unsere Regierung lernt, nicht nach rechts, nicht nach links, sondern geradeaus zu gehen“, sagte der Ministerpräsident. „Das soll zur Grundlage unserer Politik werden. Wir glauben, daß die Moralische Aufrüstung der Welt einen gerechten und dauerhaften Frieden bringt.“

Der Gedanke Dr. Buchmans wurde nicht nur Marschrichtung der japanischen Jugend, sondern auch politische Grundlinie des Regierungschefs.



Kishi war nicht der erste japanische Ministerpräsident, der sich für diesen Weg entschied. Auf den vorhergehenden Seiten sprachen wir von einigen seiner Vorgänger: Tetsu Katayama, der erste Ministerpräsident nach dem Kriege, reiste 1949 zur Weltkonferenz nach Caux; sein Nachfolger, Yoshida, hatte die Delegation von sechsundsiebzig Japanern ausgewählt, deren Besuch in Caux für die japanische Nachkriegsgeschichte epochemachend wurde. Der Nachfolger Yoshidas aber, Ministerpräsident Hatoyama, verwirklichte als erster Gedanken der Moralischen Aufrüstung in der Außenpolitik. Ihm gebührt das Verdienst, einen Schritt getan zu haben, der die Beziehungen Japans zu einem seiner Nachbarn vollständig verwandeln sollte.

Im Juli 1955 befinden wir uns in einer Stadt, in der auf allen Seiten die Ruinen der von japanischen Bomben zerstörten Kirchen emporragen. Wo sich einst eine überfüllte Stadt erhob, blickt man heute durch die Breschen jahrhundertealter Befestigungen auf weite Trümmerwüsten. Die Überlebenden trauern um 110000 Tote, umgekommen im Bombenregen, in Konzentrationslagern, im Gewehrfeuer der Hinrichtungskommandos oder unter Henkershänden. Hunderte haben sich geschworen, niemals mehr mit einem Japaner zu reden, ja, den ersten Japaner zu töten, dem sie begegnen. Das war die Stimmung in Manila.

Der seitdem verunglückte Präsident der Philippinen, Ramon Magsaysay, hatte gerade eine Delegation der Moralischen Aufrüstung nach Manila eingeladen. Als Hatoyama von dieser Einladung erfuhr, setzte er sich dafür ein, daß Vertreter Japans diese Delegation begleiteten. Als offizielle Delegierte bezeichnete er zwei Parlamentarier, einen Konservativen, Niro Hoshijima, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Parlaments, und einen Sozialisten, Kanju Kato.

Das große Auditorium der Fernöstlichen Universität in Manila ist zum Brechen voll. Selbstverständlich sind viele Studenten da, aber auch die Elite des Landes: Carlos Garcia, der spätere Nachfolger Magsaysays als Präsident der Philippinen, sitzt als Vizepräsident

in seiner Loge. Hunderte von Menschen in diesem Saal haben unter den Japanern gelitten oder Familienangehörige im Krieg verloren. Hoshijima spricht japanisch. Schmährufe werden laut; wenig fehlt, daß es zum Tumult kommt. Dann aber ertönt die Stimme des Übersetzers, und atemloses Schweigen erfüllt den Saal:

„Die Japaner müssen Reparationen bezahlen, aber Reparationen genügen nicht. Wir müssen Sie zuerst ganz demütig um Verzeihung bitten für das, was geschehen ist. Aus diesem Grunde hat der Ministerpräsident mich gebeten, diese Delegation zu begleiten. Bitte verzeihen Sie uns . . .“

Donnernder Beifall.

„Die Moralische Aufrüstung ist schon dabei, ein neues Japan zu schaffen“, fährt die Stimme des Übersetzers fort. „In der Moralischen Aufrüstung kann ganz Asien sich einigen.“

Diese große Geste politischer Demut wurde zu einem Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Japan und den Philippinen. Am nächsten Tag empfing Präsident Magsaysay die Mitglieder der Delegation unter den riesigen Lüstern aus venezianischem Glas in der alten spanischen Residenz Malacanang und drückte den Japanern die Hand. Einige Monate später, als er Frank Buchman dort empfing, brachte er seine Dankbarkeit zum Ausdruck: „Die meisten Menschen belasten mich mit Problemen, Sie bringen mir Lösungen.“

Das Versprechen, das Hoshijima dem philippinischen Volk hinsichtlich der Reparationszahlungen gegeben hatte, wurde gehalten; einige Wochen später wurde ein Vertrag darüber abgeschlossen, während bis dahin die Verhandlungen immer wieder gescheitert waren. Die Japaner erklärten sich bereit, 550 Millionen Dollar zu zahlen. Kurze Zeit danach ratifizierte der Senat der Philippinen den Friedensvertrag mit Japan.

Im November 1955 veröffentlichte Ministerpräsident Hatoyama im *Journal de Genève* eine Erklärung: „Die Moralische Aufrüstung zeigt uns, wie wir praktisch die Beziehungen zu unseren Nachbarländern neu aufbauen können. Ich bin überzeugt, daß die Diplomatie diesen Geist braucht, um den Weltfrieden zu sichern.“



Im April 1956 reiste Frank Buchman nach Japan. Bei diesem Besuch ereignete sich etwas, das wir ihn selbst erzählen lassen möchten, wie er es nach seiner Rückkehr nach Europa, am Ende einer Reise, die ihn nach Formosa, den Philippinen, nach Vietnam, Thailand und Burma führte, am Radio berichtet hat:

„Eine der größten japanischen Zeitungen schrieb über meinen letzten Besuch, ich sei zu einem kritischen Zeitpunkt in Tokio angekommen. Das Parlament war in Aufruhr, hatte sich festgefahren und war anscheinend unversöhnlich gespalten. Jeder Abgeordnete nahm sich unvorstellbar viel Zeit, um an die Urne zu gehen und seine Stimme abzugeben. Sie nannten das den ‚Kuhgang‘. Alles war erbittert und wütend. Bis drei und vier Uhr morgens mußten die Abgeordneten aufbleiben. Schlaf und Laune waren schlecht. Ein neuer Faktor war nötig. Maßgebende Männer der Regierung und Opposition veranstalteten ein Essen im Parlament für mich und meine Freunde – Männer und Frauen, die eine einigende Ideologie leben. Mitglieder der Regierung und Opposition sagten danach: ‚Ein Wunder ist geschehen. Wo Unvernunft herrschte, haben Sie Vernunft gebracht. Eine Lösung wurde gefunden. Es gab keinen Krawall. Wir fanden eine Möglichkeit, unser Problem zu lösen – nicht nach Wunsch der einen oder anderen Partei, sondern auf Grund dessen, was recht ist.‘ Beachten Sie, nicht ich bin die Ursache. Nicht ich habe das vollbracht. Es war die Kraft einer Ideologie, die das Denken der Männer und Frauen im Parlament änderte.“

Die japanische Regierung benutzte die Gelegenheit, Frank Buchman offiziell der Dankbarkeit des japanischen Volkes zu versichern, indem sie ihm anlässlich dieses Besuches durch den Außenminister den Orden der Aufgehenden Sonne überreichen ließ. Einige Monate später kam auch die Dankbarkeit des philippinischen Volkes zum Ausdruck. Präsident Magsaysay beauftragte Senator Lim, Frank Buchman das Kreuz der Ehrenlegion der Philippinen zu überbringen.

Zu Beginn des Jahres 1957 gab Präsident Magsaysay, beeindruckt von dem, was sich in den Beziehungen seines Landes zu Japan

ereignet hatte, der Idee, eine Konferenz für die führenden Persönlichkeiten asiatischer Länder in den Philippinen einzuberufen, seine volle Unterstützung. Diese von der Moralischen Aufrüstung veranstaltete Konferenz fand in der Sommerhauptstadt der Philippinen, Baguio, statt. Magsaysay schrieb an die drei Brüder Colwell aus Hollywood – Frank Buchman hatte sie ein Jahr zuvor gebeten, für Magsaysay zu singen – und lud sie zu dieser Konferenz ein. Noch bevor der Brief bei den Brüdern Colwell eintraf, erfuhr die Welt mit Bestürzung, daß Präsident Magsaysay bei einem Flugzeugunglück auf der Felseninsel Cebu einen tragischen Tod gefunden hatte. So war es sein Nachfolger, Präsident Garcia, der den Wunsch Magsaysays verwirklichte und mit drei Mitgliedern seiner Regierung nach Baguio reiste, um die Konferenz in aller Öffentlichkeit zu unterstützen. Dort ereignete sich wieder etwas Entscheidendes zwischen zwei unversöhnlichen Gegnern in Asien – Japan und Korea.

Jede Nacht um Mitternacht, wurde Choi Sang Woo von seiner Mutter geweckt, in dicke Decken gehüllt und auf den Dachboden des Hauses geführt. Nacht für Nacht unterrichtete sie ihn dort in der koreanischen Sprache, die die japanische Besatzungsbehörde in Korea verboten hatte. Vierzig Jahre lang haben Hunderttausende von Frauen wie Chois Mutter in der Seele ihrer Kinder die Liebe zu ihrem Vaterland und seiner Kultur wachgehalten. Weil er Koreaner war, wurde der junge Choi nicht in die höhere Schule aufgenommen, obwohl er der Primus seiner Klasse war. Ein ganzes Volk träumte von dem Tag, an dem es seine Ketten sprengen und die Freiheit wiedergewinnen würde.

Als im März 1957 Japaner auf der Konferenz der Völker Asiens in Baguio das Wort ergriffen, konnte Choi, der als Delegierter Koreas teilnahm, diese verhaßte Sprache keinen Augenblick anhören; er stand auf und verließ den Saal. „Als ich diese Japaner sprechen hörte“, sagte er später, „wachten soviel alte Erinnerungen in mir auf, daß ich bittere Tränen weinte.“

So tief ist der Haß, der zwischen diesen beiden Ländern steht;



dessen sind sich, selbst in Asien, wenige bewußt. Manche Regierungen versuchen, etwas dagegen zu tun; aber im Oktober 1953 wurden alle offiziellen Verhandlungen zwischen den beiden Ländern abgebrochen. Der stellvertretende Außenminister Japans, Kubota, hatte behauptet, die Koreaner müßten dem japanischen Volk zum mindesten für die wirtschaftliche Entwicklung, die die japanische Besatzungszeit dem Land gebracht hatte, Dankbarkeit erweisen. In jener Erklärung machte Kubota den Anspruch der Japaner auf etwa 80% des Grundeigentums in Korea geltend. Angesichts dieser Forderung hatten die Koreaner die Verhandlungen abgebrochen, und seitdem gelang keiner der diplomatischen Versuche, das Gespräch wieder aufzunehmen.

Die Spannung zwischen den beiden Ländern war so groß, daß bei internationalen Konferenzen, bei denen eine der beiden Nationen vertreten war, die andere gewöhnlich absagte. Auf der Konferenz der Moralischen Aufrüstung in Baguio begegneten sich zum ersten Male wieder Japaner und Koreaner. Würde auch dieser Versuch scheitern?

An der Spitze der koreanischen Delegation befanden sich der Präsident des Auswärtigen Ausschusses der Gesetzgebenden Versammlung, Yoon Sung Soon, und Frau Park Hyun Sook, die mehrere Jahre lang der koreanischen Regierung angehört hatte.

Auf japanischer Seite war Niro Hoshijima, inzwischen Präsident des Parlamentes, wieder nach den Philippinen gereist; mit ihm die Senatorin Shidzue Kato, Mitglied des Auswärtigen Ausschusses des Senates. Diese Japaner waren mit dem Wunsch nach Baguio gekommen, ihre Fehler zuzugeben, und mit der Bereitschaft, für die Grausamkeiten, deren sich Japan gegenüber anderen Völkern schuldig gemacht hatte, um Verzeihung zu bitten. Aber als sie ankamen, fanden sie eine so eisige Atmosphäre, daß es ihnen unmöglich schien, in diesem Sinne etwas zu sagen.

Eines Tages jedoch entschloß sich Senatorin Kato, das Wort zu ergreifen. Sie wandte sich an die Koreaner und bat sie aus Herzensgrund um Vergebung, und die Koreaner nahmen die Entschuldigung an.

„Mir war klar“, sagte später Präsident Hoshijima, „daß wir, um unseren guten Willen zu beweisen, mehr tun mußten, als um Entschuldigung zu bitten. Während meiner Zeit in Baguio kam mir ein Gedanke immer wieder: statt auf eine Konferenz in großem Rahmen zu warten, bei der die Regierungen Japans und Koreas über alle hängigen Fragen diskutieren würden, sollten wir uns bemühen, die wesentlichen Fragen sofort zu lösen, indem wir herauszufinden versuchten, was recht ist.“

Die Japaner baten die Koreaner, ihnen ehrlich zu sagen, was sie über die jahrzehntelange japanische Herrschaft empfänden. Sie baten sie auch, ihnen zu sagen, wie sie auf praktische Weise die Aufrichtigkeit ihrer Bitte um Entschuldigung beweisen könnten. Frau Park Hyun Sook erzählte von den Jahren, die sie im Gefängnis verbrachte, und von den Leiden ihres Mannes, dem die japanische Polizei die Stimmbänder zerschnitten hatte, und der seit achtzehn Jahren bettlägerig ist.

Während der folgenden achtundvierzig Stunden fanden lange Gespräche zwischen den Vertretern der beiden Länder statt, in denen die verschiedenen strittigen Fragen behandelt wurden: die berüchtigte Erklärung Kubotas, die Ansprüche der Japaner auf Rückerstattung von Privateigentum, ein heikles Fischereiproblem, eine territoriale Frage und schließlich der Austausch politischer Gefangener, die noch auf beiden Seiten zurückgehalten wurden.

Präsident Hoshijima gab in Baguio öffentlich seiner persönlichen Überzeugung Ausdruck, daß Japan auf den ersten beiden Punkten sofort nachgeben sollte. Die koreanischen Delegierten begrüßten diesen Entschluß als einen wichtigen Schritt zu einer Verständigung zwischen beiden Völkern.

Hoshijima verpflichtete sich, nach seiner Rückkehr mit dem Ministerpräsidenten über dieses Thema zu sprechen. Senatorin Kato, die einer Oppositionspartei angehört, erbot sich, die Aktion des Ministerpräsidenten zu erleichtern, indem sie ihrerseits diese Frage im Auswärtigen Ausschuß des Senats aufnehmen wollte.

Die Koreaner erklärten sich bereit, einen inoffiziellen Besuch in Japan zu machen unter der Bedingung, daß sie in dem Haus woh-



nen könnten, das die Japaner Frank Buchman in Tokio zur Verfügung gestellt haben.

Am 30. April 1957, zwei Wochen nach der asiatischen Konferenz in Baguio, schlug der Ministerpräsident eine neue Seite in der Geschichte der japanisch-koreanischen Beziehungen auf. In Beantwortung einer Frage der Senatorin Kato im Senatsausschuß für Auswärtige Angelegenheiten erklärte Kishi: „Bei unseren Verhandlungen kommt es nicht auf die Auslegung von Gesetzen und Rechten an, sondern, wie Frau Kato sagte, darauf, den richtigen Geist zwischen Korea und Japan zu schaffen. Es ist an uns, die Initiative zu ergreifen.“ Auf die beiden dornigsten Fragen eingehend, fuhr der Ministerpräsident fort: „Ich zögere keinen Moment, die Kubota-Erklärung zurückzunehmen, und bedauere, daß sie auf koreanischer Seite als überhebliche Haltung verstanden wurde.“ Im Blick auf die japanischen Ansprüche auf Rückerstattung von Privateigentum in Korea sagte er: „Ich habe nicht die Absicht, mich auf eine enge Auslegung des Rechtes festzulegen, wie wir es bis jetzt getan haben; wir fühlen uns nicht mehr an das gebunden, was wir in der Vergangenheit behauptet haben. Wir werden versuchen, diese verschiedenen praktischen Probleme aus einem demütigen Herzen heraus zu lösen.“

Einige Tage nach diesen Ereignissen schrieb Präsident Niro Hoshijima in einem Artikel: „Ich habe erlebt, wie sich die Hoffnung Frank Buchmans, die er seit langem auf unser Land gesetzt hat, verwirklichte. Von Gott geführt ist Japan berufen, ein Leuchtfeuer Asiens zu sein. Dieser Herausforderung gegenüber fühle ich mich demütig und unfähig. Aber ich habe gesehen, wie ein Licht die anderen asiatischen Völker erreicht, wenn wir Japaner ehrlich unser Herz auftun und die Verantwortung für die Wunden und den Haß der Vergangenheit auf uns nehmen.“

Ein chinesischer Teilnehmer an der Konferenz in Baguio – General Ho Ying-Tschin, ehemaliger Ministerpräsident und Generalstabschef der chinesischen Republik – erklärte: „Was uns in zehn Jahren diplomatischer Bemühungen nicht gelungen ist, wurde in Baguio verwirklicht.“

„Spannung – Beifall in Canberra – Kishi entschuldigt sich.“ Das ist die Schlagzeile über einem Bericht aus Australien in der *Nippon Times* vom Dezember 1957.

„Bei einem der wichtigsten Anlässe im Verlauf seines Staatsbesuches in Australien – einem Bankett des Ministerpräsidenten Robert Menzies für das Parlament – brachte der japanische Ministerpräsident Nobosuke Kishi dem australischen Volk gegenüber das tiefe Bedauern des japanischen Volkes für die Geschehnisse des zweiten Weltkrieges zum Ausdruck.“

In ihren Berichten über die Ursachen dieses Schrittes verfehlte die Presse, eine Tatsache zu erwähnen. In Baguio hatte die sozialistische Senatorin Kato erfahren, daß der Ministerpräsident beabsichtigte, an der Spitze einer Handelsdelegation in verschiedene Länder zu reisen. Ein Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr: hinzugehen und ihn zu bitten, nicht über Handelsverträge zu sprechen, sondern sich überall, wo er hinkomme, aufrichtig zu entschuldigen. Nach ihrer Rückkehr nach Japan hatte sie mehrfach um eine Audienz bei Ministerpräsident Kishi nachgesucht, aber immer vergeblich; halb gelähmt von der Furcht, dem Ministerpräsidenten einen solchen Vorschlag zu machen, hatte sie ihre Idee schon fast aufgegeben. Der Zeitpunkt der Abreise Kishis rückte immer näher, und plötzlich von neuer Überzeugung erfaßt, entschloß sie sich, ihn ohne vorherige Anmeldung aufzusuchen. Sie traf ihn im Kabinettsaal mit fünf anderen Mitgliedern seiner Regierung und wandte sich direkt an ihn: „Herr Ministerpräsident, Gott will, daß ich Ihnen dies über Ihre Reise sage ...“ Als sie Kishi verließ, wußte sie nicht, welchen Erfolg ihre Worte haben würden.

Einige Tage nach seinem Besuch in Australien befand sich Ministerpräsident Kishi auf einem Staatsbesuch auf den Philippinen. Präsident Garcia hatte ihm für die Zeit seines Besuches in Manila einen seiner Mitarbeiter, Major Ajerico Palaypay, zur persönlichen Verfügung gestellt. Eines Tages, als eine freie Stunde im Programm war, erbot sich der Major, Ministerpräsident Kishi bestimmte Teile der Stadt zu zeigen. Er führte ihn an den alten Stadtwall, mitten in die Ruinen, die gerade wieder aufgebaut wurden.



Während der Führung erzählte er ihm von seinen Kriegserlebnissen. Major Palaypay hatte sich in der Widerstandsbewegung gegen die Japaner ebenso ausgezeichnet wie später im Kampf gegen die Hukbanden als Adjutant Magsaysays, der damals Verteidigungsminister war. Palaypay hatte auch Frank Buchman kennen gelernt. Er war zugegen gewesen, als Magsaysay Buchman 1956 empfing. Später, nach dem Tode Magsaysays, begleitete er den neuen Präsidenten zur Konferenz von Baguio. Aber erst einige Monate später in Mackinac begegnete Palaypay zum ersten Male seit dem Kriege Japanern.

„Diese Narbe an meiner Hand“, hatte er vor seiner Abreise aus Mackinac erklärt, „war mir seit dem Kriege das Symbol meines Hasses gegen die Japaner. Meine Vernunft sagte mir, es sei unrecht zu hassen, aber mein Herz drängte mich in die andere Richtung. Hier wurde ich von aller Verbitterung befreit. Wenn ein so tiefer Haß, wie ich ihn hegte, schwinden kann, dann können sich alle Menschen ändern.“

Als der Wagen von der Stadtrundfahrt zurückfuhr, war der japanische Ministerpräsident in Schweigen versunken. Am gleichen Abend, bei einem offiziellen Essen im *Manila-Hotel*, bat Kishi vor der Elite der Philippinen im Namen seines Landes noch einmal um Verzeihung. Die spürbare Aufrichtigkeit seiner Worte ergriff alle.

Eine deutsche Zeitung überschrieb den Bericht der Reise Kishis durch die asiatischen Länder: „Kishi der Eisbrecher“. Zitieren wir einige Zeilen aus einem am 18. Dezember 1957 im *Evening Star* in Washington erschienenen Leitartikel.

„Kishi ist nach Erfüllung einer für einen Staatsmann seines Ranges außergewöhnlichen Mission soeben nach Tokio zurückgekehrt. Im Laufe der letzten drei Wochen hat er die neun Länder besucht, die Japan nach dem Angriff auf Pearl Harbour besetzt oder bedroht hat. In jedem dieser Länder, darunter auch in Neuseeland, Australien, Indonesien und den Philippinen, hat er sich öffentlich für die Leiden entschuldigt, die sein Land den anderen Nationen während des Krieges zufügte.“

Es ist Tatsache, daß die Japaner seit ihrer Niederlage und Kapitulation von 1945 ihre Reue des öftern zum Ausdruck gebracht haben. Aber die Reise Kishis hat mehr als alle anderen Bemühungen dazu beigetragen, den Wunsch der Japaner zu unterstreichen und zu konkretisieren, die Vergangenheit auszulöschen und das Vertrauen seiner Nachbarn wieder zu gewinnen. Auch wenn schmerzliche Erinnerungen bestehen bleiben, so gibt es doch heute weniger Haß und Bitterkeit als früher; der Besuch Kishis hat viel getan, um zwischen den Völkern wieder herzliche Beziehungen herzustellen.“

Im März 1958 sandte der japanische Ministerpräsident den Delegierten der verschiedenen asiatischen Abordnungen, die zu einer zweiten Konferenz in Baguio zusammengekommen waren, eine Botschaft. Darin hieß es:

„Im Laufe der letzten zwölf Monate habe ich das Vorrecht genossen, viele der Länder zu besuchen, die auf dieser Konferenz vertreten sein werden. Ich war beeindruckt von der Wirksamkeit, mit der die Moralische Aufrüstung Einigkeit zwischen Völkern schafft, die einander früher feindlich gegenüberstanden. Ich habe selbst erlebt, wie aufrichtige Entschuldigungen Wunden der Vergangenheit heilen können. Wir brauchen diese politische Weisheit, die aus einem demütigen Herzen kommt, wenn wir das Gleichgewicht und den Frieden wieder in die menschlichen Beziehungen bringen wollen. Wenn es uns in Asien gelingt, Einigkeit zu schaffen, indem wir gemeinsam suchen, was für uns alle recht ist, dann haben wir den Regierungen der ganzen Welt einen wesentlichen Beitrag zur Lösung ihrer Fragen zu bieten.“

### *Der Weg ins Morgen*

Als die jungen Führer des Seinendan von ihrer Reise heimkehrten, war ihnen bewußt, daß eine ungeheure Aufgabe sie erwartete. Denn es ging darum, ein ganzes Land mit der Überzeugung zu



durchdringen, der sie sich verpflichtet hatten. Wenn etwas Wirk-  
sames geschehen sollte, so mußten sie sowohl die Führerschicht als  
auch die Massen erreichen. Das Theaterstück *Der Weg ins Morgen*  
erschien ihnen dabei wie eine frisch geschmiedete Waffe, die dem  
Kampf, den sie aufnehmen wollten, gewachsen war.

Keiner von ihnen konnte indessen frei über seine Zeit verfügen;  
jeden rief eine berufliche Aufgabe, der er schon seit zwei Monaten  
ferngeblieben war. So mußte der Kampf um Japan zu allererst in  
den Herzen dieser jungen Japaner gewonnen werden.

Das Theaterstück, das der junge Apotheker Yamamoto geschrie-  
ben hat, liegt auf der Linie bester japanischer Tradition. Es ist  
die Geschichte einer Bauernfamilie in einem von sozialen Span-  
nungen zerrissenen Dorf. Ein Sohn fährt nach Mackinac, von wo  
er nach einigen Wochen einen Entschuldigungsbrief an seine Fa-  
milie schreibt, während ein Scheinwerfer in einer Ecke der Bühne  
seine Brüder, Schwestern und Eltern nacheinander beleuchtet, wenn  
er sich in dem Brief an einen von ihnen wendet. Das Stück zeigt  
auch, wie sich der junge Japaner des Unrechts bewußt wird, das  
sein Volk den Filipinos, den Koreanern, den Chinesen und ande-  
ren Völkern angetan hat. Der junge Sohn bringt aus Mackinac ein  
Ferment der Einigkeit in sein Dorf zurück.

Die Rolle der Mutter wurde in Mackinac von einem jungen Mäd-  
chen, Tomi Susuki, gespielt, der Vorsitzenden des Seinendan in  
ihrer Provinz. Tomi kehrte nach Tokio zurück und dachte an ihre  
Eltern, zu denen sie fuhr. Sie ist die einzige Tochter. Ihre Eltern,  
bereits ziemlich betagt, haben ihr Leben lang auf den Reisfeldern  
mit gebeugtem Rücken so schwer gearbeitet, daß die Mutter nur  
noch gehen kann, wenn sie sich auf einen kleinen Wagen stützt.  
Was sollte sie als einzige Tochter tun? Hatte sie ein Recht, ihre  
Eltern zu bitten, die Arbeitslast des ärmlichen Hofes allein zu  
tragen? Mit schmerzlich geteiltem Herzen fuhr sie zu ihnen. Drei  
Wochen lang arbeitete sie Tag und Nacht, um wenigstens ein biß-  
chen vorzuarbeiten, damit sie sich für einige Zeit freimachen  
konnte. Ihre alten Eltern sahen die Glut ihrer Überzeugung und  
erboten sich von selbst, die Arbeit wieder aufzunehmen, damit sie

noch einmal wegfahren könnte. Ihre Freunde aus dem Seinendan boten ihre Hilfe an, und sie konnte mit ihnen verabreden, daß sie ihren Eltern abwechselnd aushalfen.

Eine andere Rolle wurde von einem jungen Bauern gespielt. Auch er hatte alte Eltern, die ihn während der Erntezeit brauchten. Als er ihnen seine Absicht mitteilte, beschlossen sie, ihn voll und ganz zu unterstützen, und verkauften eine Parzelle Land, um ihn von allen Verpflichtungen zu befreien.

So stand fast jeder dieser jungen Menschen aus dem Seinendan bei seiner Heimkehr vor einer Zerreißprobe. Einer ist der älteste Sohn seiner Familie. Nach japanischer Tradition entscheidet der Älteste alles, wenn der Vater sich zur Ruhe gesetzt hat. Der junge Bauer wagte nicht, von der geplanten Reise mit dem Theaterstück zu sprechen. Eines Tages aber erzählte er seinem Vater, was er in Mackinac gefunden und wie er sich entschlossen hatte, ein neues Leben zu beginnen. Sein Vater hörte zu, stellte Fragen, und schließlich erzählte ihm der Sohn von dem Projekt, das ihm so am Herzen lag.

„Wenn du meinst, dies sei das Wichtigste, was du tun mußt“, sagte der Vater, „gehe hin und tue es.“

Einige Wochen nach der Rückkehr der Delegation nach Tokio treffen sich siebzehn junge Japaner, die sich von ihren beruflichen und familiären Verpflichtungen freigemacht haben, um die Eroberung ihres Landes in Angriff zu nehmen. Nach ihrer gemeinsamen Überzeugung soll das Stück zuerst in der Hauptstadt aufgeführt werden und dann durch verschiedene Städte reisen. Dazu müssen aber zunächst die Mittel gefunden werden, denn keiner von ihnen hat irgendwelche finanzielle Möglichkeiten. Eine Bühnengesellschaft beschließt, ihnen die Kulissen zu beschaffen, und liefert dazu die ganze elektrische Ausrüstung umsonst. Einer der besten Regisseure Tokios, Sugawara, er bietet sich, die Regie zu führen. Als einer der in Tokio akkreditierten Botschafter erfährt, daß die Gruppe keinen Raum für die Proben hat, bietet er ihnen den Empfangssaal der Botschaft an. Sein Sohn und seine Tochter sind so begeistert von den Möglichkeiten dieser Tournee und allem,



was sie von den Japanern erfahren, daß sie sich von sich aus für die Arbeit hinter den Kulissen zur Verfügung stellen.

So wuchs aus der Entschlossenheit und Opferbereitschaft dieser wenigen jungen Menschen des Seinendan das Instrument, das sich in einer japanischen Stadt nach der andern als Träger einer Botschaft der Wiedergeburt bewähren sollte.

Mit den jungen Schauspielern reiste ein Japaner, der elf Jahre lang in sibirischer Gefangenschaft gewesen war. Bei Kriegsende in der Mandschurei in Kriegsgefangenschaft geraten, hatte Tatsuji Seki mit Tausenden seiner Landsleute in den ödesten Steppen Sibiriens in verschiedenen Lagern gelebt. Ein Kamerad und er bemühten sich während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft, ihre Verzweiflung zu überwinden, indem sie zahlreiche Theaterstücke schufen; er spielte die Hauptrollen, und sein Freund war der Regisseur. Auf diese Weise wollten sie in den Herzen ihrer Kameraden die Vaterlandsliebe und die Hoffnung auf die Rückkehr zu einem normalen Leben wachhalten.

In all diesen Jahren hatte Seki Gelegenheit, die Russen zu beobachten. Er mußte sich natürlich ihrer eisernen Disziplin unterwerfen, aber er bemerkte auch, wie sehr seine Wachen sich gegenseitig voll Haß und Eifersucht schikanierten. Eines Abends blätterte er in der verräucherten Schlafbaracke in der russischen Zeitschrift *Kultur*, und sein Blick fiel auf die Abbildung großer Gebäude in der Schweiz mit der Überschrift „Moralische Aufrüstung“. Der Artikel war von einem russischen Reporter geschrieben, der damals mit einer Gruppe von Journalisten während der Genfer Konferenz der Großen Vier nach Caux gefahren war. Es war ein heftiger Angriff, und das weckte das Interesse Sekis. Moralische Aufrüstung — so etwas braucht die Welt, sagte er sich.

Wie groß war sein Erstaunen, als er einige Tage nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft einen Brief seiner Schwester erhielt, die sich voll und ganz für den Kampf an der Seite Frank Buchmans verpflichtet hatte. Später sagte Seki, jetzt habe er keine Angst mehr vor den Kommunisten, „denn ich weiß, wie

man das Herz eines Menschen ändert, ob er Kommunist ist oder nicht“.

An der Seite seines Kameraden aus der Kriegsgefangenschaft spielt er nun eine der Hauptrollen in dem *Weg ins Morgen*, denn der Geist dieses Stückes ist in seinen Augen der einzige Garant einer besseren Zukunft.

Nach der Premiere in Tokio für die Abgeordneten des Parlamentes werden die Kulissen in der Industriestadt Hitachi aufgebaut. Es ist der erste Kontakt mit japanischen Arbeitermassen. Der Erfolg ist so groß, daß Einladungen aus allen Ecken des Landes sich häufen. Im Laufe der folgenden Monate wird das Stück nach vielen Orten eingeladen, in die Städte der Kupferbergwerke, der Kohlengruben, der Werften, nach den großen Industriezentren; und mit dem Stück dringt die Flutwelle, die diese jungen Menschen entfesselt haben, ungestüm vorwärts.

Sie spielen bald in modernen, gut eingerichteten Theatern und dann wieder in einfachen Sälen, wo die Zuschauer so eng gedrängt auf den Tatamis (Rohrmatten) sitzen, daß keine Stecknadel mehr zu Boden fallen könnte. Im ganzen führen sie das Stück sechsundsiebzig Mal auf. Am Ende der Vorstellungen umringen die Zuschauer die Schauspieler und möchten erfahren, wie sie das auf der Bühne Gesehene selbst leben können.

An einem eisigen Tag im Januar befinden sich unter den Zuschauern in Urawa bei Tokio zwei Männer, die im allgemeinen nicht nebeneinander zu sitzen pflegen.

Der eine von ihnen, namens Sogo, einer der höchsten Beamten Japans, ist in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur der Eisenbahnen für 450000 Eisenbahner verantwortlich. In Japan sind die Eisenbahner als besonders kämpferisch bekannt, und sie beginnen meistens die „Frühjahrsoffensive“, um Regierung und Unternehmer zu Lohnerhöhungen zu zwingen. Die letzte dieser Offensiven war ziemlich übel ausgegangen. Ein Streik war vom Zaum gebrochen worden, ein schweres Eisenbahnunglück war in der Folge geschehen, und die Regierung hatte die verantwortlichen Gewerk-



schafter entlassen und sich geweigert, weiter zu verhandeln, ehe Neuwahlen in der Gewerkschaft stattgefunden hatten. Aber nun war die Situation gänzlich festgefahren: die Gewerkschaft hatte die gleichen Leute wiedergewählt, und die Regierung ging deshalb nicht von ihrer Weigerung ab.

Im ersten Rang des Zuschauerraums sitzt der Präsident der Eisenbahnergewerkschaft, Koyanagi. Er meinte einmal ironisch: „Es ist die Aufgabe des Gouverneurs, dafür zu sorgen, daß die Räder rollen. Meine Aufgabe scheint es zu sein, dafür zu sorgen, daß sie nicht rollen.“

An diesem Abend wendet sich bei einer Tasse kochend heißen Tees, den der Oberbürgermeister der Stadt dem Publikum nach dem Theater bietet, der alte Gouverneur Sogo an den Gewerkschafter: „Ich war wie der alte despotische Vater, den wir gerade auf der Bühne gesehen haben. Ich habe nicht immer mein Bestes getan, um eine Lösung für die zahlreichen Konflikte zwischen uns zu finden; ich bitte Sie deswegen um Verzeihung.“

An diesem Abend hatten die Jungen des Seinendan das Eis zwischen den beiden Männern zum Schmelzen gebracht, und die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen.

Einige Zeit später lädt die Eisenbahnergewerkschaft die jungen Menschen ein, ihr Stück in der Hauptgeschäftsstelle in Tokio aufzuführen. Gouverneur Sogo ist bei dieser Gelegenheit ihr Ehrengast.

In Hiroshima erhebt sich wenige Meter von der Stelle, auf der die Atombombe barst, ein neues Theater. Dort wurde *Der Weg ins Morgen* aufgeführt.

Seit dem Kriege war der Haß, den die Bomben in Hiroshima und Nagasaki aufgewühlt hatten, eine wirksame Waffe in der Hand derer, die Japan vom Westen, besonders von Amerika, abspalten wollten. Tag für Tag berichten japanische Zeitungen über Männer und Frauen, die noch an den Nachwirkungen der Bomben leiden. Jedes Jahr versucht man, mit Demonstrationen, Kongressen und Resolutionen den Haß neu zu schüren und die Verbitterung zu vertiefen.

„Ich haßte Amerika“, schrieb ein Opfer der Atombombe. „Wie oft habe ich gewünscht und davon geträumt, daß die Amerikaner ebenso massakriert würden wie wir damals in Hiroshima. Unverzüglich antiamerikanisch eingestellt, verstand ich nicht, daß mein eigener Haß in meiner Familie, in meiner Gewerkschaft, in meinem Vaterland und in ganz Asien weiter Haß erzeugt und unausweichlich zur Spaltung führt.“

Die junge Ayako Yamada, die aus Hiroshima stammt, soll uns selbst erzählen, was in ihrer Stadt geschah:

„An jenem Abend sahen über 2 500 Menschen das Stück *Der Weg ins Morgen* im großen Rathaussaal, und unser Oberbürgermeister führte das Stück ein. Mein Bruder spielte auch einmal mit, und seine Rolle als Landbriefträger gefiel ihm sehr.

Am Vormittag des Tages, an dem die Vorstellung stattfinden sollte, waren die sechzig Mitglieder der Schauspielgruppe in den Friedenspark gegangen, um an dem halbkreisförmigen Ehrenmal für die Opfer der Atombombe einen Kranz niederzulegen. Das Ehrenmal trägt die berühmten Worte: ‚Ruhet in Frieden. Wir werden nie wieder denselben Fehler begehen‘. Als der Oberbürgermeister von Hiroshima diese Inschrift hatte setzen lassen, war er heftig kritisiert worden. Vielen gefiel das Wort ‚wir‘ nicht, und sie hätten statt dessen lieber das Wort ‚sie‘ gesehen. Aber unser Oberbürgermeister, der selbst mehrere Angehörige in der Katastrophe verloren hat und dessen Frau noch heute unter den Nachwirkungen der Bomben leidet, war in Caux gewesen. ‚Wir dürfen niemanden wegen des Geschehens beschuldigen‘, hatte er gesagt, ‚sondern wir müssen gemeinsam die Verantwortung dafür übernehmen, daß etwas Ähnliches nicht wieder geschieht.‘

Vor diesem Ehrenmal für die Toten stiegen viele Erinnerungen in mir auf, und das Herz wurde mir schwer. Ich sagte meinen Freunden: ‚Ich danke euch, daß ihr nach Hiroshima gekommen seid. Menschen aus vielen Ländern kommen hierher, aber niemand ist mit der Arznei gegen die Bitterkeit zu uns gekommen. Ihr habt sie uns als erste gebracht. Ich bin sehr dankbar, daß ich heute mit euch hier sein kann, um diese Arznei der Welt weiterzugeben.“



Osaka hätte dem Weg *ins Morgen* beinahe seine Tore verschlossen. In dem Stück kommt ein Bauer vor, der nachts seinem reichen Nachbarn Wasser stiehlt. Diese Rolle spielt Kichizaemon Sumitomo, der Chef der großen Industriellenfamilie, die vor dem Krieg mehr als eineinhalb Millionen Menschen beschäftigte. Als ein höherer Angestellter einer der Gesellschaften im Hauptsitz des Sumitomo-Konzerns in Osaka berichtete, er habe in Tokio Kichizaemon in der Rolle eines Bauern auf der Bühne gesehen, war man entsetzt. Es wurde beschlossen, das Stück in Osaka nicht zuzulassen.

Zwei Mitglieder des Verwaltungsrates fuhren nach Tokio, um Sumitomo zu bewegen, auf seine Rolle zu verzichten.

„Es ist eine viel zu niedrige Rolle für Sie“, sagten sie ihm.

„Ich spiele diese Rolle nicht um meinetwillen, sondern um der Zukunft Japans willen, damit unsere Kinder und Enkel hier in einer Demokratie leben können. Viele dieser jungen Menschen aus dem Seinendan haben für dieses Stück alles geopfert, und ich bin überzeugt, daß ich an ihrer Seite bleiben muß.“

„Aber denken Sie doch an den Namen der Familie Sumitomo! Sie richten ihn zugrunde!“

„Ich begreife ihre Gründe; aber ich kümmere mich ebenso um den Namen Sumitomo, denn ich bin schließlich in die Familie hineingeboren!“

„Gut“, sagten die Mitglieder des Verwaltungsrates. „Behalten Sie Ihre Rolle als Bauer, aber spielen Sie nicht in Osaka; es wäre zu peinlich, Sie in dieser Rolle zu sehen.“

„Wenn Sie wirklich an die Zukunft Ihrer Enkel dächten, dann würden Sie mich in dem Stück sehen wollen. Wenn Sie das nicht begreifen, kann ich nur beten, daß ich weder rechts noch links, sondern geradeaus gehe, damit Gott mich gebraucht.“

Sumitomo blieb fest. Das Stück kam nach Osaka, und die Verwaltungsräte betraten das Theater voll Argwohn.

„Nach dem Kriege“, erklärte Sumitomo von der Bühne nach dem letzten Vorhang, „habe ich alles verloren, was meine Sicherheit ausmachte, und ich lebte ohne jede Verantwortung für die Zukunft meines Vaterlandes. Die Moralische Aufrüstung hat mir ge-

zeigt, daß ich anders leben müsse, wenn ich eine neue Welt bauen wollte. Diese Ideologie zeigt die Zukunft in der richtigen Perspektive. Deswegen habe ich mit Freuden eine Rolle in diesem Stück übernommen, auch wenn es die niedrigste ist.“

Ein Verwaltungsrat sagte: „Ich habe geweint wie ein Kind ... Dieses Stück rührt an etwas sehr Tiefes im Herzen.“ Bei der nächsten Aufführung ergriffen zwei der angesehensten Verwaltungsräte das Wort, um das Stück einzuführen, und entschuldigten sich öffentlich für den Widerstand, den sie Sumitomo entgegengesetzt hatten. Nach der Vorstellung erhob sich ein Mann im Saal und sagte: „Herr Sumitomo verfolgt mit dieser Rolle das Ziel, die Welt zu ändern. Wir können uns vor dem Geist, den er bewiesen hat, nur ehrfurchtsvoll verneigen.“ Es war der frühere Präsident der Sumitomo-Bank.

Nachdem sich die Tore Osakas aufgetan hatten, standen die Tore aller Sumitomowerke in ganz Japan offen.

„Im Seinendan hatte die Gruppe der extremen Linken das Jahr 1958 als den Zeitpunkt festgesetzt, an dem ihre Anstrengungen bei den Wahlen von Erfolg gekrönt sein sollten. Dann wollten sie alle Posten des Hauptvorstandes unter sich verteilen“, erzählt die Vizepräsidentin Kinu Wakamiya. „Der Sieg war bis ins einzelne vorbereitet. Aber diejenigen, die entschlossen waren, den Seinendan von keiner ausländischen Macht benutzen zu lassen, trugen bei den Wahlen einen wenn auch knappen Sieg davon.

Einigen Menschen, die von ihrem persönlichen Ehrgeiz frei geworden waren und gelernt hatten, sich gegenseitig zu vertrauen und offen zueinander zu sein, und die so eine wirkliche moralische Vollmacht gewonnen hatten, ist dieser Erfolg bei den Wahlen zu verdanken. Sie brachten die kommunistische Strategie, die Ehrgeiz und andere menschliche Schwächen ausbeutet, zum Scheitern.“

Einige Tage vor den Wahlen sagte ein anderes Mitglied des Hauptvorstandes, das ebenfalls in Mackinac gewesen war: „Früher ging es in den Wahlen nur um eine Entscheidung zwischen den Vertretern der Rechten und Linken. Jetzt geht es um eine Entschei-



dung zwischen denen, die Moralische Aufrüstung leben wollen, und denen, die das nicht wollen.“

Auf dieser Ebene setzte die Generalversammlung der Organisation sich dann auch mit der Wahlfrage auseinander. Es gab keinen Kuhhandel hinter den Kulissen und keine vehementen Reden. Aber überall sah man kleine Gruppen auf den Tatamis sitzen und leidenschaftlich diskutieren. In jeder Gruppe saß ein Extremist von links, der genaue Instruktionen hatte, und einer der Leute, die in Mackinnac waren.

Kurz nach der Bekanntgabe der Resultate wandte sich der Führer der Kommunisten an die Vizepräsidentin:

„Wir sind von der Moralischen Aufrüstung geschlagen worden!“

„Nicht die Moralische Aufrüstung hat euch geschlagen“, erwiderte sie lächelnd, „sondern der Sinn für das Rechte und Gerade!“

Über die Tragweite dieses Erfolges erklärte die Vizepräsidentin: „Eine Niederlage wäre für unser Land eine Katastrophe gewesen. Man muß sich bewußt sein, daß der Weg, den der Sohio (der japanische Gewerkschaftsbund) mit seinen fünf Millionen Mitgliedern, die Lehrgewerkschaft mit 500000 und der Seinendan mit 4,3 Millionen Mitgliedern einschlagen, praktisch die Zukunft des Landes entscheidet. Zwei dieser Organisationen sind bereits prokommunistisch. Deshalb muß der Seinendan seine Politik, weder rechts noch links, sondern geradeaus zu gehen, weiterverfolgen.“

Auf der zweiten asiatischen Konferenz für Moralische Aufrüstung in Baguio im März 1958 hatten die Japaner Gelegenheit, als geeinte Kraft den Delegierten anderer asiatischer Länder ihre Erfahrungen weiterzugeben.

Die Truppe des Schauspiels *Der Weg ins Morgen* gehörte zu einer Delegation, an deren Spitze Ministerpräsident Kishi einen persönlichen Vertreter, Kunio Morishita, gestellt hatte. Dieses Stück war das erste japanische, das seit dem Krieg in den Philippinen gespielt wurde, und ergriff die Zuschauer dort ebenso wie bei den Aufführungen in Amerika und Japan. Das Entscheidende aber sprach die Senatorin Shidzue Kato in einem Satz aus: „Diese Konferenz

schließt Asiaten zu einer geeinten Gruppe zusammen, die der Welt Einigkeit bringen wird.“

Indien, Vietnam, Burma, Formosa, die Philippinen und Indonesien waren auf der Konferenz vertreten. Aryo Pierono, der Präsident der Jugendfront Indonesiens, sprach für die zwei Millionen Jugendlichen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, die in dieser Organisation vereinigt sind.

Zweimal war er zum Tode verurteilt worden, zuerst von den Kommunisten und dann von den Holländern. Nun wandte er sich eines Tages vor der ganzen Konferenz an den niederländischen Senator Dirk de Loor: „Als ich hier ankam, brachte ich es nicht über mich, mit Ihnen zu sprechen, denn Sie gehören dem holländischen Parlament an. Aber als Sie in Ihrer Rede das Unrecht der Vergangenheit zugaben, hat mir das geholfen, in Ihnen nicht mehr einen Feind, sondern einen Kampfgenossen für eine neue Welt zu sehen.“ Die beiden Männer drückten sich die Hand. Dieser Händedruck und die Rede des holländischen Senators, die dazu geführt hatte, entfesselten in den Niederlanden einen Sturm. Aber im Parlament und in der Presse erhoben sich mehr Stimmen, die die kühne Geste des Senators unterstützten, als manche Kenner der holländischen Politik vermutet hatten. Senator de Loor hatte in Baguio zu den Indonesiern gesagt: „Es gibt schwarze Seiten in der Geschichte, die die Niederlande in Asien geschrieben haben. Gemeinsam können wir eine weiße Seite beginnen. Ich bitte Sie für die Fehler der Vergangenheit um Verzeihung.“

Der indonesische Jugendführer faßte in einigen Worten zusammen, was ihm diese Konferenz bedeutete: „Ich habe entdeckt, worin das Geheimnis der Einigkeit einer Familie besteht. Dann habe ich hier eine Verständigung zwischen Indonesiern und Holländern erlebt. Schließlich habe ich erkannt, wie wir mit Hilfe unserer asiatischen Freunde, besonders der Japaner, leere Mägen mit Nahrung, leere Hände mit Arbeit und leere Herzen mit der Ideologie der Moralischen Aufrüstung füllen können.“

Ein anderer Delegierter, der junge Rajmohan Gandhi, sagte: „Auf dieser Konferenz wurde eine Kraft geboren, die Asien einigen



wird, denn sie überwindet den Haß zwischen den asiatischen Völkern und den Haß dieser Völker gegen den Westen.“

So hat das japanische Leuchtfeuer begonnen, Asien zu erhellen.

### *Und jetzt?*

Auf den vorhergehenden Seiten haben wir gesehen, wie Menschen und Völker von einem neuen Bewußtsein ihrer Bestimmung ergriffen werden. Das Fehlen einer tragenden Idee oder die verheerende Herrschaft falscher Ideale wird durch den Aufstieg einer Hoffnung abgelöst, die dem Leben der Einzelnen und des ganzen Volkes eine neue Richtung gibt.

Wir erblicken die Umrisse einer neuen Gesellschaft. Alles ist im Werden. Und wichtig ist, daß es nicht auf dem Papier geschieht; der Aufbau ist in vollem Gange. Wichtig ist ebenfalls, daß die Durchschlagskraft und Reichweite der Prinzipien des Handelns, die den berichteten Geschehnissen zugrunde liegen, aus diesen selbst spricht.

Wir haben Japan als Beispiel gewählt. Wir hätten auch ein anderes Volk nehmen können. Die Arbeit der Moralischen Aufrüstung ist weltumspannend. Man kann die Tatsachen, die wir beschrieben haben, nicht unter dem Vorwand beiseite schieben, daß sie sich nur durch eine japanische oder asiatische Geisteshaltung erklären ließen. Das Tiefste im Menschen ist allen Völkern gemeinsam.

Ähnliche Ereignisse haben sich auch auf dem ganzen afrikanischen Kontinent abgespielt. Die Nationen Afrikas bringen der Welt die Frucht ihrer Erfahrungen auf dem Gebiet der Moralischen Aufrüstung.

Einer der markantesten Politiker Nigeriens, Professor Eyo Ita aus der Provinz Kalabar, wird sich auf einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung plötzlich darüber klar, daß der Konflikt, der seine Provinz in einen Gegensatz zur Zentralregierung gebracht hat,

in Tat und Wahrheit nur auf persönlicher Rivalität beruht: wie er sein Gewissen erforscht, erkennt er, daß ihn eine heftige Antipathie gegen seinen Ministerpräsidenten, Nnamdi Azikiwe, in die Opposition getrieben hat, weil jener ihn von der Spitze der Regierung verdrängt hatte. Er beschließt, seinen Gegner aufzusuchen, entschuldigt sich bei ihm und schlägt ihm vor, ihn bei dessen Besuch in seiner Provinz zu begleiten. Er ruft in einer Rundfunkansprache zur Einigung auf: „Schluß mit dieser Stammespolitik, die unser Land gespalten hat! Ich verpflichte mich, für die Einigung unseres Volkes zu wirken. Wie ein Herz und eine Seele wird sich die Nation, zu der wir alle gehören, erheben und sich unter der Führung Gottes für ihre Freiheit einsetzen.“ So geht ein Land den Weg weiter, den ihm eine Reihe von Männern seit jenem Tage im Jahre 1949 bahnte, an dem Nnamdi Azikiwe zum ersten Mal nach Caux gekommen war.

Etwas Ähnliches ereignet sich in einem Nachbarland, Ghana, im Augenblick, in dem es seine Unabhängigkeit erlangt. Ein Oppositionsführer, der Tolon Na, bewahrt sein Land durch eine Geste gleicher Art vor einer schweren Verfassungskrise.

In einem anderen Lande am Ufer des Golfs von Guinea beseitigt der jetzige Finanzminister mit einem Schlage das Element der Uneinigkeit, das ihn von seiner Familie und von seinen Kollegen in der Politik trennt, indem er den Haß, den er im Herzen gegen die Kolonialmacht hegt, überwindet. Seitdem betrachtet man ihn als den Pfeiler, auf dem die Einigkeit der Nation ruht.

Selbst tiefverwurzelte Vorurteile weichen diesen neuen Möglichkeiten der menschlichen Beziehungen. In Südafrika finden schwarze Vorkämpfer für die Rechte ihrer Rassegenossen wie William Nkomo, der erste Präsident der Jugendliga des afrikanischen Nationalkongresses, und intransigente Weiße wie Jan Loubser, der Studentenfürer der Burenuniversität Stellenbosch, nicht nur ein gemeinsames Ziel, sondern sie bringen der Welt auch eine neue Konzeption der Beziehungen zwischen den Rassen. Diese Südafrikaner reisen zusammen durch den Süden der Vereinigten Staaten und erregen die Aufmerksamkeit der amerikanischen Staatsmänner, die um die



Lösung ihrer eigenen Probleme ringen. „Sie sagen das, was Amerika hören muß“, erklärt Commissioner Mc Laughlin bei einem Empfang im Rathaus von Washington.

Die Beispiele ließen sich vervielfachen. Aber all diese Erfahrungen gewinnen eine weltweite Bedeutung, weil sich die Afrikaner bewußt sind, daß sie in anderen Teilen der Welt ebenfalls geschehen können. Deshalb drehen sie 1957 einen Film, *Freiheit*, dessen Drehbuch nichts anderes ist als eine Darstellung dessen, was sie versucht, erlebt und erprobt haben. Einer der Kameraleute Walt Disneys, Rickard Tegström, genannt „der Rembrandt der Kamera“, und andere hochqualifizierte Techniker der Filmindustrie stellten sich ohne Gage zur Verfügung, und heute vermittelt der Film, in viele Sprachen übersetzt, anderen Völkern die Erfahrung dieser Afrikaner.

In Berlin wird *Freiheit* an der Sektorengrenze in einem Filmtheater gespielt, in das man nur für Ostgeld Eintrittskarten erhält. Zu Tausenden kommen die Männer und Frauen auf der Suche nach einer Hoffnung dorthin. Überall, in Finnland, auf den Universitäten für Weiße und denen für Neger in den amerikanischen Südstaaten, in Little Rock, in Argentinien, vor den Parlamentariern in sechzehn Hauptstädten bringt der Film festgefahrene Konzeptionen ins Wanken: „Gestern habe ich einen Film gesehen, der mein ganzes Leben ändern kann“, schreibt ein Filmkritiker aus Hollywood.

Diese Übertragung der Erfahrungen von einem Kontinent zum andern ist für die Entwicklung der Aktion der Moralischen Aufrüstung charakteristisch. Hier zeigt sich das besondere Genie Frank Buchmans. So rief er eines Tages in Caux dreißig Afrikaner aus zwölf Ländern in einem Augenblick zu sich, als jeder Einzelne von ihnen seine Heimreise vorbereitete, und schlug ihnen vor, die Früchte ihrer Erfahrungen in *Freiheit* zu sammeln. Er sagte ihnen: „Afrika hat der Welt etwas zu sagen!“ In der Tat: die Stimme dieses Kontinents hat sich in die entferntesten Gegenden vernehmbar gemacht.

Als auf einer Konferenz in Mackinac sechs Parlamentarier aus Ghana, die gegnerischen Parteien angehören, gemeinsam ein Thea-

terstück, *Die zweite Phase*, schrieben und es mit Hilfe anderer afrikanischer Delegierter aufführten, dachte Frank Buchman sofort wieder an die Wirkung, die dieses Stück in Amerika haben könnte. Der Inhalt war schlicht: es sollte gezeigt werden, daß ein Volk, das soeben seine Unabhängigkeit erlangt hat, die inneren Rivalitäten überwinden muß, wenn es nicht in schlimmere Sklaverei verfallen will. Alle Schauspieler waren Schwarze. Weiße Südafrikaner erbieten sich freiwillig, die Arbeit hinter den Kulissen zu übernehmen.

*Die zweite Phase* wurde in Washington begeistert aufgenommen. Bürger Atlantas, der großen Hauptstadt in den Südstaaten, sahen das Stück und luden die Schauspieler ein, es in ihrem Stadthaus aufzuführen. Diese Afrikaner waren die einzigen, die sich der Sympathie sowohl der Weißen als auch der Schwarzen erfreuten, und zum ersten Mal wurde die Rassentrennung im Stadthaus von Atlanta aufgehoben.

Durch ihre Verbindung mit Frank Buchman werden sich die Afrikaner der Rolle bewußt, die ihr Kontinent beim Aufbau der Welt von morgen zu spielen berufen ist. Wir westlichen Völker, die wir uns durch intellektuelle Tradition angewöhnt haben, jede Schwierigkeit auf oft unlösbare demographische, wirtschaftliche, finanzielle oder technische Probleme zurückzuführen, können von diesen afrikanischen Völkern lernen, daß man viel wirksamer handelt, wenn man sich mit den Motiven der Menschen befaßt und sie verwandelt.

„In unserer Epoche brauchen wir eine Ideologie, die radikal genug ist, die Probleme zu lösen, die sich aus den menschlichen Leidenschaften des Hasses, der Furcht und der Gier ergeben“, sagt der Abgeordnete Dowuona Hammond aus Ghana. „Wir brauchen eine Ideologie der Freiheit, die die Menschen dazu führt, ihr Verhältnis gegenseitiger Ausbeutung in eine Beziehung selbstlosen Gebens zu verwandeln. Nur auf diese Weise kann der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen ein Ende bereitet werden. Die Menschen werden aufhören, sich voreinander zu fürchten, weil die treibenden Motive ihres Lebens verwandelt werden.“



Bei den Afrikanern ist ein Gefühl noch lebendig, das in uns Menschen des Westens sehr stumpf geworden ist: das Gefühl dafür, daß das Menschliche in den Beziehungen zwischen den Menschen entscheidend bleiben muß.

Im Laufe der letzten zehn Jahre haben die Bürger der jungen afrikanischen Nationen zu Hunderten an den verschiedenen Konferenzen der Moralischen Aufrüstung in Caux und Mackinac teilgenommen. Sie haben als erste erfaßt, daß zwischen der Änderung ihres persönlichen Verhaltens im privaten und öffentlichen Leben auf der einen Seite und einer gesunden Politik in ihrem Land und Kontinent auf der anderen Seite ein Zusammenhang bestehen muß. Am Ende seines Aufenthaltes in Caux übergab der Arbeitsminister einer afrikanischen Republik der Presse das Programm, das er nach seiner Heimkehr zu befolgen beabsichtige. Das Programm enthielt vier Punkte: sein Familienleben wieder in Ordnung zu bringen, sich mit anderen Politikern seiner Provinz zu versöhnen, gute Beziehungen zwischen den Provinzen des Südens und des Nordens herzustellen und schließlich in der Regierung, der er angehört, Einigkeit zu schaffen. Er fügte hinzu: „Ich bin Frank Buchman sehr dankbar, weil er den Gedanken hatte, daß Afrika der Kontinent der Erneuerung sein könne. Er ist der einzige, der so gedacht hat. Dieses Afrika wird aus den moralischen Entscheidungen entstehen, die unsere Führer und unsere Brüder in ihrem Herzen treffen . . . Ich will die vier Maßstäbe der Moralischen Aufrüstung zur Politik meines Ministeriums machen und dafür sorgen, daß meine Regierung sie der Politik unseres Landes zu Grunde legt.“

Eine so mutige Erklärung zu belächeln – heißt das nicht, sich selbst das Urteil zu sprechen und zuzugeben, daß es im eigenen Leben zwischen den verschiedenen Lebensgebieten, wie bei einem Schiff, wasserdichte Trennwände geben könnte?

Diese Afrikaner werden von der kommunistischen Welt umworben; die westliche Welt bemüht sich, sie von der Richtigkeit ihrer demokratischen Prinzipien zu überzeugen. Sie aber wenden sich mit größerer Hoffnung Frank Buchman zu. Diese Männer haben das Bedürfnis, sich auf einer afrikanischen Konferenz für Moralische

Aufrüstung zusammenzufinden. „Auf solchen Konferenzen“, schrieb kürzlich ein afrikanischer Regierungschef, „könnte eine neue Politik geboren werden, in der die Menschen nicht mehr versuchen würden, andere Menschen zu beherrschen. Niemand braucht mehr den Verlust des Einflusses zu befürchten, den er da und dort haben mag, wenn alle für sich und für ihr Land die Herrschaft des Allmächtigen anerkennen und sich entscheiden, unter Seiner Führung zu leben.“

Die Erfahrung dieser Asiaten und Afrikaner bringt die westliche und die kommunistische Welt zum Nachdenken. Die eine wie die andere muß erkennen, daß sie selbst die Prinzipien in Frage stellt, auf denen sie ihre gesellschaftliche Ordnung aufgebaut haben. Die Klarsichtigsten auf beiden Seiten beginnen zu sehen, daß Asien und Afrika der Welt etwas zu geben haben, von dem unser aller Zukunft abhängen kann.

Wir denken dabei an das, was einer der Gefährten Mahatma Gandhis, der Gouverneur Munshi, bei einem Besuch in Caux gesagt hat: „Werden wir eine moralische oder eine materialistische Oberhoheit anerkennen? Das ist der grundsätzliche Konflikt, in dem wir uns befinden. In dieser Epoche, in der Orient und Okzident veraltete Begriffe sind, hat unsere Generation versucht, diesen Konflikt durch Nationalismus, verschiedene Formen der Demokratie, Sozialismus und auf anderen Wegen zu lösen. Aber das hat uns der Lösung kaum näher gebracht.

Die heutige Welt ist von dem Begriff des wirtschaftlichen Lebensstandards besessen. Sie glaubt, eine Strukturveränderung würde automatisch die Menschen ändern. In Wirklichkeit hat die Hebung des Lebensstandards weder Frieden noch Glück gebracht. Es ist höchste Zeit, den absoluten moralischen Imperativen der Moralischen Aufrüstung den ersten Rang zuzuweisen.“

Neben dieses Zitat eines Inders möchten wir ein Wort Frank Buchmans stellen: „Kommunisten und Nichtkommunisten haben eine grundlegende Schwäche gemeinsam: sie schaffen keinen neuen Menschentyp. Infolgedessen fehlt ihnen beiden die eine wesentliche Voraussetzung, um eine neue Welt zu gestalten. Aber es gibt eine über-



legene Ideologie, die den Menschen neue Motive, ein neues Wesen gibt. Sie bewährt sich. Ein neues Denken wird geprägt, wenn man nach absoluten moralischen Maßstäben, absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe lebt. Mit dieser Ideologie werden die Völker anfangen zu denken. Sie werden alle ihre Probleme lösen. Familien werden geeinigt. Die Jugend wird ein Ziel finden, das dynamischer und anziehender ist als Zügellosigkeit.

Das ist die neue politische Weisheit, eine unwiderrufliche Verpflichtung, der Notwendigkeit angemessen, die Welt dahin zu bringen, anders zu denken, zu leben, zu wagen. Für jedermann überall ist das die Zukunft, das normale Leben.“

Was Menschen ohne Glauben gestern noch utopisch erschien, ist heute Tatsache geworden. Eine steigende Flut einsatzbereiter Menschen – Menschen guten Willens im umfassendsten Sinne des Wortes – durchströmt die Welt und schwemmt den Materialismus hinweg, den desorganisierten Materialismus der westlichen Länder ebenso wie den organisierten Materialismus der kommunistischen Welt. Tausende von Menschen haben sich von ihren kleinlichen Sorgen befreit, um sich auf der Höhe einer weltweiten Verantwortung zu bewegen, und können so ihre Kräfte an den Punkten zusammenfassen, wo eine Offensive am notwendigsten ist.

Wir denken hier an die Mannschaften geschulter Menschen, die sich im Laufe der letzten Jahre in etwa fünfzehn asiatische Hauptstädte begeben haben, um mitzuhelfen, den Abgrund aufzufüllen, den zwei Jahrhunderte wirtschaftlichen Materialismus' zwischen Orient und Okzident aufgerissen haben.

Wir denken an die fortgesetzten Anstrengungen im Süden der Vereinigten Staaten. Seitdem die Afrikaner selbst die Aktion mit ihrem Theaterstück *Die zweite Phase* eingeleitet haben, wurde ein neues Schauspiel, *Krönung des Lebens*, auf die Bretter gestellt. Ein schwarzer Rechtsanwalt, Oberst Walden aus Atlanta, bestätigt: „Eine Gruppe von Menschen der Moralischen Aufrüstung war fünf Monate lang in Atlanta, und von jetzt an wird unsere Stadt niemals wieder so sein, wie sie vorher war.“ Zwei hervorragende ame-

rikanische Schauspielerinnen haben die Hauptrollen in diesem musikalischen Theaterstück übernommen: die schwarze Sängerin Muriel Smith und Ann Buckles, eine weiße Künstlerin, deren Name durch die Plakate am Broadway weltbekannt ist. Die Tatsache, daß diese beiden Frauen Seite an Seite spielen und keine Gage für ihre Rollen nehmen, in die sie ihre ganze persönliche Überzeugung legen, spricht mit Vollmacht zu einem verwirrten Amerika. Der Stadtrat in Washington hat ihnen symbolisch die Schlüssel der Stadt überreicht, als ihnen im Nationaltheater im Laufe von sieben Wochen 83 000 Menschen mit ihrem Beifall dankten – ein Rekord in den hundertdreiundzwanzig Jahren seit dem Bestehen dieses Theaters.

Wir denken an die Hunderttausende, die da, wo sie stehen, im Rahmen ihres Berufes, in der Unscheinbarkeit ihres Alltags, ein ganz neu ausgerichtetes Leben leben, das innerster Hingabe an eine weltumspannende Verantwortung entspringt, die ihrerseits aus tiefsten Glaubensquellen gespeist ist. Wir denken dabei an den entschlossenen Kampf um gesunde Verwaltung und Einigkeit in der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung, den der große, kürzlich verstorbene Arbeiterführer John Riffe als Vizepräsident der CIO geführt hat. Riffe sagte zu einem Senator: „Sie müssen Amerika sagen, Frank Buchman habe, als er John Riffe änderte, dem Land 500 Millionen Dollar erspart.“

Wir denken auch an die Konferenzen in Caux und Mackinac, in Asien und Afrika, auf denen die Menschen einander durch den Austausch ihrer Erfahrungen bereichern und voneinander lernen, ihre drückendsten Probleme zu lösen. Es sind Schulen politischer Weisheit, in denen Staatsmänner, Arbeiter und Industrielle lernen, Menschen, die von einer materialistischen Ideologie beherrscht sind, für eine überlegene Idee zu gewinnen.

In alledem nimmt Europa seinen Platz an der Seite der andern Kontinente ein. Die Tatsachen ließen sich um viele vermehren. Wir hätten von der unbestreitbaren Rolle sprechen können, die die Moralische Aufrüstung bei der Schaffung der europäischen Einigkeit gespielt hat. Madame Laure, deren Zeugnis wir im Anfang dieses



Buches brachten, hat mehr als jede andere Frau für die deutsch-französische Versöhnung getan; darüber sind sich zwei Männer einig, deren Namen für immer mit der Europaidee verbunden bleiben werden, Adenauer und Schuman.

Wir könnten zahlreiche Gelegenheiten nennen, bei denen die Moralische Aufrüstung in heiklen Verhandlungen zwischen zwei Ländern – Deutschland und Frankreich, Frankreich und Tunesien, Holland und Deutschland oder Deutschland und Dänemark – eine entscheidende Rolle gespielt hat, indem sie die Männer, die sich auf keiner anderen gemeinsamen Ebene begegnen konnten, zusammenführte. Diese Tatsachen sind Geschichte geworden.

Wir könnten von der großen Kundgebung im Ruhrgebiet sprechen, die Frank Buchman im Jahre 1950 auf eine Aufforderung von Bundeskanzler Adenauer hin in einem Augenblick organisierte, als in Berlin die kommunistischen Weltjugendspiele stattfanden, und über die man am nächsten Tag in einer deutschen Zeitung lesen konnte: „Berlin verpufft – Moralische Aufrüstung die Lösung.“

Wir hätten auch beschreiben können, was sich auf sozialem Gebiet in der französischen Textilindustrie, im englischen Kohlenbergbau, in der chemischen Industrie Italiens ereignet hat. Die einzelnen Erfahrungsberichte haben darauf angespielt, und in anderen Büchern sind sie ausführlich berichtet.

Jedes Volk muß jetzt selbst finden, was es zum Aufbau dieser neuen Welt beizutragen hat. Frankreich ist durch seine Tradition und seine besondere Begabung verpflichtet, diese Frage zu bedenken.

Viel zu lange haben wir unsere Hoffnung auf Illusionen gesetzt: auf den von der Vorsehung gesandten Menschen, die internationale Organisation, den Plan irgendeines klugen Mannes, ein wirtschaftliches oder politisches System . . .

Jedes Mal haben wir geglaubt, daß der Gegenstand unserer Hoffnung ohne unser Zutun die Probleme lösen werde.

Die Zeit hat unsere Illusionen weggefegt, und wir sind skeptisch und bitter geworden. Aber eine neue Welt ist möglich. Die Tatsachen sind da, sie sprechen eine deutliche Sprache. Alles, was wir

berichtet haben, sind einfache Dinge: die Folgen einfacher Handlungen. Sie liegen in der Reichweite eines jeden.

Jeder kann da, wo er steht, die Entscheidung treffen, zu dieser steigenden Flut von Menschen zu gehören.

Man braucht nichts zu unterschreiben, es sei denn, daß wir unseren Namen unter die weiße Seite unseres Lebens setzen und dem Willen, der das Geschick der Völker bestimmt, erlauben, diese Seite auszufüllen, wie Er will.

Da ist keine Bewegung, der man sich anschließen müßte. Wir müssen uns in Bewegung setzen lassen, indem wir die Bindungen abschneiden, die uns an den trägen Materialismus unseres Lebens fesseln.

Wir brauchen von niemand Befehle entgegenzunehmen, sondern nur den Befehlen zu gehorchen, die uns unser Gewissen diktiert. Wie es bei Hunderttausenden der Fall war, so liegt der Ausgangspunkt für jeden in ihm selbst.

Ein Wandel der Menschen öffnet den Weg zu einem Wandel der Hoffnung.

Es besteht ein weltweites Netz von Menschen, die die Aufgabe in Angriff genommen haben. Wenn wir es zulassen, daß unser Leben neu ausgerichtet wird, werden wir erfahren, daß sich unser Weg von selbst mit dem ihren vereint. Die Welt von morgen ist in unseren Händen.

Was werden wir unseren Kindern bieten? Eine Welt in Verwirrung, im Chaos, gegründet auf den Zufall der Egoisten, der Konflikte, der Leidenschaften und der Ängste?

Oder werden wir und unsere Länder alles, was wir sind und haben, einsetzen, damit unsere Kinder in einer großen Hoffnung leben?



## INHALT

VORWORT VON KONRAD ADENAUER . . . . .	7
BRIEF AN DREI BEUNRUHIGTE FREUNDE . . . . .	9
ERSTER TEIL · ENTSCHIEDENDE BEGEGNUNGEN . . . . .	29
Eine Sozialistin findet eine neue Dimension . . . . .	30
Umwälzung bei den Hafenarbeitern von Rio . . . . .	45
Bilanz eines französischen Industriellen . . . . .	61
Für sie ist nichts unmöglich . . . . .	66
Ein junger Inder erlebt die Unabhängigkeit . . . . .	76
Aus zwei Gefängnissen in die Freiheit . . . . .	90
Sesto San Giovanni – Frische Luft in der Presse . . . . .	102
Von der Komintern nach Caux: Der Weg eines norwegischen Marxisten . . . . .	109
Nie habe ich für mein Volk gesorgt . . . . .	125
Er baut das Afrika von morgen . . . . .	130
Ich hörte zum ersten Mal in Stalino davon . . . . .	144
Ein revolutionärer Geschäftsmann . . . . .	149
Ein neuer Glaube im Dienste der Arbeiter . . . . .	161
Der menschliche Torpedo . . . . .	171
Drei Brüder, ein Ziel . . . . .	182
Eine Begegnung zwischen dem Orient und dem Okzident . . . . .	198
ZWEITER TEIL	
DIESER MANN OHNE GRENZEN FRANK BUCHMAN . . . . .	205
DRITTER TEIL	
VOM PERSÖNLICHEN ZUM WELTWEITEN . . . . .	236
Der verlorene Sohn . . . . .	240
Weder links noch rechts, sondern geradeaus . . . . .	249
Die Politik des demütigen Herzens . . . . .	255
Der Weg ins Morgen . . . . .	265
Und jetzt? . . . . .	276

## *Bücher über Moralische Aufrüstung*

DR. FRANK N. D. BUCHMAN: FÜR EINE NEUE WELT

Das grundlegende Werk über Moralische Aufrüstung. Es enthält über fünfzig programmatische Reden des Begründers der Moralischen Aufrüstung, Dr. Frank Buchman, aus dem Zeitraum von 1934 bis 1955. Hier offenbart sich Buchman als prophetischer Denker, der die treibenden Kräfte unserer Zeit, vor allem aber den großen Plan und die Bestimmung kennt, die die Völker der Welt entweder erfüllen oder verfehlen. In diesen Reden wird mit der Liebe eine Sehers und mit der Leidenschaft eines Revolutionärs um den Menschen und um den Weg von Völkern gerungen. Hier finden sich die Grundlinien der kommenden Weltordnung, nicht als theoretische Forderung, sondern beispielhaft erfüllt und erprobt durch den wachsenden Weltorganismus von Menschen aller Rassen, Klassen und Religionen.

Caux-Verlag, Caux. 315 Seiten, DM 5.- / Fr. 4.80

DR. PAUL CAMPBELL / PETER HOWARD:

DIE KUNST MENSCHEN ZU ÄNDERN

Wegleitung zu ideologisch wirksamem Leben und Handeln

Das zentrale Problem ist die Änderung der menschlichen Natur, die Befreiung des Willens aus allen falschen Bindungen, damit er der Führung Gottes zu folgen fähig wird. Jahrzehntelange und tausendfältige Erfahrung in der Änderung von Menschen ist hier verarbeitet, um die Voraussetzungen und den Weg zur Schaffung des neuen Menschentyps, den unsere Zeit erfordert, klarzulegen.

Verlag Paul Haupt, Bern. 127 Seiten, DM 3.50 / Fr. 3.50

IDEOLOGIE UND KOEXISTENZ

EIN MANIFEST DER MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Dieses Manifest hat bereits in den ersten Monaten nach seinem Erscheinen im September 1959 Millionen von Menschen erreicht.

Es beschreibt Ziel und Strategie der Moralischen Aufrüstung und des Kommunismus und zeigt die Wahl auf, die die Völker treffen müssen, indem es Chruschtschews Alternative „Koexistenz oder Krieg“ die Alternative „Moralische Aufrüstung oder Kommunismus“ gegenüberstellt.

Taschenformat 32 Seiten, DM -.50 / Fr. -.50

Diese Schriften sind erhältlich in allen Buchhandlungen oder beim Bücherdienst der Moralischen Aufrüstung. Deutschland: Bonn, Kaiserplatz 3, Schweiz: Mountain House, Caux



## WAS ERWARTEN WIR VOM ARZT?

(*Qu'attendez-vous du médecin?*)

Von Gabriel Marcel

Unter Mitarbeit von Gustave Thibon, Marcel de Corte, Suzanne Fouché,  
Germaine Brunier, V.-H. Debidour und Jean Rolin  
Deutsche Übertragung von F. v. Otting

212 Seiten, Ganzleinen DM 12.80

„Ein ausgezeichnetes Buch von hohem Niveau. Alle Probleme der modernen Medizin werden darin aufgerollt und, was noch wertvoller ist: nicht nur aufgerollt, sondern auch philosophisch erhellt. Dabei ist das Buch von Laien geschrieben, also von Leuten, die dem Arzt im allgemeinen als Patienten begegnen, und nicht von Ärzten ...“

*Dr. med. L. Schlegel, Ernährungsmagazin*

„... Unter den Mitarbeitern dieses Buches befindet sich kein einziger Arzt. Medizinische Laien sind es, die – von Ärzten zu dieser Arbeit angeregt – dazu aufrufen, die Würde des ärztlichen Berufes in seiner Schönheit und tiefen Verantwortlichkeit zu schützen und die bedrohte Freiheit dieses Berufsstandes zu verteidigen. Gabriel Marcel, Vertreter des christlichen Existentialismus und Träger des Hamburger Goethepreises 1955, hat bei der Auswahl seiner Mitarbeiter viel Geschick bewiesen. Maßgebend beteiligt an der Entstehung dieses Buches ist außerdem Jean Rolin, der sich in zahlreichen Veröffentlichungen für die Wahrung der persönlichen Freiheit gegen äußere Übergriffe eingesetzt hat ...“

*Zschr. f. Heilpädagogik*

„... Es ist der Sinn dieser „Streitschrift“, die Ärzte und Patienten in gleicher Weise zum Nachdenken über die augenblickliche Situation anregen möge, den „humanen“ Zweck aller ärztlichen Maßnahmen gegen den unbedingten Herrschaftsanspruch der Technik in Schutz zu nehmen.“

*Dr. Falk, Hamburger Lehrerzeitung*

„Es ist äußerst verdienstvoll, ... daß der bekannte Vertreter des christlichen Existentialismus, Gabriel Marcel, es unternahm, eine der brennendsten Gegenwartsfragen zu untersuchen: Das Verhältnis von Arzt und Patient, betrachtet sowohl vom übergreifend kultur- und sozialkritischen Standpunkt aus als auch vom unmittelbaren Erleben des Patienten her, mehr von den Enttäuschungen als vom Dank. Marcel wählte sich eine Reihe angesehener Mitarbeiter, die unter bestimmten Gesichtspunkten die Frage des Titels zu beantworten suchen: „Was erwarten wir vom Arzt?“ ...“

*H. Enke, Zschr. f. Diagn. Psychologie*

HIPPOKRATES-VERLAG GmbH, STUTTGART